Th. U. 400

WSiKV

<36612348210016

<36612348210016

Bayer. Staatsbibliothek

P. A. Winkopp's

Freimütige Bemerkungen

über die

Mainzer Monatschrift

von

geistlichen Sachen

hauptsächlich

Apologie der Publizität und Rechtfertigung deutscher Journalisten; nebst einer Analyse der zu Regensburg sine die et consule ausgestreuten und in der Mainzer Monatsschrift nachgedrukten, so genanten kurzen Bemerkungen, wie sich gegen den Professor Schlözer in Göttingen zu benemen sein möchte.

Frankfurt und Leipzig
auf Kosten des Verfassers 1785

Th. ū. 400

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

B S B
MÜNCHEN

95/G

Vorrede.

Als ich diese freimütige Bemerkungen über die Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen niederschrieb und zum Druk bestimte; war das neunte Heft noch nicht erschienen, und ich hatte also damals aus Privatparteilichkeit nicht Ursache, mich über diese Herren zu beschweren. Nichts anderes bewog mich hiezu, als die Verkennung aller Landesherrlichen Rechte, die Verfolgung aller Publizität, der feine Grad von Intoleranz, der neue Jesuitismus, und die Bemühung und Machinazionen, gutmütige Protestanten in die römischen Fesseln zu schmieden.

Dies ist es, was man nebst vielen Widersprüchen in dieser geistlichen Monatsschrift findet, die in Mainz mit Bewilligung der Zensur oder vielmer mit Zensurfreiheit gedrukt wird. Dieses Journal wird unter der Firma: eine Geselschaft herausgegeben, und diese anonime Geselschaft — mögen doch unter ihr Hochwürdige gnädige, Magnifizenzen nnd Exzellenzen verstekt sein — muß es sich gefallen lassen, wenn ein anderer Journalist, der nicht so denkt, wie sie, und der ihrem Unfuge nicht länger zusehen konte, sich die Freiheit nimt, ihre geheimen Endzwekke zu entwikkeln, und das Publikum vor einer neu-iesuitisch-appretirten Speise nicht durch Machtsprüche, nicht durch Exklamazionen, nicht durch pöbelhafte und bäurische Schimpfwörter, sondern durch Gründe zu warnen. Die Liebe zur Warheit hat mir die Feder gefürt, und aus dieser Rüksicht verdiene ich, fals die Monatsschriftsteller mir nicht Recht geben, Widerlegung mit Gründen. Erlauben Sie Sich blos Machtsprüche, Exklamazionen, und Schimpfwörter; so machen Sie

Sich bei dem Publikum verdächtig, daß sie eine schlimme Sache verhandeln, und geben mir gerade zu Recht. Ich habe die Vorschrift meines Landesvaters, die Er Ihnen in seiner vortreflichen Rede gab, befolgt, und ich darf auch von Ihnen erwarten, daß Sie nach dieser Vorschrift mich behandeln werden.

Ich kenne die Gewonheit der Mainzer Monatsschriftsteller, allen Tadel auf Rechnung Leidenschaftvoller Mainzer zu sezzen. Ich bekenne also zum voraus, daß ich einzig und allein Ihr Gegner bin, und kein Mainzer irgend einigen Anteil daran hat.

Ich weiß, daß Sie die Sache der Journalisten so gern zur Sache des Landesherrn machen, und ieden Angrif auf Ihre Monatsschrift für Maiestätsverbrechen ausschreien. Ich muß es also zum voraus noch einmal sagen, daß ich es blos mit anonimen Schriftstellern zu tun habe, daß ich blos für die Sache spreche. Ich habe nirgends auf Perso-

nen gedeutet, ich habe, wenn ich von der geistlichen Macht sprach, nicht einzele Bischöfe, sondern die geistliche Macht überhaupt gemeint. So wie sich also die Mainzer Monatsschriftsteller erlaubten, gegen die Landesherrliche Macht zu Felde zu ziehen; so muß es mir auch frei stehen, über die geistliche Macht meine Meinung zu sagen. Irre ich, so widerlege man mich mit Gründen, und in dem Tone, in welchem ich angegriffen habe.

Die Monatsschriftsteller haben die Gewonheit — so sehr sie auch selbst gegen die Sprache felen, z. B. wenn sie sich denen statt den, derer statt der; wegen dem Befel, statt wegen des Befels, daß mit dem Indicatiuo, wo der so genante Coniunctiu stehen solte, das imperf. Conj. wo das praesens stehen müßte u. s. w. erlauben — Die Monatsschriftsteller, sage ich, die so wenig der Sprache mächtig sind, haben dessen ongeachtet die Gewonheit, ieden kleinen Sprachfeler, der vieleicht blos Drukfeler ist, an ihrem Gegner zu rügen. Ich

muß also im voraus sagen, daß durch die Entfernung vom Drukorte, und durch meine etwas unleserliche Hand verschiedene Druk- und Sprachfeler eingeschlichen sind. In den ersten zehn Bogen habe ich die auffallendsten angezeigt, die andern Bogen hatte ich noch nicht in Händen, als diese Vorrede in die Drukkerei abging. Aber auch in den ersten Bogen sind noch einige stehen geblieben, die ich, weil sie den Sinn nicht ändern, nicht anzeigen wolte. So steht z. B. irgendwo Gerechtsamen statt Gerechtsame u. s. w. Ich hielt für nötig, diese Errinnerung voraus zu schikken, damit die Herrn Monatsschriftsteller nicht etwa solche Kleinigkeiten auffangen möchten, um nur von der Hauptsache loszukommen.

Hätte ich mer Zeit zur Beurteilung dieser Schrift gehabt; so würde ich sistematischer zu Werke gegangen sein; so, da ich Heft für Heft beurteilte, habe ich einige Wiederholungen nicht vermeiden können. Indessen glaube ich, daß auch diese von

Nuzzen sein können, da die Monatsschriftsteller auch in iedem Hefte gegen Publizität, Landesherrliche Macht u. s. w. zu Felde ziehen.

Dieses glaubte ich in der gegenwärtigen Lage zum voraus sagen zu müssen. Ich bitte nun noch alle Rezensenten die Gefälligkeit zu haben, diese Schrift recht bald anzuzeigen, und mir Ihre Bemerkungen darüber bekant zu machen.

P. A. Winkopp.

Jede Drukschrift — ich neme blos iene aus, die das Herz angreifen, die Einbildungskraft beschäftigen, und die Sitten der Jugend vergiften — hat etwas Gutes. Bei schlechten Schriften verliert die Warheit niemals, bei guten gewint sie offenbar; und es ist ein Zeichen einer ser guten Statsverfassung, der Erscheinung der schlechten eben so ruhig zuzusehen, als dem Drukke der guten, iene zu dulden, diese zu ermuntern, und den guten Schriftstellern es zu überlassen, priuatim die schlechten, one Zutuung der Regierung, zu verdrängen; wie im Preußischen State, der unbezweifelte Vorzüge vor so vielen andern hat, sich dieses täglich eräugnet. Durch Spott, Satire, und, wo es fromt, durch Belerung macht der gute Schriftsteller, daß die schlechtere weniger gelesen werden, und so hören sie, one Verbote, von selbst auf, zu schmieren, wenigstens vermindert sich ihre Anzal, und der Sieg ist immer auf Seiten der Warheit, statt daß im entgegengesezten Falle nur zu oft Irtum iener den Sieg abgewint.

Preßfreiheit und uneingeschränkte Publizität, die zwar in unsern Tagen noch hie und da verfolgt, am Ende aber, wenn alle Fürsten die woltätigen Folgen derselben

beherzigt haben, doch über die Verfolger siegen werden, haben one Zweifel den größten Anteil daran, daß Regenten, Minister und Räte menschlicher sind, daß der Untertan mehr geschäzt, geliebt, für Mensch, Bruder und Mitbürger gehalten wird, daß überhaupt in allen Ständen mehr Duldung und Menschlichkeit hervorkeimt, daß das Kristentum auf die einfachen, beglükkenden Grundsäzze seines so vortreflichen Stifters zurükgefürt zu werden beginnt, daß unnüzze Spekulazion bei Seite gesezt wird, und dafür ächte Moral zum Glükke der Menschheit und der Staten gereinigt, und werktätig zu werden anfängt. Das Wachstum der Künste und Wissenschaften, die weit menschlichere Statskunst, die in Europens Kabinetten heutiges Tags herscht, die menschlicheren Grundsäzze selbst in der Statsverwaltung, alles das haben wir der Preßfreiheit und Publizität, als der ausgedentesten Preßfreiheit zu verdanken. Niemand hat dabei verloren, als Unwissenheit, Eigendünkel, Intoleranz und Despotismus, deren falsche Vorzüge, wie Vorurteile, auf Infallibilität und Machtsprüchen beruhten, und notwendig fallen mußten, sobald es erlaubt wurde, sie in ihrer waren Gestalt zu zeigen, und den gepuzten Affen zu entkleiden. Infallibilität und Unwissenheit müssen notwendig bei denen, die Vorteile davon haben, Eigendünkel erzeugen, und das erste Gesez, auf welches diese Selbstsüchtigen streng halten, ist, daß niemand das Gegenteil ungestraft behaupte, statt daß der Warheitsfreund gern Widersprüche hört, um sich vom Bessern zu überzeugen, und die Warheit durch diese Metode am Ende gewiß gewinnt. Das Streben dieser Selbstsüchtigen gegen Publizität und Preßfreiheit ist

daher auch gar nicht zu bewundern. Sie verloren, wie sie augenbliklich einsehen konten, alle ihre Vorteile, und wozu mag ein solcher Verlust nicht verleiten? Freunde des Guten und Waren erkenten hingegen die Vorteile der Publizität, und die Rechte der Regenten, und iene der Völkerschaften wurden untersucht und näher bestimt, die Statsverwaltung blieb kein Geheimniß, und Regenten legten gutmütig Rechnung von den Einnamen und Ausgaben des Stats dem Publikum ab. Sie wolten nichts, als das Glük ihrer Untertanen, ihrer Mitbürger. Was hatten sie zu fürchten? Hatten sie auch geirrt, und ein Freund entdekte ihnen öffentlich ihren Irtum, so dankten sie ihm, wie Gustav, denn der Fürst hat, nach Gustavs Worten, sonst kein Mittel, die Warheit zu hören, als durch Publizität und Preßfreiheit. Er hört hier gleichsam die Stimme des Volks, lernt dessen Klagen und Bedürfnisse kennen, und der gute Fürst wil nur seine Mitbürger glüklich wissen, weil er weiß, daß er dan selbst der glüklichste ist. Wer sich also wider Publizität und Preßfreiheit auflente, der machte sich dadurch gerade bei iedem rechtschaffnen Manne verdächtig, daß er Nebenabsichten habe, oder sich nichts guten bewußt sei. In der Tat haben wir also der Preßfreiheit und Publizität ser viel zu verdanken. Man merke wol: Preßfreiheit, nicht Vorschrift, dieses oder ienes nur zu behaupten, und bekant zu machen, was einem behaglich ist. Nein, ausgedenteste Erlaubniß, alles zu sagen, was man für Menschenglük zuträglich hält. Publizität leidet keine Einschränkung, weil iede öffentliche Bekantmachung zu Etwas nüzt.

Die periodischen Schriften und Journale haben den vorzüglichsten Anteil an den guten Folgen der Preßfreiheit. Sie sind gleichsam das tägliche Hausbuch der Statskunst, der Künste und Wissenschaften, der Sitten, Meinungen und Handlungen unsrer Zeit. Einige liefern Aktenstükke des Despotismus, der Intoleranz, der Menschenliebe und der Freiheit im Denken, andere ziehen hieraus blos Resultate, wieder andere bearbeiten beide Zwekke, und liefern Abhandlungen, noch einige bleiben blos im Algemeinen und liefern sistematische Abhandlungen über Gegenstände, welche das gegenwärtige Bedürfniß unsrer Zeiten zu erfodern scheint. Viele andere Monatschriften haben zur Absicht, einen oder merere dieser Zwekke zu erreichen. Ob und in wie fern iede einzele Monatschrift ihrem vorgesezten Endzwekke getreu bleibe, in wie fern ihrem Plane entspreche, dieses zu beurteilen, ist der Beruf der Rezensenten in gelerten Zeitungen und Bibliotheken. Wenn aber eine änliche Schrift zur Statsschrift zu werden scheint, wenn offenbar dabei gewisse höchstnachteilige, und die Rechte der Menschen kränkende Absichten mit ihrer Erscheinung verbunden sind, wenn darin nur ein gewisser Grad von Publizität, der in mancher Hinsicht für Geistliche vorteilhaft sein könte, herrscht, iede andere Publizität, die in mancher Hinsicht nicht vorteilhaft sein mag, verdrängt, verdächtig gemacht wird, wenn Männer von geprüften und anerkanten Einsichten und Verdiensten von anonimen Schriftstellern herumgenommen werden, wenn solche Schriftsteller blos mit einem Almächtigen Wir donnern, sich für infallibel halten, unter dem verfürerischsten Dekmantel Intoleranz sowol

in Religions- als Statssachen predigen, und wenn endlich durch einen gewissen lokenden Ton diese Herren Eingang finden und Unheil anrichten; dan scheint die Beurteilung einer solchen Schrift zu viel Plaz für eine gelerte Zeitung einzunemen, dan ist der Freund des Waren und Guten befugt, ihre Absichten und Zwekke zu entdekken, und in einer eignen Schrift die darin herrschenden Grundsäzze und Nachrichten zu prüfen, um dadurch dem gewissen Nachteile vorzubeugen, der aus ihrem verfürerischen Betragen notwendig entstehen muß.

Dieß schien mir mer oder weniger der Fal bei der Mainzer Monatschrift von geistlichen Sachen zu sein. Allenthalben leuchten darin gewisse Absichten hervor, die dem Freunde der Menschheit verdächtig seyn müssen; die Herausgeber lieben Publizität, aber nur einen gewissen Grad, nämlich nur die Publikazion solcher Dinge, die ihren Absichten entsprechen; sie schimpfen auf Männer von anerkantem Verdienste, auf einen Schlözer, Göckingk, Nicolai und wie alle die würdigen Freunde uneingeschränkter deutschen Preßfreiheit heißen; sie suchen alles hervor diese würdigen Männer zu verdrängen und sich zu Despoten der deutschen Gesinnungen und Meinungen aufzuwerfen, sie donnern stäts (verhüllt in ihre Anonimität) mit ihrem infallibeln und selbstsüchtigen Wir; unter dem Scheine der Duldung predigen sie einen gewissen feinern Grad von Intoleranz, so daß man manchmal in Versuchung gerät mit Herrn Nicolai auszurufen — O Katholizismus! Katholizismus!!! und sie haben endlich in manchen Gegenden Eingang gefunden, und sogar manchen

sonst beliebten Freund der Warheit verdrängt. Dieses zusammen genommen hat mich bewogen, dem deutschen Publikum meine freimüthigen Bemerkungen über diese ihrer Absichten wegen so höchst wichtige Schrift kurz darzulegen, ihre Endzwekke zu entwikkeln, und das Publikum vor einer Speiße zu warnen, die ihrer Süßigkeit wegen ganz gut schmekken mag, die aber, wie sich bald ergeben wird, mit einem gewissen Giftpulver überstreut ist, womit izt, nach Herrn Nicolai's ser triftigen Warnungen und Entdekkungen, fast im halben katolischen Deutschlande von einer gewissen Partie alle Speißen fleißig durchwürzt werden. Verkezzerungen und Verunglimpfungen in der Mainzer Monatsschrift werden mich nicht kümmern, aber auf das Urteil des Publikums, auf das Urteil in der Jenaischen Literaturzeitung, in der Berliner Bibliothek, auf das Urteil eines Schlözer, Nicolai, Gökingk, Biester, Gedike und andrer solcher Männer werde ich mit Aufmerksamkeit hören. Verkennen diese meine Absichten nicht, die ich bei der Publikazion dieser Reflexionen habe, verzeihen diese aus dieser Rükssicht manchmal dem Irrenden, der so gern Warheit sagt, und allen Irtum vermeidet, das *homo sum* aber niemals vergißt, beleren diese ihn endlich mit der ihnen gewönlichen Freimütigkeit und Bescheidenheit — o so ist das alles, was der Verfasser wünschen kan und darf. Unterm 29. September des vorigen Jares erschien blos unter der Firma: Eine Gesellschaft von katolischen Gelerten eine Anzeige von einer Mainzer Monatschrift von geistlichen Sachen. Da ich ser oft das Publikum bei der Beurteilung der Monatschrift auf diese Anzeige zu verweisen genötigt sein werde; da darin schon die Absichten ver-

stekt sind, welche sich in der Monatsschrift immer deutlicher entwikkeln; da diese Anzeige nur einzeln ausgegeben, dem ersten Hefte nicht vorgedrukt ist, und sich also nur in Weniger Händen befinden mag; so sei es mir erlaubt, dieselbe hier wörtlich abdrukken zu lassen. Sie lautet wie folgt:

„Bei der grosen Menge protestantischer gelehrter Zeitungen und periodischer Schriften, mit welcher das lesende Publikum fast überschwemmt ist, klagt man noch immer über den Mangel an dergleichen Produkten im katholischen Deutschlande. Wir wollen die Ursachen davon nicht untersuchen. Wir bemerken nur, daß man diesem Abgange mit Recht zuschreibe, daß in einem so ansehnlichen Theile des deutschen Reiches so manche literärische Arbeiten und Nachrichten, so manche öffentliche geistliche Staatsangelegenheiten und Vorfälle entweder gar nicht, oder nur zum Theile, oder doch sehr späte, bekannt, zuweilen auch schief vorgetragen, oder gar aus unächten Quellen geliefert werden.

Eine Gesellschaft von katholischen Gelehrten hat den Entschluß gefaßt, diesem Mangel wenigstens zum Theile zu steuren, und eine Mainzer Monatschrift von geistlichen Sachen heraus zu geben. Diese, da sie sich grosentheils in dem Sitze des ersten Erzbischoffes und Erzkanzlers des deutschen Reichs befindet, glaubt, am rechten Orte zu seyn, und hinlängliche Mittel in Händen zu haben, ihr Vorhaben auszuführen, und ihrem Unternehmen Dauer zu verschaffen: wenigstens wird sie ihrerseits nichts ermangeln lassen, um hierin den so oft von Protestanten sowohl als Katholiken geäusserten Wünschen zu entsprechen.

Es scheint aber auch dieser von ihr gefaßte Entschluß der jetzigen Lage des Religions-Zustandes um so angemessener zu seyn; je bekannter es ist, daß die heutigen katholischen Theologen und Kanonisten es nicht allein mit offenbaren Feinden der Religion und der Hierarchie, sondern auch mit den anmaßlichen Religionsvereinigern, und dann noch besonders mit zwei andern, in Betreff der Gränzstreitigkeiten zwischen der geistlichen und weltlichen, der bischöfflichen und päbstlichen Gewalt getheilten Parteien zu thun haben; deren eine die andere immer entweder abergläubiger, altväterischer Vorurtheile, gar zu steifer Orthodoxie, oder aber gar zu freier, untheologischer, mit dem katholischen Lehrbegriffe unvereinbarlicher Grundsätze beschuldigt. Hier ist dann freilich, wenn sonst jemal, eine gesunde, unbefangene Kritik nöthig, die zwar dem katholischen Glaubenssystem, zu dem wir uns bekennen, getreu verbleibe; doch aber alles mit Mäßigung und Freimüthigkeit beurtheile, und keinem Theile zu viel thue. Denn so heilig auch einem katholischen Theologen die einmal von seiner Kirche entschiedenen, allgemein angenommenen Glaubenssätze seyn müssen; so richtig däucht uns doch auch zu seyn, daß er sich eben so sorgfältig hüten müße, seine Privatmeinungen, seine eigenen Begriffe, seine Schlüsse und Folgerungen für Glaubenswahrheiten anzunehmen, als solche andern aufzudringen, den Gegentheil zu verketzern, oder doch gefährlicher Irrthümer zu beschuldigen.

Die Gesellschaft hat sich deßwegen zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht, alles mit Unparteilichkeit, aus Gründen, ohne Vorurtheil, ohne Hang zu Schulmeinungen, und ohne Beleidigung irgend einer Religions- oder Schul-Partei zu prüfen, zu beurtheilen, und, so viel die Nachrichten und Urkunden betrift, zu erzählen und mitzutheilen. Sie wird

einem jeden mit gebührender Achtung begegnen, und einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren lassen: doch aber ihr Urtheil über die Produkte im Reiche der Gelehrsamkeit frei heraus sagen, die Nachrichten, wie sie dieselben aus unparteiischen Quellen erhält, redlich liefern. Sie wird aber auch bereit seyn, sich eines Bessern belehren zu lassen. Sollte deßwegen ein Schriftsteller oder Theilnehmer Lust haben, sich zu vertheidigen, oder unsere Urtheile und Nachrichten zu verbessern; so machen wir uns anheischig, ihre Aufsätze, wenn sie nur mit gehöriger Bescheidenheit abgefaßt, und uns postfrei zugeschickt werden, in unsere Monatschrift einzurücken. Doch versteht es sich von selbst, daß alsdann dem Recensenten oder ersten Berichtgeber frei stehe, wieder darauf zu antworten.

Nun müssen wir, nach vorausgeschickter Veranlassung und angezeigter Art, wie wir zu Werke gehen wollen, auch unsere Leser mit den Gegenständen und der Einrichtung unserer Monatschrift bekannt machen. Sie ist überhaupt der christlichen Religion und Sittenlehre, und allen geistlichen Wissenschaften gewidmet. Sie umfasset demnach alles, was in die Gottesgelehrtheit nach allen ihren Theilen, in das geistliche Staats- und Privat-Recht, und in die Kirchengeschichte, besonders des deutschen Reiches, einschlägt. Sie wird sich zwar bei diesen ihren Gegenständen hauptsächlich auf das Neuere vom Jahre 1784 an einschränken: doch aber auch zuweilen, der Verbindung und Merkwürdigkeit halber, etwas weiter zurücke gehen.

Sie wird jährlich aus einem Bande von 12 Heften bestehen, und davon monatlich 1 Heft von 5 oder mehrern Bögen geliefert werden.

Die Gegenstände insbesondere, die darin vorkommen werden seyn:

I Die neuen kirchlichen Verordnungen der deutschen Erzbischöffe und Bischöffe, so wie auch der weltlichen Regenten, insoweit sie geistliche Gegenstände betreffen. Hier wird man, wenigstens in Betreff der Erzbischöflichen Mainzischen Verfügungen, zuweilen auch auf ältere Zeiten zurücke gehen, wenn sie nur ihrer Wichtigkeit wegen verdienen bekannter zu werden. Von beiden Arten werden entweder vollständige Abdrücke, oder kernhafte Auszüge, oder blose Nachrichten geliefert: doch immer mit solchen Anmerkungen begleitet, welche die inhaltlichen Grundsätze besonders auf unsere deutsche Kirchenverfassung, inwiefern dieselbe eine Reform annehmen kann, oder unverändert bleiben muß, aufklären, und auf das Merkwürdige aufmerksam machen können.

II enthält unsere Monatschrift die neueren Religions- und geistlichen Staatsbegebenheiten, welche die Kirche, besonders die deutsche, betreffen, oder sonst merkwürdig sind, und sich entweder zu Rom, oder zu Regensburg, Wien, Wetzlar, oder bei den erzbischöfflichen und bischöfflichen Gerichtsstellen in Deutschland, oder sonst anderswo zugetragen haben.

III liefert sie die merkwürdigsten neuen Rechtsfälle, die entweder geradezu, oder mittelbar geistliche Dinge betreffen, und an den eben genannten Orten vorgekommen, oder entschieden sind. Auch hier behält man sich vor, zuweilen in ältere Zeiten zurücke zu gehen.

Von den Gegenständen der 2 letzteren Artikel wird man entweder die Urkunden oder Aktenstücke ganz, oder getreue Auszüge, oder zuverläßige Nachrichten mittheilen. Das Publikum kann hierin auf die Treue und Redlichkeit der Herausgeber zählen.

IV kommen die Recensionen und Anzeigen aller Gattungen von Büchern und Abhandlungen vor, die von geistlichen Wissenschaften handeln, und die oben erwähnten Gegenstände berühren.

Von diesen allen wird man entweder a) eigene vollständige Beurtheilungen, oder b) Auszüge aus andern gelehrten Zeitungen, doch mit Aeusserung unsers Urtheils, oder c) blose Anzeigen und Nachrichten liefern. d) Gelehrte Arbeiten und Dissertationen der hiesigen Universität, deren Inhalt dieser Monatschrift gemäß ist, werden hier vorzüglich einen Platz erhalten. e) Auch wird man ganze, auf unsern Zweck passende, gelehrte Aufsätze diesem Artikel einverleiben.

V Werden mir literarische Ankündigungen, Nachrichten, besonders von katholischen Universitäten, Berichtigungen schiefer Urtheile und unächter Nachrichten, sowohl geistlich- statistischen als literärischen Inhalts, sofern sie auf unsere gewählten Gegenstände einen Bezug haben, liefern.

Sollten auswärtige Freunde der Litteratur, die keine ordentlichen Mitglieder sind, an unserm Institute Theil nehmen wollen; so wird es uns sehr angenehm seyn, wenn sie uns entweder ganze gelehrte zweckmäßige Ausarbeitungen, oder Nachrichten und Berichtigungen von bemerkter Gattung durch die unten angezeigten Personen zusenden wollten. Man wird dieselbe ohne, oder auf Verlangen mit Bekanntmachung des Namens einrücken. Die Verleger oder Schriftsteller selbst, die ihre Werke gern bekannt gemacht haben wollen, können, wenn sie uns dieselbe zuschicken, versichert seyn, daß man den vorzüglichsten Bedacht darauf nehmen werde.

Der ganze Jahrgang dieser Monatschrift kostet hier in Mainz 5 Gulden im 24 Guldenfuße. In allen übrigen be-

trächtlichen Städten Deutschlands, wohin sie durch die Kaiſrl. Reichspost versendet wird, kostet sie 6 fl. 30 kr. Sollte man in nahen Städten, z. B. Worms, Mannheim, u. s. w. durch Collecteurs eine namhafte Anzahl Exemplarien absetzen können, so wird man dafür sorgen, daß man sie dahin um ein geringeres Porto versende.

Papier und Druck werden so seyn, wie diese Anzeige; das Format groß 8.

Nach Empfang des ersten Stücks wird für die erste Hälfte des Jahrs, und nach Empfang des siebenten für die zweite Hälfte vorausbezahlt.

Die Gesellschaft war anfangs entschlossen, das erste Heft im Jäner 1785 erscheinen zu lassen: allein bei Gelegenheit des nunmehr auf den 15ten des Novembers dieses Jahrs festgesetzten Erneurungsfestes der hiesigen hohen Schule hat sie für schicklich befunden, mit Austheilung des ersten Stücks denselben Tag den Anfang zu machen.

Das zweite Stück wird im Jäner 1785 folgen, und so fort von Monat zu Monat ein Heft geliefert werden. Wem eine Bestellung davon zu machen, oder sonst etwas an die Gesellschaft einzusenden beliebt, der muß sich entweder an Herrn Andreas Craß, Faktor der hiesigen Rochus-Hospitals-Buchdruckerei, oder an Herrn Reisenstein, Buchhändler in Frankfurt am Maine wenden.

Schlüßlich erklärt unsere Gesellschaft öffentlich, daß weder der Mainzer geistliche, noch weltliche Staat an den zu äussernden Meinungen und Grundsätzen einigen Antheil nehmen.

Mainz, den 29ten des Septembers 1784.

Die Gesellschaft.

Das Publikum las diese Anzeige mit Vergnügen. Es war eine wilkomne Erscheinung, daß selbst Geistliche (denn allenthalben ward laut gesagt, daß blos Geistliche unter dieser Geselschaft zu verstehen seien) katolische Geistliche, die bisher das Tageslicht und Publizität so ser aus leicht abzusehenden Gründen scheueten, dem Publikum Urkunden und Aktenstükke vorzulegen versprachen, daß selbst Geistliche die Befele und Dekrete der deutschen Oberhirten, die bisher hie und da aus manchen Gründen so ser verheimlicht wurden, zu publiziren sich anheischig machten. Ungeachtet von der Geselschaft niemand genennt war; so versprach man sich doch etwas Gutes, weil man schon damals in Mainz wetteiferte, Aufklärung zu verbreiten, weil allenthalben versichert wurde, daß die würdigsten Mainzer Geistliche sich verbunden, und einer der ersten geistlichen Statsmänner darüber das directorium füre, und dieser nur aus Bescheidenheit und kristlicher Demut, die einem Geistlichen so gut ziemt, Bedenken getragen habe, seinen Namen vorzusezzen. Indessen entstanden doch gleich Anfangs bei dem Publikum einige Zweifel. Das Mainzer Generalvikariat hatte es gerade damals ser empfindlich aufgenommen, daß so wol in den Statsanzeigen, in dem Journale von und für Deutschland, als auch in einigen andern periodischen Schriften, Urkunden, Aktenstükke und Befele publizirt worden waren. Man hatte von Seiten Mainz auf Entdekkung der Einsender und auf Genugtuung ernstlich gedrungen. Izt solten in Mainz selbst solche Urkunden nicht nur von Mainz, sondern auch von Wezlar, Regensburg, Wien, Rom und andern weltlichen und geistlichen Höfen und Gerichten gedrukt werden! Diese

Urkunden, sagte man, müssen diesen geistlichen Herren doch auch eingesendet werden. Da man nun von Mainzer Seite auf die Bekantmachung der Namen der Einsender gedrungen hat, so wird iederman befürchten, daß andere geistliche und weltliche Höfe, wenn von ihnen solche Urkunden publizirt werden, ebenfals nicht ruhig bleiben, folglich nicht so leicht sich iemand entschließen werde, diese einzusenden. Das Publikum, schloß man ferner, wird also nur gewisse, den Absichten der Herausgeber entsprechende Urkunden u. s. w. nichts volständiges zu lesen bekommen. Oder, sagte man weiters, die izzige Aufklärung in Mainz hat es endlich bewirkt, daß man die heilsamen Folgen der Publizität einsieht. Man wird die vorigen Grundsäzze ändern, man wird die heilige geistliche Justiz öffentlich pflegen, man wird alles publici iuris werden lassen. Schon der Gedanke entzükte, und erwarb den Herausgebern und dem ganzen Mainz unter Protestanten und Katoliken Freunde. Nur die im dritten Absazze der Anzeige S. 8 von mir mit andern Lettern gedrukte Worte erregten Bedenklichkeiten. Man glaubte darin einen gewissen neuen Jesuitismus zu lesen, von dem ich weiter unten zu reden Gelegenheit nemen werde. Man glaubte schon im voraus zu sehen, daß in diesem Journale die geistliche Macht, die Ordinariats- und Vikariatsrechte im Gegensazze des Landesherrn erhoben werden solten, und versprochene unbefangene Kritik konte diese Furcht nicht niederdrücken, da man die Unbefangenheit katolischer Geistlichen zu kennen glaubte, und sich überzeugt dünkte, daß in rerum natura eine ware Sinnesänderung per saltum platterdings unmöglich sei. Gewisse andere in

dieser Anzeige schon deutlich vor Augen liegende Absichten werde ich weiter unten noch näher beleuchten, und untersuchen.

Noch mer Furcht und Bedenklichkeit erwekte die Schlußkautel in der Anzeige. Die Gesellschaft kündigt sich als Privatperson an. Niemand in der Welt hätte vermutet, daß der Mainzer Stat an ihren Meinungen Anteil neme; so wenig als man vermutete, daß der Kaiser oder Erzbischof von Migazzi an den Grundsäzzen des Herrn de Luca, der König von Preußen an ienen der Herrn Biester, Gedike, Nicolai und Goekingk, der Kurfürst von Hannover an ienen des Herrn Hofrat Schlözer's einigen Anteil nemen. Die Statsgrundsäzze des Kabinets zu publiziren, meinte das deutsche Publikum, scheine Verräterei, und einen Landesherren mit Journalisten in Fehde zu bringen, sei vermessen und unschiklich. Noch nie habe ein Journalist das gewagt; noch nie habe das Publikum dies vermutet. Wozu also diese Kautel? — Entweder, schloß man, haben wirklich geistliche Statsmänner an dieser Schrift Anteil, und wollen sich dadurch bei einem gewissen lesenden Publikum verwaren, oder die Herausgeber befolgen, one es bedacht zu haben, das alte deutsche Sprüchwort, oder endlich sie tun das, um desto freimütiger sprechen zu können. So ungefär war die Stimme des Publikums (was man in Mainz, und andern katolischen Staten erwartete, ist mir unbekant); und dieses zusammengenommen machte desto neugieriger auf das erste Heft, das denn wirklich am 15. November ausgegeben ward.

Ich werde die wichtigsten Stellen herausheben und freimütig prüfen. Der Anfang wird mit einer Erzbischöflich-Mainzischen Verordnung, die Errichtung der 17 Professors Präbenden bei der Mainzer hohen Schule betreffend, gemacht. Schon daß hier blos Erzbischöfliche nicht, wie es sich geziemte, Kurfürstliche Verordnung stehet, erwekt gerechten Verdacht, daß die Monatsschriftsteller den Erzbischof über den Kurfürsten zu erheben, und diese in Einer Person vereinte Würden geflissentlich zu trennen sich angelegen sein lassen. Man bemerkt dieses nämliche in allen Generalvikariatsbefelen, und schließt, zwar nicht mit Gewisheit, doch aber (wozu unten noch merere Gründe kommen) mit Warscheinlichkeit, daß zwischen den Generalvikariatsherren und den Monatsschriftstellern eine gewisse Harmonie des Gedankensistems herrscht. Diese simple Erzbischöfliche Benennung befremdet um so mer, als in manchen andern blos politischen Befelen neben dem Kurfürstlichen Titel allezeit der Erzbischöfliche zugleich steht. Es befremdet, da der Titel eines Kurfürsten weit erhabener ist, als iener eines Erzbischofs, wenigstens im deutschen Reiche, da ein Erzbischof von Salzburg sich selbst in geistlichen Sachen lieber Fürst nennt, und sein Vikariat, wie auch billig ist, nicht Erzbischöfliches, sondern Hochfürstliches nennt, wie alle Hochfürst-Erzbischöfliche Verordnungen beweisen. So wie der Herr Erzbischof von Migazzi in Wien ein Untertan, der erste geistliche Statsdiener des Kaisers ist, der blos leren und für das Selenheil der kaiserlichen Untertanen sorgen sol, und alle Befele des Kaisers seines Landesherrn respektiren muß; so wie es dieses Erzbischofs Pflicht ist, die geistliche Ange-

legenheiten betreffende Befele des Kaisers, als erster geistlicher Statsdiener zu volstrekken, wie der erste weltliche Minister dieienigen Befele, welche nur weltliche Angelegenheiten betreffen, publiziren und volziehen muß: Eben so, dünkt mich, seien Se. Kurfürstlichen Gnaden als Kurfürst das Oberhaupt, erteile Befele, in geistlichen und weltlichen Dingen, und der Erzbischof sei dem Kurfürsten subordinirt. Dies sind die Begriffe eines Privatmannes, der gern Belerung annimt, falls er sich geirrt haben solte. Da beide hohe Würden in Einer Person vereint sind; so ist es um noch so unschiklicher, die geringere immer vorzuziehen, und geflissentlich Trennungen zu machen. Meines Erachtens hätte der Landesherr die 17 Präbenden einziehen können, one Zuziehung des Erzbischofs, weil diese Einziehung unter den mere Spiritualibus nicht begriffen ist. Selbst der würdige Kurfürst sezt seine Würde als Kurfürst neben iene des Erzbischofs, aus welchen Gründen sagen also die Monatsschriftsteller blos Erzbischöfl.? — Diese Gründe leuchten aus der vorangeschikten Erklärung satsam vor; sie sind keine andere, als die Ordinariats Gerechtsame im Gegensazze des Kurfürsten und Landesherrn zu heben. Umgekert solten sich die Journalisten, wenn ihnen das Wol, und die Aufklärung ihrer Mitbürger, und nicht sowol Nebenabsichten am Herzen lägen, bemühen, die so lange verkenten Rechte der Landesherrn deutlicher zu bestimmen, und die denselben von der geistlichen Macht entrissene Rechte den Händen der Geistlichen entwinden zu helfen. Freilich wird man diese Distinkzion für da überflüßig halten, wo beide hohe Würden in einer erlauchten Person vereint sind, allein ich glaube, daß in einem solchen

State noch eine weit größere Präziſion und genauere Beſtimmung Statt finden müſſe. Denn eben darum, weil es manchem biederem, weltlichem, unintereſſirterem Statsmanne eines geiſtlichen und weltlichen Herren gleichgültig ſcheinen dürfte, ob dieſe oder iene Handlung von ihm oder einem geiſtlichen Miniſter verrichtet werde, weil ſie doch immer am Ende im Namen Eines Herren geſchehe; darum weil geiſtliche Vikariatsherren (im Algemeinen) mit Vorbedacht immer weiter um ſich greifen, und in andern Staten, wo der Landesherr weltlich iſt, die Vikariatsherren ſich auf dieſe Beiſpiele berufen; (und die Geſchichte mag beweiſen, daß durch dieſe Schläfrigkeit weltlicher Miniſter in geiſtlichen Staten, von alten Zeiten her vielerlei präſkribirt wird) aus dieſen Gründen, glaube ich, iſt es nötig in geiſtlichen Staten genau auf den Unterſchied zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Geſchäften zu halten und zu dringen.

Ich verkenne alſo wol gar alle geiſtliche Macht, geſtehe der Kirche wol gar keine Rechte zu? — Gewiß verkenne ich dieſe nicht. Allein das geſtehe ich ganz gern, daß, wenn ich auf die Urquelle aller Rechte, auf die Zwekke der bürgerlichen Geſelſchaft, zurükgehe, ich in dem Buche der Vernunft und Natur von geiſtlicher Macht in dem Verſtande, in welchem wir ſie nachher von den Mainzer Monatsſchriftſtellern werden nemen ſehen, nichts finde. Ich finde nichts, als daß der Kirche blos unvollkommene Rechte zukommen, daß ſie nie Geſezze, ſondern nur Gebote erteilen könne, daß ſie es blos mit den Geſinnungen der Menſchen zu tun habe, daß ſie blos leren,

überzeugen, und durch das Leramt blos zu bewirken suchen müsse, daß die Gesinnungen der Menschen mit ihren unter der Aufsicht des Stats blos stehenden Handlungen harmoniren. Sobald von Handlungen die Rede ist, hört die Macht des Priesters auf.

Da ich eine Replik von Seiten der Mainzer Monatsschriftsteller zu erwarten habe; so verspare ich die Beweißgründe in meine Duplik. Nur das bitte ich sie bei ihrer Replik zu bedenken, daß Verträge keine Kraft haben können, wenn sie den Zwekken der bürgerlichen Geselschaft widersprechen, und daß nach dem Rechte der Natur und der Vernunft ungerechte Handlungen durch Verträge nie gerecht werden können. Einstweilen verweise ich auf Herrn Moses Mendelssohn vortrefliche Schrift: Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum, die aus mer als einer Rüksicht von den Monatsschriftstellern gelesen und beherzigt zu werden verdienet.

Dieser Kurfürstlichen Verordnung schikken die Herausgeber eine kurze Geschichte der bischöflichen Leranstalten in der kristlichen Kirche voraus. Aus derselben leuchtet die Absicht der Herausgeber, die bischöfliche Gewalt auf Kosten der Landesherrlichen zu erheben, immer mer hervor. Haben die Herren auch wol bedacht, ob die erlauchten Vorfaren des gnädigsten Kurfürsten immer nur als Erzbischöfe gehandelt haben? Sie waren zugleich Landesherren, und ich bitte die Kaiserlichen und andere Landesherrlichen Verfügungen dagegen zu halten. Leuchtet aus dieser kurzen Geschichte nicht offenbar Eigendünkel und

Herschsucht hervor? Muß sich nicht der Mönch und Geistliche brüsten, wenn er solche Behauptungen ließt? Müssen sie nicht im Eigendünkel, im Ungehorsam gegen ihren Landesherrn, und in der Intoleranz gegen Laien bestärkt werden? — Ich kan nicht begreifen, wie man die Worte Jesu: mein Reich ist nicht von dieser Welt, und die so ofte Verweisung seiner Jünger zum Gehorsam gegen den Landesherrn mit dieser Liebe unsrer izzigen Geistlichen zum Herschen und zum Befelen reimen könne? Verdreht man iene Worte, oder sucht sie durch eine gekünstelte Distinkzion zu erklären; so gibt man offenbar dem Fragmentisten, den Feinden der kristlichen Religion die Waffen in die Hände, dem göttlichen Stifter der blos reinen, tätigen, inneren, beßten Religion politische Absichten anzusinnen. Wenn Hierarchie, sagen sie, wenn geistliche Macht, wie sie izt besteht, von Jesu eingesezt ist, so mußte Er notwendig die Absicht haben, ein eignes Reich zu stiften. Allein Jesu Absicht war das nicht; sondern uns vom lästigen Juden-Ceremoniel zu befreien, uns Heilswarheiten zu leren, und durch seine Jünger und Nachfolger leren zu lassen, uns zu rechtschaffenen, zum Wole der Menschheit handelnden, im Geiste und in der Warheit anbetenden guten Bürgern umzuschaffen, das war seine Absicht. Und diese beßte Religion durch Handlungen gegen die Angriffe der Feinde derselben zu retten, sei unsre Pflicht, so lange wir Kristen sind, und sein wollen. Allein die Begriffe von geistlicher Herrschaft verteidigen, heißt, wie ich schon oben errinnerte, seinen eignen Feinden die Waffen in die Hände geben.

Daß es übrigens heilsam ist, daß die Geschenke unsrer Vorfaren, die den damaligen Zeitbedürfnissen angemessen waren, unsren veränderten Zeitbedürfnissen angepaßt werden, daran zweifelt niemand, und ich glaube ganz gern, daß es besser ist von Stifts-Einkünften Professoren zu besolden. Ich denke aber immer, daß dies Sache des Landesherrn, nicht der geistlichen Macht ist, und Seine Kurfürstlichen Gnaden widersprechen dieser Meinung nicht im geringsten, indem Dieselben in Dero Verordnung nirgendwo sagen, daß Sie nur als Erzbischof gehandelt haben wollen. Die Herausgeber erlauben sich blos dieses ihrem Nuzzen gemäß zu interpretiren, zu supponiren, und warum solte es einem Freunde und Verteidiger der politischen Macht nicht erlaubt sein, auch zu supponiren, besonders da er Natur und Vernunftrecht auf seiner Seite hat? (*)

(*) Seite 20 bekomt Herr Kanzleidirektor Goekingk oder vielmer dessen Einsender einen kleinen Seidenhieb, daß er die Kurfürstl. Verordnung eher abgedrukt habe, als sie. Warum nennen sie den Einsender voreilig? War diese Urkunde der Publikazion wert, wie sie es wirklich ist; so konten sie es unmöglich einem Mainzer verdenken, daß er sie sobald zum Abdrukke in einem Journale mitteilte, das solche Urkunden liefert. Oder hat Hr. G. weniger Recht, Mainzer Urkunden zu publiziren, als die Mainzer Monatsschriftsteller? Leuchtet nicht Ihre Absicht dabei hervor, daß sie in dem alleinigen Publikazionsbesizze sein wollen, um nur solche Akten publiziren zu können, die ihren Endzwekken entsprechen, iene aber, die diesen widersprechen, dem Publikum vorzuenthalten? Sie scheinen daher von der Publizität ganz

Auch S. 23 teilen die Herausgeber wieder eine Erzbischöfliche Verordnung mit, und lassen geflissentlich das Kurfürstl. hinweg, ongeachtet es in der Verordnung selbst nicht ausgelassen ist. Ja sie erlauben sich in einer S. 24 angebrachten Note zu sagen: Hier handeln demnach auch Se. Kurfürstlichen Gnaden zu Mainz nur als Erzbischof. Wo sagt das Se. Kurfürstl. Gnaden? Die Herausgeber werden es doch nicht aus dem Worte oberster Kirchenvorsteher herleiten? Es ist ia bekant, daß man izt fast durchgängig den Landesherrn für den obersten Kirchenvorsteher hält, was er auch ist. Konsequenzmacherei ist onehin nicht erlaubt. Man tadelte sie an andern Journalisten, wenn sie Mainzische kirchliche Verordnungen publizirten, warum erlauben sich die Herausgeber der Mainzer Monatsschrift das nämliche? Sie sagen an einem andern Orte, daß es nicht erlaubt sei, höhere Verordnungen zu kommentiren, zu interpretiren, und daraus Folgen her-

---

eigne Begriffe zu haben. Noch nie hat ein deutscher Journalist den andern oder dessen Einsender gescholten, daß er eine Urkunde früher publizirte. Allein sie mögten gern alle andere deutsche Journalisten zum Schweigen bringen, um nur die literarisch-geistlichen Despoten wenigsten von dem katolischen Teile zu sein, um nur Allen ihre Meinungen aufzudringen, um alle Freiheit zu denken, die auch in der katolischen Kirche Statt finden kan und muß, zu unterdrükken. Wir werden sehen, daß sie noch mermalen auf diesen Punkt ausgehen. — Oder verdroß es sie vieleicht, daß Hr. G. auch den Herrn Kurfürsten nicht nur den Herrn Erzbischof den Befel erteilen ließ?

zuleiten, und sündigen gegen ihre eigenen Machtsprüche? Wollen sie uns etwa auf das: Tut nach ihren Worten, nicht nach ihren Werken verweisen? Nu! so müssen Sie uns auch erlauben, die Folgen davon auf sie anzuwenden, was sie sich wol vermutlich verbitten werden. Es war ihnen aber blos darum zu tun, um einem andern Landesherrn verblümt (was sie in der Folge offenbar tun) einen Hieb zu geben. Denn sie faren in der Note fort: Die Erzbischöfe und Bischöfe des deutschen Reichs fahren also fort ihre hergebrachten und reichsverfassungsmäßigen Gerechtsamen in Ausübung sowohl der gesezgeberischen als richterlichen Macht über dergleichen Gegenstände geltend zu machen, wenn gleich an verschiedenen Orten neue Grundsäzze über den Ursprung dieser Gewalt aufgestellet, und neue Verfügungen von der weltlichen Macht getroffen werden. 1) Wo in aller Welt steht in der angezogenen Verordnung, daß Erzbischöfe und Bischöfe fortfaren. Wenn ia Se. Kurfürstl. Gnaden hier auch blos als Erzbischof gehandelt hätten, was doch noch nicht ausgemacht ist, so hätten die Herausgeber blos sagen sollen und dürfen, der Herr Erzbischof von Mainz. 2) Wer versteht hier nicht, auf wen die Herausgeber zielen? 3) Scheinen sie dadurch gleichsam alle andere Erzbischöfe und Bischöfe aufzufodern, sich gegen die Landesfürsten zu vereinigen. 4) Bei den hergebrachten Gerechtsamen muß, dünkt mich, iederzeit untersucht werden, ob diese Gerechtsame one Verträge dem Rechte der Natur und Vernunft gemäß sind. Ich beziehe mich darin auf das obige.

Die nämliche Absicht, die Ordinariats Gerechtsame zu heben, verrät die gezwungene, willkürliche Ausle-

gung der Novel. V. C. 2. bei der mitgeteilten Erzbischöflichen Verordnung wegen der Laienbrüder und Laienschwestern. Nur ein Mann, der sein Jus bei einem geistlichen, die nämlichen Absichten hegenden Professor gehört hat, kan das Sacras sequentes regulas, dessen sich Justinian bedient durch: in Gemäßheit der Kanonen übersezzen; nur ein solcher kan daraus herleiten, daß Justinian nicht vermöge seines alleinigen Maiestätsrechts hier gehandelt habe. Jeder andere Rechtskenner würde eher sagen: so wie auch schon in den heiligen Vorschriften bestimt worden ist. Er würde daraus keineswegs herleiten, daß Justinian diese Kanonen zu seiner Richtschnur genommen habe oder habe nemen müssen. Haben wir nicht noch täglich Beispiele, daß in Landesherrlichen Verordnungen der Ausdruk gebraucht ist, wie schon in andern Staten geschehen ist? Erkennen deshalb aber diese Landesherrn die Gesezze fremder Staten für ihre Richtschnur? Gewiß nicht; sie ahmen nur das gute, was in andern Staten geschah, in ihren eigenen nach, geben fremden Gesezzen, die für ihre Unterthanen keine gesezliche Kraft hatten, Gesezkraft, und erteilen aus Bescheidenheit dem Urheber dadurch das gebürende Lob. So Justinian. Die Sacrae regulae hatten keine gesezliche Kraft, sondern erhielten diese nur durch den Landesherrn, und Justinian wolte weiter nichts sagen, als daß die Sacrae regulae auch seinem Gesezze schon das Wort reden. Uebrigens erhellt aus dieser wilkürlichen Deutung und Konsequenzerei, wie äuserst vorsichtig und präziß Landesherrn in ihren Gesezzen sein müssen, so bald sie nur von weitem an die geistlichen Gerechtsamen gränzen. Das unbedeutenste Wort gibt den Geistlichen Gelegenheit,

daraus Gerechtsame herzuleiten. Läsen blos Kenner und Sachverständige diese Monatsschrift; so würde diese Anmerkung der Herausgeber nichts zu sagen haben, aber da sie von so manchem Mönche gelesen wird; so muß diese mit allem Vorbedacht mit einem NB. gezeichnete Deutung die Mönche nur in ihrem Eigendünkel, in ihrem Ungehorsam, und in dem Glauben, daß der Landesherr ihnen nichts zu befelen habe, bestätigen.

S. 32 teilen die Herausgeber eine Kurfürstliche Triersche Verordnung das Beichten der Klosterfrauen betreffend, mit, loben sie S. 35, fügen derselben ihren gutmeinenden Wunsch bei, und machen sich und dem Mainzischen Vikariate das Kompliment, daß die Trierer ihnen im Reformiren, und in der Aufklärung auch nachfolgen.

Zwei Fragen müssen notwendig dem unbefangenen Leser dieser mitgeteilten und kommentirten, interpretirten und kritisirten Verordnungen beifallen, wenn er bedenkt, daß diese Herren selbst anderswo sagen, daß solche Verordnungen pflichtwidrig anderen Journalisten mitgeteilt, und unerlaubt kommentirt, interpretirt, und kritisirt werden. Wie ist es möglich, daß die Herausgeber der Mainzer Monatsschrift pflichtwidrig mitgeteilte (denn wenn es nicht pflichtwidrig ist, eine Verordnung mitzuteilen; so ist es auch nicht pflichtwidrig andere z. B. die Generalvikariats Verordnung den gedrohten Judenbann betreffend mitzuteilen) Verordnungen drukken? Wie ist es möglich, daß sie one Andung der bekanten strengen Mainzer Zensur dieselben, sowol inländische, als fremde kom-

mentiren, interpretiren und kritisiren dürfen? — Notwendig muß man dabei auf die Vermutung geraten 1) daß die Herausgeber nur die Publikazion gewisser Verordnungen, die ihren Absichten nicht entsprechen, für pflichtwidrig halten; 2) daß es also gewissen Gliedern des Kurfürstlichen Vikariats erlaubt sein muß, diese Verordnungen zu kommuniziren; oder daß 3) das Vikariat selbst an der Publikazion Teil hat, und also nun die Publikazion seiner Verordnungen erlaubt und billigt; daß 4) die Herausgeber auch in andern Vikariaten entweder Korrespondenten haben, oder doch anerkennen, daß sie die Mitteilung und Publikazion fremder Verordnungen, und die Kritik derselben für erlaubt und nicht pflichtwidrig halten; und daß endlich 5) der Mainzer Stat nun selbst Publizität für gerecht erkent.

Diese Folgen und diese Widersprüche liegen offenbar durchaus bei der Mainzer Monatsschrift. Sie dürfen nicht einwenden, daß ihre Kritik wahr, die in andern Journalen aber falsch sei. Ist es einmal erlaubt eigne und fremde Verordnungen zu publiziren und zu interpretiren; so muß auch iedem erlaubt sein, seine Meinung zu sagen. Denn behaupten sie, daß ihre Kritiken allein wahr seien; so behaupten im Gegenteil andere Journalisten, daß sie falsch urteilten. Wer sol der Schiedsrichter sein? — Das Publikum. Die Warheit gewint dabei offenbar, und wer sich fürchtet, seine Grundsäzze diesem lezten Richter zu unterwerfen, der muß sich keiner guten Sache bewußt sein. Haben die Herren Schlözer und andre deutsche Journalisten unrichtig über Generalvikariats Verordnungen

geurteilt, so sezt eure Gründe dagegen, und laßt das Publikum urteilen, wer Recht hat. Andere deutsche Journalisten müssen hingegen auch die Freiheit haben, die ihnen schief scheinende Urteile der Herrn Herausgeber der Mainzer Monatsschrift zu beleuchten und zu berichtigen. Das Publikum urteile.

Wenn also die Herrn Herausgeber für Privatpersonen gelten wollen, und sich zur Publikazion und Kritik inländischer und fremder Verordnungen berechtigt glauben; so dürfen sie in der Zukunft niemals deutsche Journalisten wegen des nämlichen tadeln und auf sie schmähen. Wollen sie aber behaupten, daß nur ihnen vom Mainzer Generalvikariat die Erlaubniß zu diesem Benemen erteilt sei; so müssen sie 1) ihre in der Anzeige angehängte Schlußkautel, daß der geistliche Stat in Mainz an der Publikazion und an ihren Grundsäzzen keinen Anteil habe, zurüknemen; 2) auch dagegen nichts einwenden, wenn andere Journalisten auch mit Erlaubniß ihrer Obern eigne und fremde Verordnungen publiziren, und kritisiren. Das Verhältniß bleibt immer gleich. Ein Mainzer Professor ist nicht mer und nicht weniger als ein Göttingischer u. s. w., auch wenn Vikariatsherren, ia sogar wenn ein Bischof fremde Urkunden publizirte, müßte das gelten. Sagen sie nicht, daß die Herren Goekingk, Schlözer und andere deutsche Journalisten Unwarheiten verbreiten. 1) Nicht iede Gegenerrinnerung, nicht iede Remonstranz, nicht ieder Machtspruch zeugt von Unwarheit, und ich behaupte zur Ehre der deutschen Patrioten, die das Schlözersche und Goekingkische Unternemen unter-

kürzten, daß gewiß äuserst wenige Unwarheiten darin vorkommen, und ich fodere Sie, meine Herren, auf, mir durch *Facta*, nicht durch Machtsprüche, zu zeugen, wo die vielen Unwarheiten in den Statsanzeigen und im Journale von und für Deutschland stekken, ich fodere Sie auf im Namen aller der würdigen Freunde deutscher Publizität. Die vielen Remonstranzen in den Schlözerschen Statsanzeigen zeugen eben von der ausnemenden Treue und Gewissenhaftigkeit des vortreflichen Mannes, der so gern iede Gegenerrinnerung einrükt, um das Publikum völlig in den Stand zu sezzen, recht genau zu urteilen. Das ist ware Publizität. Daß hingegen noch keine Remonstranz in Ihrer Monatsschrift vorkomt, zeugt von Ihrer minderen Treue, von Ihrer geringeren Gewissenhaftigkeit, und von Ihren unrichtigen Begriffen von Publizität. Denn daß Sie Remonstranzen erhalten haben, weiß ich, und daß Sie Unwarheiten verbreiteten, das wil ich Ihnen unten beweisen. 2) Gesezt aber auch, Herr Hofrat Schlözer hätte Unwarheiten verbreitet; so war er der Erste, der sie wiederrief. Sie aber, die Sie so manche Unwarheit, wie ich beweisen werde, verbreiteten, wiederriefen nicht einmal, selbst nachdem Ihnen die Unwarheit bekannt wurde. Ich fodere Sie aber noch einmal auf, die in den 84 Heften vorkommende Unwarheiten anzuzeigen, und ich wil Ihnen dagegen beweisen, daß Sie in Ihren sechs ersten Heften schon mer Unwarheiten (one sie zu wiederrufen) verbreitet haben, als Herr Hofrat Schlözer und andere deutsche Journalisten. War also iemand befugt, sich über Herrn Hofrat Schlözer ꝛc. zu beschweren; so hatten viele andere noch weit mer Recht, sich über Sie zu beklagen. Tun

Sie Sich, daß dieses noch nicht geschehen, nichts zu Gute; es gereicht nicht zu Ihrem Lobe; es beweißt nur, daß die Anderen bessere Begriffe von Publizität haben. Das nämliche gilt auch von den Urteilen und Kritiken. So wenig sie zugeben werden, daß meine Kritik, mein Urteil über Ihre Kritiken und Urteile war seien; eben so wenig geben auch andere zu, daß Ihre Kritiken über des Hrn. Hofrat Schlözers oder seiner Einsender Kritiken unfelbar seien. Sie haben andere Gesichtspunkte, und andere deutsche Journalisten haben wieder andere. Laßt das Publikum über beide urteilen. So lange Sie Sich also erlauben, in Mainz eigene und fremde Verordnungen zu publiziren, und zu kritisiren; so lange dürfen Sie auch kein Wort gegen andere deutsche Journalisten sagen, wenn sie dadurch nicht offenbar Ihre Absichten, Ihr Interesse, Ihre Parteilichkeit, Ihre Eigennüzzigkeit, und Ihre hämischen Endzwekke an den Tag legen wollen. Auch das dürfen Sie nicht sagen, daß in den Statsanzeigen ꝛc. satirisirt, und geschimpft werde. Das leztere gebe ich gar nicht zu, und Satire werden Sie doch wol nicht verbieten wollen? Ich errinnere Sie an Horaz, Juvenal, Rabelais, Sterne, Rabener und andere; ich errinnere Sie an Ihre eigne Monatsschrift, wo sie nicht nur satirisiren, sondern in den hämischsten Ausdrükken schimpfen. Satirisiren Sie also immerhin, das Publikum mag urteilen. Auch Satire nuzt, bessert. Was wollen wir weiter? Die Herren Herausgeber können daraus ersehen, daß ich weit entfernt bin, Sie der Publikazion wegen zu tadeln; auch auf Ihre Kritiken bin ich nicht böse. Kritisiren Sie, allein lassen Sie iedem andern

auch die Freiheit, Ihre Kritiken zu beleuchten, und auf eine andere Art zu kritisiren. Sie mögten aber auf den Einfal geraten, lieber ganz Ihre Monatsschrift aufzugeben, um nur dadurch Ihre Absicht, den Tod aller deutschen Journale zu befördern; und eben deshalb bin ich genötigt, meine Meinung über Publizität frei heraus zu sagen.

1) Es ist erlaubt, inländische und ausländische Bessele und Verordnungen durch den Druk bekant zu machen, und darüber als **Privatmann** sein Urteil zu fällen. Denn erstens haben wir nirgendwo positive Gesezze, die das verböten; zweitens sind die Kommentarien und Kritiken so vieler Juristen und Statsmänner nicht nur über die Gesezze der Römer, sondern auch der Gallier, der Deutschen, der Sueven, der Sachsen, ia fast über iedes Stadtrecht, u. s. w. bekant, die insgesamt mit Genemigung der Landesfürsten gedrukt sind. Diese Kritiken sind ebenfals nur Privatmeinungen, und es ist bekant, daß darunter ser viel schiefe und unware Kritiken und Urteile sich befinden. Ist es erlaubt, die Gesezze vergangener Zeiten zu kommentiren und zu kritisiren; so muß es noch weit mer dem Privatmann frei stehen, das nämliche über die Gesezze seiner Zeiten zu tun, weil er noch weit eher im Stande ist, darüber ein Urteil zu fällen, als über iene der vergangenen Zeiten, und weil dadurch noth weit leichter künftigen schiefen Interpretazionen, noch bei Lebzeiten des Gesezgebers vorgebeugt werden kan. Wäre stäts diese Publizität und Kritik Mode gewesen; so würden wir nicht so viele pro und contra wegen des Sinns der Worte in alten Gesezzen haben. Drittens, Noch niemand hat

geläugnet, daß es erlaubt sei, gegebene Gesezze zu loben, es darf also auch nicht verboten sein, sein Privaturteil über das Ungerechte eines Gesezzes zu sagen. Ist es schief, so kan und wird es durch einen andern im nämlichen Journale ergänzt und berichtigt, und die Warheit verliert dabei niemals. Viertens, Gesezgeber, die nichts als das Wol, die Glükseligkeit ihrer Untergebenen durch Gesezze zu befördern, wünschen, werden weder durch lobende Urteile aufgeblasen, noch durch tadelnde Urteile, wenn sie falsch sind, abgeschrekt, noch, wenn sie war sind, beleidiget. Im ersten Falle ist es ihnen Aufmunterung, auf der betretenen Ban zum Glükke ihrer Untertanen fortzufaren, im zweiten ist das ihnen Gelegenheit, das schiefe Urteil, das auch one dieses Journal, one diesen Privatmann vieleicht tausendmal heimlich gefällt worden, und heimlich fortgeschlichen wär, und dann Unheil angerichtet hätte, durch Gegenbelerung zu verdrängen; und im dritten Falle ist das Auffoderung und Reiz künftig bessere Gesezze zu geben. Geglaubte Infallibilität von Seiten des Landesherrn und Richters muß notwendig eben so viel, wo nicht noch mer Unheil anrichten, als der Glaube an Infallibilität des Pabstes, die nun zum Wole katolischer Bürger glüklich verschwindet. Gesezgeber hingegen, die das Wol ihrer Untertanen nicht wünschen, die sich für einen unumschränkten Herrn von einem Häuflein Sklaven halten, die blos Gesezze nach ihrer Laune, vieleicht nach der Laune ihres Lieblings, oder was noch schlimmer ist, und in alten Tagen one Widerspruch oft geschah, nach der Laune ihrer Mätresse, ihres Beichtvaters oder ihres Hofnarren gaben, gibt es, Gott sei Dank! in Deutschland

nicht, darf es vermöge der Reichsverfassung und der zwischen Fürst und Untertan vorhandenen Verträge nicht geben. Gäbe es ihrer doch, nu so müßte man ia es dem Journalisten und seinem patriotischen Einsender Dank wissen, wenn sie zum Nuzzen der deutschen Menschheit diesem Despoten seine üble Laune durch Kritik, und wo diese nicht fromte, durch Satire abgewönten. Wenn also ein Landesfürst die Kritik und Bekantmachung der Gesezze für Beleidigung ansähe; so könte man daraus mit ziemlicher Gewisheit schließen, daß er nicht das Wol seiner Untertanen, sondern ganz andere Dinge zur Absicht habe. Zum Rume deutscher Landesherrn kenne ich keinen, der sich durch Publikazion und Kritik seiner Verordnungen beleidigt gefunden hätte, und alles Geschrei gegen Publizität kömt von der geistlichen Macht, die dadurch bei dem unbefangenen Manne einen nicht geringen Verdacht gegen sich erwekt. Ich kenne Landesherrn, die Journale aus der Absicht lesen, um die Stimme des Publikums zu hören, ich kenne aber auch geistliche Hirten, die aus der Absicht ebenfals Journale lesen, um die begangenen Sottisen von andern zu vernemen, und sich dafür zu hüten.

2) Es ist erlaubt die Produkte der heiligen weltlichen sowol als geistlichen Justiz öffentlich bekant zu machen. Denn 1) ist dieses ebenfals nirgendwo durch positive Gesezze verboten. 2) In Engelland ließt man täglich in den Zeitungen Auszüge und ganze Akten, die Händel werden da öffentlich geschlichtet, in Rom und Griechenland war es eben so; Pitavals und anderer Rechtsgelerten Samlungen von Rechtsfällen sind bekant, und die

höchsten Reichsgerichte im deutschen Reiche lassen selbst ihre Conclusa, Sentenzen, oft ganze Akten drukken. 3) Richter sollen nichts zum Zwekke haben, als Gerechtigkeit. Haben sie diese gehandhabt, so dürfen sie die Publizität nicht scheuen; haben sie Nebenzwekke gehabt, so muß es der obersten Macht lieb sein, wenn sie durch Publizität hinter die Ungerechtigkeit ihrer Diener kömt, so dem Unwesen steuern, und gerechtere Richter an ihre Stellen sezzen kan. Niemand verliert also, als der ungerechte Mann. Wer wil ihn in Schuz nemen? 4) Richter sind so gut Menschen, wie andere, können so gut felen, wie andere. Sie werden daher durch Publizität belert, und bessern sich. Schlimm wäre es für die gesamte Menschheit, wenn sie sich ebenfals für infallibel hielten. 5) So wie andere Fürsten durch die Beurteilung eigner und fremder Befele in den Stand gesezt werden, weisere und bessere Gesezze zu geben, welches doch einzig und allein ihre Pflicht ist und sein sol; eben so werden Richter durch Beurteilung wirklicher Rechtshändel und Urteile in den Stand gesezt, künftig gerechter und billiger zu entscheiden. 6) Kein Fürst, kein Richter wird so selbstsüchtig sein, zu glauben, daß sie schon alles wissen; und sie werden sich freuen, wenn sie durch fremde Kritiken und Urteile täglich mer lernen, dessen sich selbst der weiseste Mann nicht schämt. Durch fortgesezte Publizität und Preßfreiheit werden unsre Enkel in fünfzig Jaren weiser werden, als wir in siebzehn Jarhunderten geworden sind.

Eben aus diesen Gründen ist es auch erlaubt, über öffentliche Anstalten der Woltätigkeit, und Besserung, Er-

ziehungshäußer, Akademien, Priesterhäußer und Seminarien u. s. w. seine Meinung zu sagen. Hat man bei Errichtung solcher Anstalten blos den Zwek, Menschenglük zu befördern; so muß es dem Errichter ausnemend angenem sein, die Stimme von mereren zu hören; und dadurch Anlaß zu bekommen, das Felerhafte zu verbessern. Eigennüzzige Absichten, geheime Endzwekke, wol gar Statswidrige Endzwekke dürfen bei solchen Anstalten nicht Statt finden. Und wären ihrer vorhanden, Dank dem Patrioten, der durch öffentliche Kritik Anlaß zur Wegräumung derselben gäbe. Ich sezze den Fall, es gäben Häußer, wo man geflissentlich solche Grundsäzze lerte, wodurch die Landesherrliche Gerechtsame gekränkt würden, welcher Fürst würde den Mann nicht schäzzen, der sie ihm entdekte. Gesezt aber der Privatmann urteilte schief; so gibt es gewiß Patrioten genug, die das Bessere leren, und so hat die Anstalt, die Warheit nicht nur nichts verloren, sondern ungemein gewonnen. Die Einwürfe, die im geheim gemacht worden wären, und geschadet hätten, sind widerlegt. Man erlaubt gar gern, wenn das Gute in einem State angezeigt wird, warum wil man das Böse, das Krebsartige nicht auch öffentlich hören? Wenn die Bekantmachung des ersteren zur Nachahmung reizt, und Liebe und Erfurcht erregt; so erzeugt die Darlegung des andern Wegschaffung, Besserung. Welches von beiden ist besser? —

3) Es ist erlaubt, gute und böse Handlungen der Fürsten und Bischöfe eben so wol als der geistlichen und weltlichen Statsmänner und Privatleute öffentlich

bekant zu machen. Denn 1) ist dieses wieder nirgendwo durch positive Gesezze verboten. 2) Niemand hat gezweifelt, daß es erlaubt sei, die Taten unsrer Vorfaren zu beschreiben, und zwar one alle Schminke. Niemand wird auch leugnen, daß dieses von auserordentlichem Nuzzen sei. Nun kan das aber nicht geschehen, wenn nicht die Zeitgenossen selbst die Erlaubniß haben, dieselben aufzuzeichnen. Ehemals geschah das, und die Handschriften blieben in Kloster- und andern Biblioteken. Da konte sich also der Angegriffene nicht verteidigen, er war tod, als man ihn zum Schurken, Buben, Dieb und s. w. machte. So kan mancher erliche Mann bei uns für einen Schurken gelten, der ein ser verdienstvoller Mann war, hingegen kan mancher Bube im Heiligenkalender glänzen, der auf dieser Erde ein eingefleischter Teufel war. Nicht so, wenn Publizität Statt findet. Solte auch Leidenschaft sich vergessen, und den erlichen Mann brandmarken, so hat er Gelegenheit, sich zu verteidigen, und spricht er nicht, so werden seine Zeitgenossen und Freunde für ihn sprechen. Ferner muß es iedem erlichen Mann lieb sein, wenn die Bosheit über ihn nicht heimlich spricht; denn da kan er sie nicht widerlegen, und das gefärliche Gift nicht unwirksam machen. Nicht so, wenn Publizität gehandhabt wird. 3) Von den bösen Handlungen der Privatleute hat noch niemand gezweifelt, daß diese öffentlich gerügt und angezeigt werden dürfen. Ja selbst die Gesezgeber haben die Gerechtigkeit dieses Sazzes dadurch bestätiget, daß sie solche Verbrecher öffentlich strafen lassen. Haben aber Fürsten, Statsmänner, Bischöfe und Herren, denen das von des Vaters zu teil wurde, vor armen, gemeinen Bür-

gern etwas voraus? Gewiß nicht, ich glaube vielmer, daß die bösen Taten dieser Herren um so mer ans Licht gezogen werden müssen, als sie merere Schlupfwinkel haben, der heiligen Justiz zu entgehen, und als sie sich in einem größeren Wirkungskreise befinden, und folglich mer schaden können. Wenn ein Minister gestürzt ist, ein Fürst unglüklich wird; so erlauben sich seine sämtliche Feinde, öffentlich über ihn zu räsonniren, warum sol es nicht erlaubt sein, die Handlungen ans Tageslicht zu bringen, wenn der Große die Gewalt noch hat, zu schaden, und wenn er durch die Publizität verhindert werden kan, Unheil anzurichten. Die Worte eines berümten Römischen Patrioten sind bekant. Ich wünschte, sagte er, daß mein Hauß von Glaß wäre, damit ieder meine Handlungen sehen könte. In der Tat gewinnen Fürsten ꝛc. durch die Publizität selbst ungemein. Die schiefe Urteile, die so oft der Pöbel von ihnen fält, werden widerlegt, das Volk wird dem Fürsten näher gebracht, lernt ihn ebenfals als Mensch kennen, da es vorher ihn für einen Halbgott hielt, schäzt und liebt ihn also auch mer, da es ihn vorher blos fürchtete. Sonst hatte er blos Sklaven, durch Publizität gewint er sich Kinder, Bürger und Freunde. Und wer ist der Unglükliche, der lieber Sklaven als Kinder und Freunde an seinen Untertanen haben wolte? 4) Das Beispiel aller guten Fürsten spricht unendlich für Publizität überhaupt. Sie lassen ihre Handlungen gutmütig vom Publikum beurteilen, weil sie wissen, daß sie auch durch ein schiefes Urteil nichts verlieren. Die Josephe, die George, die Friedriche, die Gustave haben nie über die Erlaubniß, die das Volk und Schriftsteller sich namen,

ihre Handlungen zu beleuchten, ein Wort gesagt, nur eine gewisse Macht, deren Ansehen auf ser schwachen Gründen beruht, hat das Tageslicht gescheut, hat mit Feuer und Schwert dieienigen verfolgt, die das große unvergebbare Verbrechen begingen, ihrem heiligen Trone zu nahe zu treten. Die Vikariate besonders haben von ieher über die Publikazion ihrer Sentenzen gelärmt, statt daß iene Große alles drukken ließen. Handeln sie gerecht, was haben sie zu fürchten? 5) Der Fürst gewint ausnemend bei der Nachwelt, wenn er Publizität schüzt, und erlaubt. Während seines Lebens werden seine Handlungen von Schmeichlern übertüncht, und stirbt er, so treten seine Feinde auf, und vergrößern seine Taten. Seine ehemaligen Schmeichler schweigen, sie sind gestürzt, oder schmeichlen dem neuen Fürsten, und so ist niemand da, der den vorigen Regenten entschuldigte, und er verliert in den Augen der Nachwelt, statt daß er verteidigt werden konte, so lange er lebte. Dieses trift am meisten bei Bischöfen ein, wo gemeiniglich von der entgegengesezten Partie der Tron bestiegen wird.

Aus allem diesem, denk' ich, erhellt der Nuzzen der Publizität so stark, daß kein vernünftiger Mann mer zweifeln wird, daß es nicht nur erlaubt sei, alles öffentlich zu sagen — wovon ich doch Statsgeheimnisse, Angrisse auf das Wesentliche der Religion, und Schriften gegen die guten Sitten ausneme — sondern daß Fürsten und Volk unendlich bei dieser Publizität gewinnen. Machtsprüche gelten zwar überhaupt nichts, wenn aber die Sprache der Großen den Grundsäzzen der Vernunft entspricht; so ist es erlaubt, sie wenigstens als halben Beweiß anzufüren.

Dies ist, denke ich, der Fall bei Gustavs goldenen Worten, die so ser zum Vorteile der Publizität sind. Sie stehen zwar in einem allgemein gelesenen Buche, ich glaube sie aber den Herausgebern der Mainzer Monatsschrift nicht genug ans Herz legen zu können.

„In England, spricht Gustav, war keine Preßfreiheit, da Karl I. sein Haupt auf den Richtblock legte, „oder wie Jakob II. landesflüchtig, seinen angeerbten „Thron einem ehrgeizigen Schwiegersohn überließ. Dieses Recht hat die Nazion erst zu Ende Wilhelms III. „oder zu Anfang des Hannöverschen Haußes, rechtskräftig bekommen: ein Hauß, das den englischen Thron mit „einer Glorie und Sicherheit, als irgend eines der vorherigen Häußer besessen hat. Und wenn Wilkes Unruhen erregt hat; so muß man solches eher der unvorsichtigen Attention, die die Regierung auf seine Schrift „wandte, als dem Drukke derselben zuschreiben, da sie „sonst gar bald, wie viele andere vergessen worden wäre.

„Durch die Preßfreiheit kriegt ein König die Warheit „zu wissen, die man mit so vieler Sorgfalt, und Leiden „oft genug mit so vielem Fortgange vor ihm verbirgt. Den „Beamten schaft sie den Vorteil, daß sie wolverdiente und „ungeheuchelte Lobsprüche erhalten können, oder auch bekommen sie Gelegenheit, das Publikum über falsche Aus„deutungen ihrer Handlungen aufzuklären. Das Volk „endlich erhält dadurch die Sicherheit, seine Klagen anzu„bringen, es erhält den Trost, sich beklagen zu dürfen, und „oft überzeugt zu werden, daß seine Klagen unbefugt sind.“

In diesen wenigen Worten ist gewiß unendlich viel zum Lobe und Vorteile der Publizität enthalten, und die Glükseligkeit, welcher Gustav mit seinen Untertanen genießt, beweißt die Warheit seiner Meinung.

Geht man vollends auf die ursprüngliche Einrichtung der Staten und des deutschen Reichs insbesondere zurük; so wird man gewiß Gründe genug finden, daß das Volk die Erlaubniß mitzusprechen habe, und haben müsse. Und ich sehe daher auch gar nicht ein, wie ein Fürst, der von seinen Untertanen Gehorsam fodert, den Vorwurf des Despotismus von sich ablenen könne, wenn er Denk- und Drukfreiheit durch Machtsprüche hemmen wil. Die ware Macht und Glükseligkeit eines Regenten besteht blos darin, daß er viele glükliche Mitbürger hat. Unmöglich können sie alle glüklich sein, und der Unglükliche hat nur die einzige Erleichterung, daß er sein Unglük andern erzälen, und dadurch sich Mitleiden erwerben kan. Darf er das nicht öffentlich, so wird er es bei seinem Nachbar tun, und so geht seine Klage von Mund zu Mund, wird zur Schuld des Beamten oder Regenten gemacht, one daß beide Gelegenheit haben, den Unglüklichen zu beleren oder nur seine Klagen zu kennen. Wie unendlich viel hätte ich nicht noch für Publizität zu sagen, wenn ich nicht glaubte, daß das Gesagte hinlänglich genug sei, daraus die Schlußfolge herzuleiten: daß es in einem woleingerichteten State iedem erlaubt sein müsse, seine Meinungen und seine Klagen frei heraus zu sagen, und daß gerade diejenigen, welche sich gegen Preßfreiheit sezzen, blos von der Finsterniß ihren Vorteil zu haben glauben, und iede Auf-

klärung deshalb zu fürchten, und zu unterdrükken Ursache finden.

Ich kenne alle die Einwürfe, welche gegen die Publizität gemacht werden, und ich werde mir die Freiheit nemen, sie bei dem mitgeteilten Schreiben, den Herrn Kanzleidirektor Goekingk betreffend, zu berüren und zu widerlegen.

Aus allem diesem ergibt sich nun noch weit mer, daß ich gewiß die Herausgeber der Mainzer Monatsschrift wegen der mitgeteilten Befele und Urkunden nicht tadele, selbst ihre oft so unware als ungerechte Kritiken nicht tadele; diese Herren werden aber auf der andern Seite auch ersehen, daß sie sich bei dem ganzen Publikum verächtlich und lächerlich machen werden, wenn sie ihre alte Sünden gegen Publizität nicht bereuen, sondern fortfaren gegen dieselbe zu eifern, und zu wüten.

Nach dieser so notwendigen Digression kom ich zur Beurteilung der andern Aufsäzze zurük.

Von Seite 36—56 teilen die Herausgeber bei Gelegenheit einiger Kais. Königlichen Verordnungen über Religionsgegenstände, ihre Meinungen über die Landesfürstliche Macht in Betref der äusern Kirchendisciplin mit. Man kan auch hier onmöglich die Absicht der Herausgeber, die bischöfliche Macht zu heben, verkennen. Wenn diese Herrn anderen Journalisten vorwerfen, daß sie Unordnung und Zwietracht anrichten, was bei weitem nicht

war ist; so möchte ich wissen, wie sie diese den Kaiserlichen Grundsäzzen offenbar widersprechende Kritik, diese hämische Seitenblikke, diese Errinnerungen an andere Bischöfe beschönigen und entschuldigen wollen. Sie werden sich zu errinnern belieben, wie oft der Kaiser dem Erzbischof Migazzi und andern geistlichen Untertanen ihre Hartnäkigkeit, sich den Kaiserl. Verordnungen zu widersezzen, wenigstens immer zu distinguiren, verwiesen hat. Und doch wird ieder Kenner gestehen müssen, daß der Kaiser noch immer seinen Bischöfen zu viel eingeräumt hat. Wohin müssen demnach solche Aufmunterungen, als sie sich erlauben, füren? Dahin, die geistlichen Statsdiener des Kaisers in ihrem Wane zu bestärken, und sie nur noch ungehorsamer gegen ihren Souverän zu machen. Um so mer muß es also erlaubt seyn, ihre Meinungen zu beleuchten.

Um die Landesherrlichen Rechte von den angemaßten Rechten der Bischöfe gehörig zu unterscheiden, muß man notwendig in iene Zeiten zurükgehen, wo die Bischöfe noch keine Landesherrn waren. Denn sobald sie dieses wurden; so war nichts natürlicher, als daß von den Geistlichen, die onehin immer weiter um sich griffen, Befele, die der bischöfliche Landesherr gab, blos zu Befelen des Bischofs gemacht wurden. Man trente den Landesherrn sorgfältig, alles, was geschah, geschah blos durch die Macht des Bischofs, und so beriefen sich nachher auch Bischöfe, die keine Landesherrn waren, auf die Beispiele anderer Bischöfe. Durch diese Verschlagenheit der Geistlichen, nämlich so viele Landesherrliche Befele zu blos bischöflichen zu machen, ist meines Erachtens alle die Schmälerung der

Landesherrlichen Rechte entstanden. Dies umständlich durch Geschichte zu zeigen, würde offenbar die Gränzen dieser Betrachtungen überschreiten. Ich arbeite bereits seit drei Jaren an einer ausfürlichen Geschichte der hierarchischen und geistlich-bischöflichen Macht, mit welcher ich bald zu Stande zu kommen gedenke; und worin ich immer auf diesen Hauptunterschied Rükficht neme. Hier begnüge ich mich blos einige Facta, einige Räsonnements anzugeben. Sie stehen, dünkt mich, nicht am unrechten Orte.

Es ist unbezweifelt war, daß Jesus keine andre Absicht hatte, als die Menschen durch richtigere Erkäntniß von Gott, durch einen tugendhaften Lebenswandel glüklich zu machen. Er war so weit davon entfernt, eine eigne Religions oder vielmer teologische Partei zu stiften, daß er vielmer ausdrüklich sagte, daß er nicht gekommen sei, das iüdische Gesez aufzuheben, sondern nur zu vervollkommnen. Er war so weit davon entfernt, seine Leren, und Heilsvorschriften iemand aufzudringen, daß vielmer Freiheit in Meinungen welche die Glükseligkeit des Menschen betreffen, gerade der Punkt war, den er zur Hauptsache seiner Jünger machte und dessen Nichtbefolgung bei den Juden ihm misfiel. Er war so weit davon entfernt, ein eignes Reich zu stiften, eine Jesus Monarchie zu errichten, daß er vielmer ausdrüklich sagte: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Seine Jünger solten nicht regieren, nicht herschen, solten sich nicht den Statsgesezzen, den Verordnungen der Fürsten entgegen sezzen; sondern gehorsamen. Ihr einziges Geschäft war, dem Volke richtigere Erkäntniß von Gott beizubringen, sie zu leren, wie sie

tugendhafter sein könten. Wir finden aber gar frühzeitig, daß die kristlichen Volkslerer, die einander Anfangs vollkommen gleich waren, dieses Geschäft über viele Dinge hinstrekten, die gar nicht zum seligen und tugendhaften Lebenswandel gehören. Sie blieben aber dennoch immer in den ersten angewiesenen Schranken. Nämlich sie lerten blos, sie suchten blos zu überzeugen, sie besprachen sich, was wol am beßten für die Kristen sei; aber noch hörte man nichts von Befelen, von bischöflichen oder priesterlichen Verordnungen, von Machtsprüchen, oder Strafgeboten. Nur dem Landesherrn kam dies zu. Auch da die Kaiser zur kristlichen Religion übergingen, unterstanden sich diese Volkslerer das noch nicht; sondern wenn ia die Fürsten Gesezze gaben, deren Befolgung die Ruhe und Tugend der Untertanen gestört haben würde; so erlaubten sie sich dagegen Vorstellungen zu machen. Und dies durften sie ia wol eben so gut, als der weltliche Statsdiener, wenn er sieht, daß der Vater des Vaterlandes strauchelt. Allein sie glaubten sich doch immer noch nicht befugt, zu befelen, weil das schnurstraks der Religion Jesu entgegen war, der, wie bekant, das ebenfals zu hoch getriebene priesterliche Ansehen bei den Juden tadelte. Sobald aber die vorherigen armen Volkslerer, die blos predigten, nun Einfluß am Hofe bekamen, sobald sie sich der Gewissen der Fürsten bemächtigten, sobald die Fürsten den Einfluß der Priester bei dem Volke kennen lernten, sich derselben zu ihren Absichten bedienten, sobald gewann auch das bischöfliche Ansehen ausserordentlich. Indessen wissen wir auch da noch nichts von bischöflichen Befelen, die eigentlich in keinem State Statt finden können. Sie kön-

nen nichts befelen in Disziplinarsachen — wir werden sehen, daß dieses blos dem Landesfürsten zukomme; — sie können endlich auch nichts befelen in den eigentlichen Glaubenssachen, oder wie man sich besser iederzeit ausdrükken sollen, in den Heils- oder Glükseligkeitsvorschriften. Denn in Hinsicht auf Handlungen kömt dieses ohnstrittig ebenfals dem Landesherrn zu, und Meinungen, Ueberzeugungen, auf die der Bischof oder der Volkslerer eigentlich zu sehen hat, die er blos leiten, bessern sol, lassen sich nicht erzwingen, und selbst die versammelten Bischöfe und Volkslerer können hierin keine Gesezze geben, nicht befelen: Du solst das glauben, sondern dürfen blos leren: Diese und diese Gründe haben wir für diese Warheit gefunden; Der Fürst befielt das und das zu tun, die Befolgung dieses Gesäzzes macht euch glüklich, und aus diesen und ienen Gründen sollen auch eure Ueberzeugungen mit ienen vom Landesherrn gebotenen Handlungen harmoniren. Diese Säzze werden freilich kün, gewagt von einem Manne scheinen, der sich selbst zu den Katoliken bekent, und ich werde es mir vieleicht gefallen lassen müssen, bei den Herausgebern der Mainzer Monatsschrift für einen Kezzer, und bei dem teologischen Klopffechter und selbstgenügsamen J. K. Müller für einen pestilentissimus auctor zu gelten. Ich sage, ich werde mir dieses gefallen lassen müssen, weil der Zwek dieser Schrift mir nicht erlaubt, iene Säzze aus den eignen Lervorschriften Jesu, der Aposteln, und der ersten Jünger und Volkslerer zu beweisen, sondern ich mich genötigt sehe, auf meine bald zu erscheinende Geschichte der bischöflichen Macht zu verweisen. Wie zufrieden würden wir aber auch nicht sein,

wenn die Bischöfe ihre gesezgeberische Macht blos auf diese Glaubens- und Heilsvorschriften ausdehnten; aber sie maßen sich ja auch die Macht zu, über Dinge Befele zu erteilen, die offenbar blos dem Landesherrn zukommen. Von solchen Befelen wissen wir nun nichts eher, als bis die Bischöfe Landesherren wurden; und finden wir hie und da Briefe von Bischöfen über dergleichen Gegenstände; so waren es blos Anmanungen, Bitten, Vorstellungen, die darüber ergangene Befele des Fürsten zu befolgen. Nichts spricht mer für die Warheit dieses Sazzes, als Justinians Novellen und Gesezze, und Karls Verfügungen. Denn wenn schon die Bischöfe zu den Zeiten dieser Kaiser ihre bischöfliche Gewalt weit über die waren Gränzen hinausgestrekt hatten; so finden wir doch noch ser viele Gegenstände von diesen Kaisern festgesezt, die izt den Landesherrn von den Bischöfen streitig gemacht werden.

Justinians Verfügungen in Ehesachen sind bekant, und in der von Sr. Majestät dem Kaiser den 16 Jänner 1783 erlassenen Verordnung ist gewiß kein Gegenstand berürt, der nicht auch von Justinian selbst bestimt worden wäre, und doch glauben und behaupten die Monatsschriftsteller, daß die Bischöfe befugt seien, dieser erlassenen höchsten Verordnung Hindernisse in den Weg legen zu dürfen. Sie loben das erlassene Erzbischöflich-Wienerische Zirkulare vom 18 Jul. 1783, das ich im sechsten Stükke des ersten Bandes der bei Bekman in Gera von mir herausgegebenen Bibliotek für Denker mitgeteilt habe; allein es ist bekant, wie übel Se. Majestät dieses Zirkulare genommen haben. Sie glauben sich hinlänglich dadurch zu

verwaren, wenn sie die Sache der Bischöfe zu Sachen der Reichsfürsten machen. Allein erscheinen denn die Bischöfe, die zugleich Landesherrn und Reichsfürsten sind, deren Sprengel sich aber in die Oesterreichischen Erblande erstrekken, hier als Reichsfürsten? So wie der König von Engelland im deutschen Reiche nicht als König von Engelland, sondern blos als Kurfürst von Hannover, in Betrachtung kömt; eben so kommen iene geistliche Fürsten, deren Diözes sich in das Oesterreichische erstrekt, hier nicht als Fürsten in Betrachtung, sondern als Bischöfe, als geistliche Statsdiener, welche die Befele des Kaisers, ihres Herrn, in den ihm unterworfenen Staten respektiren müssen. In den Landen, wo sie zugleich Landesherrn sind, mögen sie immerhin andere Befele geben; allein sie haben dazu keine Befugniß in den Staten des Kaisers. Glauben sie, daß der Kaiser etwas wider die Lere der Katoliken verordnet habe; so können sie allerdings dagegen Vorstellungen machen; aber zu befelen haben sie als Bischöfe nichts. Justinian sezte one Zutuung seiner Bischöfe Ehehinderniße u. s. w. fest, warum solte es Joseph II nicht dürfen, nicht können? Justinians Bischöfe gehorsamten, warum solten Josephs Bischöfe nicht gehorsamen müssen? Dadurch, daß sie Reichsfürsten sind, erhalten sie zwar das Recht, in ihren Landen Gesezze zu geben, aber sie können dadurch von der Verbindlichkeit, den Kaiserlich-Landesherrlichen Befelen in des Kaisers Staten zu gehorsamen, so wenig losgesprochen werden, als ein Fürst von den Pflichten eines Vasallen, wenn er ein Rittergut in einem andern State besizt. Hier ist er nicht Reichsfürst; sondern Rittergutsbesizzer. Mit Recht scheint also die K. K.

Vorder Oesterreichische Regierung der Meinung zu sein, daß das berufene Ehepatent für alle Kaiserliche Untertanen verbindende Kraft habe, und wenn die Bischöfe nicht selbst ein Beispiel geben wollen, daß Paulus umsonst gesagt habe, seid untertan eurer Obrigkeit; so werden sie willig diese Befele respektiren, und befolgen. Man vergleiche Justinians Ehegesezze mit den Kais. Königlichen, und wenn beide schon, wie billig, mit einander nicht harmoniren, so ergibt sich doch, daß der Kaiser über keinen Gegenstand eine Verfügung getroffen, über welchen nicht auch Justinian ein Gesez gegeben hätte. Damals fiel es noch keinem Bischofe ein, eine Distinkzion zu erfinden, um die guten Absichten des Regenten zu vereiteln. S. Instit. Lib. 1. T. X. de Nuptiis, und Digest. Lib. 23. T. I. & II.

Zwar werden die Monatsschriftsteller wieder die überaus gelerte Anmerkung machen wie S. 39., daß nämlich zu solchen Verordnungen wie die Novelle 123. C. 1. eine nachfolgende oder stilschweigende Einwilligung der hierarchischen Macht vonnöten gewesen sei, oder wie sie sich S. 40 ausdrükken, daß die Rechtsbeständigkeit der Landesfürstlichen Verfügungen dieser Gattung von der Einwilligung der hierarchischen Macht abhänge. Allein 1) hätten die Bischöfe zu Justinians Zeiten sich befugt geglaubt, über dergleichen Gegenstände nur mitzusprechen; so würden sie es gewiß nicht unter einem Kaiser unterlassen haben, der so viele, für sie so günstige Verfügungen traf, der ihnen überhaupt so gewogen war, bei dem sie in so grossem Ansehen standen. Allein überzeugt, daß es ihnen gar nicht zukomme, über dergleichen die Tugend der Men-

schen gar nicht bezwekkende und betreffende Verordnungen mitzusprechen, noch vielweniger also darüber Befele zu erteilen, oder die Kaiserlichen Befele zu bestätigen, schwiegen sie, und befolgten selbst die gegebene Verordnungen, und dies alles zu einer Zeit, wo ihr Ansehen, ihre Macht schon bei weitem die vorgeschriebenen Gränzen überschritten hatte. 2) Justinian, der überal auf sacros Canones hinweißt, schweigt in seinen Ehegesezzen ganz und gar davon. Seine Gesezze sind bestimt, sind one alle Einschränkung, und er erwänt nicht einmal die dilectissimos episcopos, er scheint von einer gesezgeberischen geistlichen konkurrirenden Macht gar nichts zu wissen. Er allein ist Gesezgeber, seine Bischöfe sind so wie alle seine übrigen Untertanen seinen Befelen unterworfen. Dies beweißt Justinian selbst, dieses beweisen viele andere Kaiserliche im Cod. aufbehaltene Gesezze. Der ganze dritte Titel im Codex lib. 1. de Episcopis et Clericis beweißt, daß Justinian seine Bischöfe nicht anders ansah, als erhabenere Untertanen, denen er zwar Rechte, und Privilegien zugestand, denen er aber niemals das Vorrecht mitzusprechen, noch vielweniger seinen Verordnungen sich zu widersezzen, einräumte. Die Bischöfe kamen zusammen, besprachen sich über geistliche und kirchliche Gegenstände, aber ihre Verfügungen waren keine Befele, sondern Justinian machte sie erst zum Gesez. Dieses beweißt die Novelle 131. besonders Cap. 1. 2. 3. 4. u. f. Es ist gerade so wie bei politischen Departements. Einzele Glieder, ia das gesamte Departement, entwirft, räth, spricht; aber es kan nicht befelen, wenn nicht der oberste Gesezgeber die Verfügungen gut heißt. Bei Kleinigkeiten geben diese Departements zwar auch

Gesezze, dieses geschieht aber erstlich mit Genemigung des Gesezgebers, welches auch eben sowol in geistlichen Dingen Statt finden kan, und zweitens wird doch wol niemand daraus herleiten wollen, daß diese Departements nun unabhängige, selbst gebietende Gesezgeber seien? Dieses Recht der Kaiser allein zu befelen erstrekte sich nicht nur über disziplinar Gegenstände. Sie befalen nicht nur, wie Bischöfe beschaffen sein müssen, ordneten in Klöstern, befalen über Benefizien, über Meßopfer, Kirchendienst, Reliquien, und alle dergleichen Gegenstände, die man izt zur blos bischöflichen Gewalt hinziehen wil; (a) sondern auch die Glaubens- und Heilsvorschrift hatte wenigstens auf Handlung keine Kraft, wenn nicht der Kaiser befal. Dieses beweißt nicht nur die obenangefürte Novelle 131. sondern auch der tit. 1. im Cod. Lib. 1. de summa Trinitate und so viele andere, die ich der Kürze halber nicht einmal hersezzen wil. Die Bischöfe namen also nicht, wie sich die Monatsschriftsteller mit Pabst Lucius III ausdrükken, die Gesezze der Fürsten zu Hülfe; soudern sie waren verbunden denselben zu gehorsamen; hingegen befolgten oft die Kaiser die Winke ihrer Bischöfe, so wie ihrer andern politischen Statsdiener, und machten ihre Wünsche vermöge ihrer gesezgeberischen Macht zu Gesezzen. Daß die Bischöfe nach und nach durch ihren Einfluß bei dem Volke die Landesherrn einschläferten, und immer weiter um sich griffen, kan für sie niemals ein Grund des Rechtes werden. Auch in unserm deutschen Reiche finden wir

---

(*) Unter so vielen Gesezzen weise ich nur auf Cod. lib. 1. tit. 3 & 4.

in Zeiten, wo die bischöfliche Macht schon einen so hohen Grad erreicht hatte, noch Denkmäler der Landesherrlichen Macht. In dem 742 gehaltenen Concilium heißt es: „Ich Karlmann, Herzog und Fürst der Franken, habe „im Jahre nach Christi Geburt 742 am ersten May mit „Rath der Knechte Gottes und der Vornemsten meines „Reichs die Bischöfe, die in meinem Reiche sind, mit den „Priestern zu einem Concilium versamlet, damit sie mir „mit Rath an die Hand gingen, wie das Gesez Gottes „und die guten Sitten der Geistlichen wieder möchten „hergestelt werden, die in den Tagen der vorigen Fürsten „sich ganz verloren haben, und wie das christliche Volk „zu seinem Selenheil gelangen könne ꝛc.“ Dann heißt es: ich habe verordnet, ich befele nach dem Rate der Bischöfe u. s. w. Nichts ist deutlicher und bestimter. Karlmanns Sorge erstrekte sich nicht blos auf disziplinar Sachen, sondern auch ausdrüklich auf das Selenheil. Was meine obige Meinung, daß die Bischöfe des Landes Kaiserliche Statsdiener waren, bekräftiget, sind die merkwürdigen Worte Ludewigs: Weil beide (die Grafen und Bischöfe) einen Teil des Königlichen Amtes verwalten; so sollen die Bischöfe Acht haben, ob die Grafen die Gerechtigkeit lieben und handhaben, die Grafen hingegen sollen beobachten, ob die Bischöfe (des Ludewig unterworfenen Landes, denn nie hat ein Landesherr seine Rechte über sein Gebiet hinaus erstrekken wollen) ihrem Stande gemäß leben, und das Volk unterrichten. (a) Der Verordnungen der Ottone wil ich nicht einmal gedenken; und ich

(a) Capit. A. 823. C. 12. ap. Heinecc.

verweise deshalb auf Adami Bremensis histor. eccles. und Dithmari Chronicon insbesondre bei Otto dem Ersten; und dem noch unverdächtigeren Heinrich dem Heiligen. Schon Justinian fürt ser oft die Ursachen an, warum die ihm untergebenen Bischöfe abgesezt sein sollen; auch in der Geschichte der Deutschen finden wir Beispiele, wie die Kaiser diejenigen Bischöfe, welche sich gegen sie vergingen, oder sich widerspenstig zeigten, bestraften. Otto I. schikte den Erzbischof Friedrich von Mainz, und den Bischof Ruothardus von Straßburg in ein Kloster, um Buße zu tun (a), und verurteilte den Erzbischof Adalbert von Magdeburg zu einer Strafe (b). Ich weiß wol, daß die Kaiser durch die deutsche Statsverfassung in diesem Strafrechte nun eingeschränkt sind, und keinen Bischof, der zugleich Fürst ist, so strafen können, wie ehemals. Allein es ergibt sich doch daraus, daß der Landesherr über die Bischöfe seines Landes dieses Recht der Absezzung und Bestrafung gehabt habe, und noch habe.

Wenn aber auch alle diese Tatsachen und Beispiele, deren ich in der Geschichte der geistlichen Macht noch tausend änliche und stärkere beisezzen wil, für die Landesherrlichen Rechte nicht sprächen; so würden die gesunde Vernunft, die Zwekke der bürgerlichen Geselschaft, die Glükseligkeit der Statsbürger, die bei dem stäten Streite und Kollisionsfällen zwischen der Landesherrlichen und der

(a) Conc. germ. Tom. 3. p. 18. sq.

(b) Witichindi Annal. p. 645. in Meibonii SS. Rer. Germ. T. 1.

geistlichen Macht notwendig zerrüttet werden muß, den Landesfürsten auffodern, seinen ursprünglichen Rechten zu Folge, die geistlichen Statsuntertanen sich gehorsam zu machen.

Allein Se. Maiestät der Kaiser sollen ia selbst nach der Meinung der Monatsschriftsteller S. 40 die kirchliche Macht über dergleichen Gegenstände nicht verkennen, sollen sich öfters auf die alten Kanonen und reinere Kirchendisziplin, die sie als Schuzherr hergestelt wissen wollen, berufen, auch keine Befele und Verfügungen von dergleichen Gattungen unmittelbar an die Pfarrer oder Gemeinden zu erlassen, sondern die Sachen zuerst mit dem erzbischöflich Wienerischen Konsistorium abzumachen, demselben ihre Wünsche, Willensmeinungen zu eröfnen pflegen, und nur durch dieses Konsistoriums Mitwirkung und Einverständniß werde das weitere beschlossen und besorgt. Wie fein!! Um der geistlichen Macht nur nichts zu vergeben, so wollen sie doch wenigstens der geistlichen Macht eine Mitsprache, eine mitgesezgebende Macht durch das Beispiel des Kaisers zusichern; überzeugt, daß durch die Zusicherung dieser Mitsprache die geistliche Macht schon von selbst immer weiter um sich greifen werde. Aber sind denn die Behauptungen dieser Herren eben so gegründet, als dreust sie solche vorbringen. Wir wollen sehen.

1) Der Kaiser hat noch nirgendwo die kirchliche Macht anerkent, wie kan also von Nichtverkennung derselben die Rede sein. Um sie nicht zu verkennen oder anzuerkennen müßten der geistlichen Macht wirkliche

Rechte zukommen, diese hat sie aber nicht, wie ich schon hinlänglich gezeigt zu haben glaube.

2) Daß sich der Kaiser auf die alten Kanonen beruft, die reinere Kirchendisziplin hergestelt wissen wil, kan eines teils aus der Ueberzeugung geschehen, daß diese Kanonen gut sind, und die reinere Kirchendisziplin zum Wole des States ist; andern teils aber aus einer weisen Mäßigung und Nachgiebigkeit entstehen, um nur die widerspenstigen Geistlichen desto ehe zum Gehorsam zu vermögen. Allein wo hat denn der Kaiser noch anerkent, daß diese Kanonen für ihn eine Richtschnur zu seinen Gesezzen und Verfügungen seien, und sein müssen? Nicht deshalb, weil es die Kanonen wollen, sondern weil es gut ist, darum wird es befolen. Haben die Kanonen etwas dem State widriges angegeben; so wird sich wol ieder weise Regent hüten, sie zu seiner Richtschnur zu nemen. Wie oft ist nicht in politischen Befelen der Fall, daß man sich auf fremde Verfügungen beruft!

3) Der Kaiser erläßt nicht an ieden Pfarrer seinen Befel; sondern eröfnet erst dem Konsistorium seine Wünsche und Willensmeinung. — Was folgt hieraus? Erläßt denn der Kaiser an ieden einzelen Beamten seine Befele? — Er gibt seiner Hofkammer, seiner Regierung zu bedenken, daß dieses und ienes geschehen müsse, daß dieses oder ienes zu wünschen wäre. Diese fertigt die Befele aus; bald im Namen des Kaisers, bald in geringeren Dingen one seinen Namen

dazu zu sezzen. Eben so bei dem Konsistorium, welches ebenfals ein Departement ist wie die Hofkammer u. s. w. So wenig aber die Hofkammer u. d. g. daraus ein Recht herleitet, selbst Gesezze zu geben, oder daß es dem Landesherrn nicht frei stehe, one dessen Wissen ein Gesez zu erlassen; eben so darf auch daraus das Konsistorium für sich weiter nichts herleiten, als daß alles in seiner Ordnung gehe, und die verschiedenen Geschäfte auch unter die verschiedenen Departements verteilet seien. Daß endlich

4) der Kaiser blos von Wünschen und Willensmeinungen spricht, beweißt wieder nichts. Laßt uns doch der Vorsicht danken, daß unsre Regenten izt mit ihren Untertanen vertrauter zu sprechen anfangen. Der Herzog von Gotha errinnert seine Untertanen, und wünscht, daß sie inländische Fabrikate tragen, der Fürst von Dessau bittet seine Untertanen. Deshalb sind doch diese Errinnerungen und Bitten, so wie iene Wünsche des Kaisers, ware Befele, und S. 47. steht auch wirklich, daß der Kaiser befolen habe. Allein die Monatsschriftsteller fanden für gut, das Wort befelen nicht so gros zu drukken als das Wort erwünschlich, welches vieleicht blos vom Ordinariate hinzugesezt ist. Notwendig wird aber hiebei wieder iedem beifallen, was ich schon oben einmal errinnert, daß nämlich die weltliche Macht in der Wal der Ausdrükke nicht behutsam genug sein könne.

Es wird also nun aus allem satsam erhellen, daß der Kaiser, und nicht das erzbischöfliche Konsistorium, die Wegnahme der unanständigen Kleidungen u. s. w. und die Ein-

fürung des römischen Rituals gebot. Er tat das nicht als Schuz- und Schirmherr, sondern als Regent, der seine Unterthanen liebt, und mittelst der Volkslerer sie vom bösartigen Aberglauben und Vorurteilen frei machen wil.

Wie hämisch ist nun nicht der Zweifel, den diese Herren in einer Note S. 47. nur hinwerfen. Wenn sie die Bischöfe anfmuntern, die in den Kirchen obwaltenden Misbräuche selbst aufzusuchen, und sich nicht vom Regenten daran errinnern zu lassen; so sprechen sie als Männer, denen das Wol der Menschen am Herzen liegt. Wenn sie aber zweifeln, ob die Schuz- und Schirmherrn den Volkslerern dann so nachdrüklich beistehen würden; so ist dies ein Ausfal auf die Maiestät des Kaisers, den ein anderer Journalist gewiß nicht ungeandet, ich will nicht sagen auf die Person ihrer Kurfürsten, ich wil blos das Vikariat nennen, tun dürfte. Haben die Herren auch wol bedacht, was sie sagten, als sie diesen Zweifel niederschrieben? — Sie scheinen aber überhaupt manchmal Sachen zu schreiben, one sie zu bedenken. Und dieses ist noch die gelindeste Auslegung, die man manchen Stellen geben kan. Wenn ein anderer Journalist solche Stellen schrieb; so würde es wol bald von ihm heißen, er schreibe aus boshaften Absichten, er wage boshafte Ausfälle. —

Unter den Religions und geistlichen Statsangelegenheiten wird zuerst S. 56. die Nachricht mitgeteilt, daß von verschiedenen Ordinariaten das bekante Ehepatent Sr. Maj. des Kaisers nicht angenommen worden. Ich habe desselben schon oben gedacht und verweise dahin; aber ver-

kennen kan man auch hier die Absicht der Herausgeber nicht. Sie liegt offenbar am Tage, und ist keine andre, als die Ordinariats Gerechtsame zu heben, und alle Bischöfe zu ermuntern, sich gegen ihre Landesherrn zu verbinden; und um dieses desto gewisser zu erreichen, sagen sie ganz verblümt, daß in dem Ehepatente Säzze gegen den katolischen Glaubensbegrif enthalten seien. Sie machen also dadurch allen andern gehorsamen Oesterreichischen Bischöfen, die dieses Ehepatent befolgt, und darin nichts gegen die katolische Religion gefunden haben, den stilschweigenden Vorwurf der Heterodoxie.

Uebrigens wird der Leser sich entsinnen, daß die Herausgeber in ihrer Anzeige gesunde, unbefangene Kritik versprachen. Nun frage ich aber, ob alles, was wir bisher gelesen haben, eine gesunde, unbefangene Kritik enthalte. Sie interpretiren und entscheiden, one Gründe anzufüren und zu prüfen. Jederman erkent hier den entscheidenden Ton des Gerichtsstils, iederman fült die Arroganz, mit der diese sich für untrüglich haltende Herren ihre Grundsäzze und Meinungen debütiren, und dieser Ton, der Vikariaten so ganz eigen ist, fürt verglichen mit dem, was ich bereits oben über diesen Punkt sagte, auf die Vermutung, daß die Herausgeber wo nicht gar Glieder, doch wenigstens Organe des Mainzer Vikariats seien.

Es ist befremdlich, daß S. 58. n. 3. angefürt wird, daß der Bischof zu Lüttich um Nachlaß der gewönlichen Taxe bei päbstlicher Heiligkeit nachgesucht, Se. Heiligkeit

dem Kardinalskollegium die Sache übergeben habe, und das Gesuch durch die Merheit der Stimmen abgeschlagen, und die ganze Taxe mit 22000 Skudi bezalt worden sei. Aus Absichten für den Mainzer Hof teilen die Monatsschriftsteller one Anstand diese Nachricht mit, zur Bestätigung, daß das Präkonisiren im Konsistorium und die Bezalung dieser Präkonisazion eine kanonische Notwendigkeit sei, auch dem Kardinalskollegium frei stehe, dergleichen Gesuche abzuschlagen. Die Monatsschriftsteller endoktriniren sonst so gern, reiben sich sonst so gern an iederman, der neben ihnen herschen will, beleuchten und benikroskopisiren ieden Schritt des Kaisers, den er etwa ins geistliche Gebiet tut, warum beleren sie uns nun hier nicht, daß der Pabst kein Recht habe, diese Summen zu fodern, daß das Präkonisiren keine kanonische Notwendigkeit sei? Warum stellen sie künftige Erz- und Bischöfe vor dieser Summenzalung nicht sicher? Oder wenn sie ia der gegenteiligen Meinung waren, warum widerlegten sie nicht, was beim Just. Febronius Cap. 4. §. 3, was in Schmidts Geschichte der Deutschen und beim Van Espen Part. 1. tit. 14. in Jure eccles. vniuerso vorkömt? Hier würde die versprochene unbefangene gesunde Kritik um so notwendiger gewesen sein, als diese päbstliche Last noch immer unser gutes Deutschland drükt. Die S. 59. mitgeteilte Nachricht, daß der Pabst auf Verlangen der Kaiserinn von Rußland in den Breven für den Herrn Erzbischof Saluzo nicht einmal Statt der gewönlichen Worte: in partibus infidelium die unschuldigen Worte: in græcia gesezt hat, beweißt, daß man in der römischen Kurie noch immer beim alten Stil bleibt, und noch nicht aufhö-

ren wil, zu verkezzern. Von einer Monarchin, die soviel für Katoliken getan hat, war diese Vorstellung gewiß gerecht und billig, und gewiß hätte niemand dabei verloren, wenn das in graecia gesezt worden wäre. Allein es ist eine gewönliche Sache der römischen Kurie, alle Worte aus den alten Zeiten her beizubehalten. Wie einträglich diese Metode der Kurie gewesen, davon liefert die Geschichte tausend Beispiele; und ich verweise blos auf das Wort papa.

S. 60. nemen die Monatsschriftsteller die Herz Jesu Andacht in Schuz. Es gibt nur eine Andacht: ein tugendhafter Lebenswandel, und die Anbetung Gottes im Geiste und in der Warheit. Durch die Zerstükkelung und Vervielfältigung der verschiedenen Andachten muß notwendig die kindliche Liebe des almächtigen Wesens verlieren. Und man solte daher immer mer und mer daran arbeiten, die vielen Andachten einzuschränken, als noch neue zu erfinden, oder die alten zu begünstigen. Die catholicissima chiesa d'Ollanda wird daher gewiß Nuzzen schaffen, wenn sie die Herz Jesu Andacht aufhebt; und ich hoffe, sie sol auch in Deutschland Nachfolger finden.

S. 62. leren uns die Monatsschriftsteller, daß der Saz: die Macht scheidende Ehehinderniße festzusezzen sei nicht ursprünglich der Kirche eigen, sondern nur von den Fürsten übertragen: zu erst von Launoi vorgetragen worden. Ich dächte, die alten römischen Kaiser hätten durch Gesezze und Tatsachen bewiesen, daß ihnen diese Macht zukomme, und die Geschichte beweißt, daß die geist-

liche Macht in den finstern Zeiten dieses Recht an sich gerissen habe.

S. 63. wird schon wieder die Sturmglokke gegen die weltliche Macht geläutet. Se. Kurfürstliche Durchlaucht sollen nämlich auf alle in die benachbarte Länder gehende Zehnten u. s. w. eine Steuer haben legen wollen. Dieser Schritt scheint den Monatsschriftstellern bedenklich, sie machen alle höhere und niedere Stifter am Reinstrome aufmerksam, und schließen mit der Exklamazion: „Wenn die ursprüngliche und immer andaurende Reichsgrundverfassung die uralten Gerechtsame, beßthergebrachten Freiheitsbesizze, so geschwind umgestoßen, aufgehoben und zernichtet werden können: so ist und wird kein Reichsbürger bei dem Seinigen mer sicher sein, als iener, der Macht genug hat, sich gegen die Vergewaltigung zu schüzzen. Was für Auftritte! Was für Grundsäzze bei diesen aufgeklärten und toleranten Zeiten!“

Erstlich war diese Nachricht blos eine Zeitungsnachricht, und obwolen sich diese Dominikalsteuer nicht realisirt hat, so haben doch die Monatsschriftsteller nicht, wie es sich ziemte, wiederrufen.

Zweitens die Freiheit von bürgerlichen Abgaben kan doch nicht de iure prätendirt werden, sondern muß blos als Privilegium angesehen werden. Es ist also immer die Frage, ob ein Landesherr bei vermerten Statsbedürfnissen solche Privilegien nicht aufheben könne.

Drittens. In den Zeiten, wo die Geistlichen die Freiheit von Abgaben erhielten, hatten sie kein Vermögen, sie lebten blos vom mäßigen Almosen der Laien. Damals konte also von ihnen nichts genommen werden. Allein nun sind sie durch die Freigebigkeit der Fürsten, und Laien durch Aberglauben, Heuchelei und mit unter auch durch Ränke reich geworden; und prätendiren doch noch die nämliche Freiheit, da doch die Ursache davon aufhört.

Viertens. Die Laien, die weit wenigere Statsvorteile genießen, tragen doch alle Lasten des States. Sie verteidigen das Vaterland, oder bezalen die gedungenen Verteidiger. Die Geistlichen, welche noch überdies von den Laien gefüttert werden, tun für das Vaterland Nichts. Denn für die Predigten werden sie so gut und noch zehnmal besser bezalt, als der Ackersmann, der sein Feld baut, oder der Minister, der Nächte für das Land verarbeitet; ihre Arbeiten können daher nicht in Anschlag gebracht werden. Wenn sie gute Statsbürger sind; so werden sie von selbst, wenn sie auch die Privilegien haben, die Lasten des States nicht zu tragen, freiwillig sich erbieten, so gut wie der Laie den Stat erhalten zu helfen. Bei der prätendirten Umschaffung der Juden zu waren Statsbürgern war einer von den Haupteinwürfen, warum der Jude nie Bürger werden könne, weil er am Sabbat nicht fechten dürfe. Man wende dieses auf die Geistlichkeit an. Ich bin weit davon entfernt, zu behaupten, daß Geistlichkeit hienieden überflüßig sei. Nein, ich erkenne gewiß ihren Wert. Ich weiß, wie viel Gutes ein Tugendlerer stiften kan. Aber eben weil sie Tugendlerer sind,

drum solten sie mit Gehorsam dem Volke noch weit mer mit gutem Beispiel vorgehen, drum solten sie, da sie reich genug sind, um das tun zu können, ebenfals dem onehin über die schweren Abgaben oft seufzenden und murrenden Laien mit gutem Beispiele vorgehen, sie ihm erleichtern, oder wenigstens durch diese Freiwilligkeit ihn williger machen. Eben als Tugendlerer solten sie diese den Stat, und besonders den armen Statsuntertan drukkende Privilegien, gesezt auch, daß alle diese Freiheiten ihnen von keinem Landesherrn mit Recht genommen werden könten, willig opfern, willig sich selbst zu ächten Statsbürgern umschaffen. Und dazu solten die Monatsschriftsteller noch weitleher und mer ermuntern, als zur Verteidigung dieser nicht allezeit auf den geradesten Wegen erhaltenen Privilegien.

Fünftens befremdet diese Aeusserung der Mainzer Monatsschriftsteller gegen neue Abgaben um so mer, als der Herr Erzbischof von Mainz eine an sich zwar nicht neue, in Rüksicht der Verwendung aber gewiß ganz neue Abgabe den Stiftern und Klöstern in der Diözes, nicht blos im Kurtum, auferlegt hat. Ich meine das sogenante Synodaticum, das auch zuweilen Cathedraticum genennt wird. Dieses war sonst eine geringe Abgabe der Stifter und Klöster zum Beweiß ihres Gehorsams und zur Unterhaltung des Bischofs. Sie zalten diese Abgabe aber nie, als wenn der Bischof das Stift oder Kloster visitirte, oder wenn er eine Synode hielt. Da nun gewönlich alle Jare eine Synode war; so zalten sie diese Abgabe järlich. Diese Abgabe war aber ser gering, und wenn ich nicht ire, so verordnete das Concil. Bracarense II. ao. 572,

daß der Bischof nicht mer als zwei Solidos aureos nemen solle. Der Zwek dieser Abgabe fält in unsern Tagen hinweg, da izt die Geistlichen onehin so ser dem Gehorsam des Landesherrn entrissen sind, und sonst niemand als den Bischof für ihren Herrn erkennen, onehin also hinlängliche Beweise ihres Gehorsams gegen Bischöfe geben, da zweitens unsre Bischöfe insgesamt so reichliche Einkünfte haben, daß sie nicht genötigt sind, diese noch zu ihrem Unterhalte zu erheben. Auch Synoden werden nicht mer gehalten, und wenn Delegirte des Bischofs Klöster und Stifter visitiren, so müssen diese nicht nur verpflegt werden, sondern sie erhalten auch noch Diäten, Visitazionsgebüren u. s. w. wie wir weiter unten hören werden, und wie ich aus einigen Rechnungen, die den in dem Jare 1777 in Erfurt und auf dem Eichsfelde von einem g istlichen Rate visitirten Klöstern zugefertigt wurden, beweisen kan. Der Zwek des Synodatikums hört also gänzlich auf, und in diesem Betrachte ist also die Abgabe neu. — Jene Dominikalsteuer in Baiern solte in den Schaz des States fließen; dieses Synodatikum ward zur noch bessern Besoldung der onehin gewiß gut besoldeten Vikariatsherren verwendet. Welche Abgabe ist nun wol besser? — Es sei fern von mir über das neu aufgelegte Synodaticum zu klagen; allein da die Monatsschriftsteller so ser über iene projektirt sein sollende Dominikalsteuer exklamiren, und räsonniren, also auch als Privatschriftsteller, welches sie doch sein wollen, über einen Kurfürsten reden; so ist es doch wol auch einem andern Privatschriftsteller erlaubt, seine Meinung zu sagen.

Bei Gelegenheit der Schwarzacher Klostersache S. 64. äussern die Herausgeber Käntnisse und Wissenschaft von Dingen, die sonst nur dem erzbischöflichen Kabinette bekant sein können, und dadurch wird der Leser immer mer und mer überzeugt, daß sie, die Monatsschriftsteller, entweder selbst Vikariatsherren sind, oder wol gar im geistlichen Ministerium Siz und Stimme haben. Für den unbefangenen Leser, der den Detail der Schwarzacher Klostersache gern ignorirt, ist es befremdlich, daß ein so ansenliches Dikasterium als das Kaiserl. Reichskammergericht ist, so ser gegen Gesezze und Reichsverfassung geurteilt haben solle, daß die Wiener Kirchenzeitung in neun Zeilen, die nichts als Schimpfworte enthalten, widerlegt sein sol. Noch mer aber muß es dem Sachkundigen Leser, dem es bekant ist, wie hoch das Mainzer Vikariat einige Stellen in andern Journalen aufgenommen, befremden und auffallen, daß die Herausgeber in Mainz izt gar gegen ein hohes Reichsgericht solche Ausdrükke von unerhörtem Verfaren u. s. w. gebrauchen dürfen. Die Kaiserlichen Verordnungen bekommen auch hier wieder, inwiewolen ser verblümt, S. 66. einen Seitenhieb, und beinah scheint es, als ob die Mainzer Monatsschriftsteller hauptsächlich ihr Augenmerk auf die glüklichen Oesterreichischen Reformazionen gerichtet haben.

Unter den Rezensionen findet man ser seichte Anzeigen der über die von dem gesamten fürstl. Hessichen Hauße reklamirte Güter der in Mainz aufgehobenen Klöster erschienenen Schriften, wodurch nun der Leser weiter nichts mer weiß, als daß ihn die Monatsschriftsteller auf parole

versichern, der Herr Kurfürst von Mainz habe Recht. Besser wäre es gewesen, wenn sie uns auch die Gegengründe, besonders die Hanauischen, welche denn doch nach meiner Privatmeinung ser triftig sind, bekant gemacht, und widerlegt hätten.

Die Anzeige (denn Rezension werden doch wol die Monatsschriftsteller solche Notate nicht nennen) der Mansischen Konziliensamlung enthält ser viel Kollegiumsnotate, wenigstens entsinne ich mich dergleichen noch in größerer Anzal von einem Kloster Lektor gehört zu haben. Nur das verbindliche Kompliment, welches sie dem katolischen Fleiße in Samlung der Konzilien machen, gehört den Monatsschriftstellern ganz allein zu.

Unter der Rubrik Berichtigungen fangen die Monatsschriftsteller ihren in den folgenden Heften noch weit gröber, ungeschliffener und **bäurischer** fortgesezten Kampf mit den deutschen Journalisten an. Den auserordentlichen Anteil, den diese Herren an allem demienigen nemen, was das Vikariat betrift, bestärkt uns immer mer in der Meinung, daß die Herausgeber zugleich Glieder des Vikariats sind. Herr Goekingk ist der erste, an welchem sie ihren Wiz auslassen.

Herr Goekingk hatte im 4. Stükke seines, troz aller Verunglimpfungen der Monatsschriftsteller, doch algemein gelesenen und beliebten, auch fortgesezten Journals von und für Deutschland S. 337. eine Nachricht von der Wallfart nach Waldthürn eingerükt. Diese Nachricht ward

von allen vernünftigen Katoliken mit Beifal gelesen, und unter ihnen war gewiß kein einziger, der nicht gewünscht hätte, daß dieser Misbrauch — der die ächte katolische Religion leider! zu oft in den Augen der Protestanten herabsezt und verächtlich macht, weil sie dergleichen leider! für wesentliche Stükke der katolischen Religion ansehen — allenthalben aufgehoben, und so nach und nach die liebenswürdige Religion immer mer von heidnischen (a) und iüdischen und iesuitischen Unrate (denn auch von diesen beiden leztern trift man noch viel an) gesäubert werden möchte. Einige Unrichtigkeiten, die aber der Hauptsache nichts schadeten, wurden St. 7. S. 45, und wenn ich nicht irre, durch mich berichtigt. Mit Entzükken las man im nämlichen Stükke S. 59, daß wirklich das Generalvikariat an die Abschaffung gedacht habe; und niemanden fiel es bei, daß es ein geistliches Departement entehre, von einem Privatschriftsteller an so etwas errinnert worden zu sein, was der Aufmerksamkeit geistlicher Statsmänner sonst wol entgangen sein könte. Hätten die Monatsschriftsteller geschwiegen; so hätte man die Wallfart für eine Mönchsspottise angesehen. Allein so nemen hier diese Herren die Wallfart in Schuz, protestiren, daß das Mainzer Vika-

(a) Denn den Ursprung der Wallfarten werden die Herren, die überall so ausgebreitete historische Käntnisse debütiren, wol wissen. Solte es ihrer Aufmerksamkeit entgangen sein; so können sie sich in Schmidts Geschichte und bei vielen andern Bonifaziusen gleichzeitigen Schriftstellern Rats erholen.

riat daran gedacht habe, die Wallthürner Misbräuche abzustellen, und verweisen Herrn Goekingk die auserordentliche Vermessenheit, daß er sein Journal von so guter Wirkung gehalten. Die Folgen davon sind offenbar, das Ausland weiß nun, daß die Wallfart (viele Bischöfe haben dergleichen schon verboten, sie gehören doch wol also nicht zur katolischen Religion) von Mainz aus begünstigt wird, daß es nicht blos Mönchssottise ist, und die Kapuziner in Wallthürn, die nach ienem Aufsazze im Journale v. u. f. D. wenigstens eine Kommission befürchten mußten, und vieleicht also von selbst von ihrer Prellerei abgestanden hätten, sind nun durch die hohe Versicherung der gnädigen hochwürdigen Herrn Monatsschriftsteller ganz gesichert, und treiben ihren Unfug mit verneuten Kräften. Denn da die Herren in der Hauptstadt selbst behaupten dürfen, daß man daselbst noch nicht daran gedacht habe, die Misbräuche abzustellen; so müssen die Kapuziner, wenn ihnen ihr Guardian und die Klosterphilosophie und Teologie den Verstand nicht ganz verkrüppelt haben, notwendig daraus den Schluß herleiten, daß die Monatsschriftsteller entweder selbst Vikariatsherren, oder doch wenigstens derselben Organe sind. Uebrigens wird der Leser in dieser Stelle so wie in allen andern die versprochene unbefangene Kritik und Gründlichkeit vermissen; denn auser der algemeinen, nicht mit einem einzigen Grunde unterstüzten Behauptung, daß die Wallfarten gut und unverwerflich seien, wird der Leser sonst nichts hören, als daß die Herren den lustigen Frater Deo gratias kennen, der einige Fragen über die Wallfart (die sie lieber hätten beantworten sollen, wenn ihnen Aufklärung, nicht Nebenabsichten, nicht Mütleins-

klung (ihr eignes Wort) am Herzen läge) Herrn Goekingk eingesendet hatte. Sie drohen ihn zu nennen! Nennen sie ihn. Der lust ge Frater wird beim Publikum an Achtung mer gewinnen, als sie, meine Herren, wenn sie ihre hochwürdigen Namen der Monatsschrift von geistlichen Sachen vorsezzen.

Nach diesem ersten Ausfalle wagen die Monatsschriftsteller den zweiten gegen Herrn Hofrat Schlözer. Der Jude im Kristenbann im 22 Hefte der Statsanzeigen ist so bekant, daß ich dahin verweisen darf, one die Geschichte selbst anzufüren. Die Monatsschriftsteller meinen also erstlich dagegen, daß der Wiz des Einsenders schal sei, wenn das Vikariat erkläre, die Exkommunikazion sei aus Versehen der Expedizion auf den Juden ausgedent worden, wenigstens habe der Einsender nicht gewußt, ob das Vikariat die Sache so erkläre. Für dieses artige, verbindliche Kompliment mag sich dieses erzbischöfliche geistliche Gericht selbst bedanken. Mich däucht aber, die Herren würden es dem Schlözerschen Einsender nicht so one Rüge zugegeben haben, wenn die Rubrik in den Schlözerschen Statsanzeigen etwa gewesen wäre: Der Jude im Kristenbanne aus Versehen der Mainzer Expedizion. Selbst ein hineingeschobenes vieleicht würde ihn nicht vor Tadel, Verunglimpfungen und Schimpfworten gesichert haben. Wozu bedurften sie aber dieses auf Rechnung des Versehens in der Expedizion zu sezzen, da Sie S. 109. ausdrüklich behaupten, daß das Vikariat dazu die Befugniß habe? Sie berufen sich bei dieser Behauptung auf den westphälischen Frieden. Da nämlich im A. 5. §. 48. J. P. O. den Bi-

schöfen gestattet werde, Augsburgische Konfessionsverwandte zu exkommuniziren; so müsse es auch eben so wol erlaubt sein, Juden zu exkommuniziren. Allein durch die angefürte, vieleicht mit Vorbedachte in der Monatsschrift nicht abgedrukte Stelle, (a) beweisen die Monatsschriftsteller sonst nichts, als daß sie den westphälischen Frieden so wie oben die Justinianische Novelle nicht verstehen; der angefürte §. spricht nur, wie hier (b) iedermau sehen kan,

---

(a) Damit nämlich die Landpfarrer und mönchische Leser dieser Monatsschrift, welche sie etwa in honorem obedientiae kaufen, den westphälischen Frieden aber nicht besizzen, den hochwürdigen gnädigen Herrn aufs Wort glauben, und in der Intoleranz nur noch mer bestärkt werden.

(b) Ich lasse die Stelle abdrukken und das Publikum urteilen. J. P. O. Art. V. §. 48. Jus Dioecesanum et tota iurisdictio ecclesiastica cum omnibus suis speciebus contra Augustanæ Confessionis Electores, principes, status (comprehensa libera Imperii nobilitate) eorumque subditos tam inter Catholicos & Augustanae Confessioni addictos, quam inter ipsos solos Augustanae Confessionis Status vsque ad compositionem christianam dissidii religionis suspensa esto *et intra terminos tetritorii cuiusque Ius dioecesanum et iurisdictio ecclesiastica se contineat.* Ad consequendos tamen reditus, census, decimas & pensiones in iis Augustanæ Confessionis Statuum ditionibus, vbi Catholici anno 1624 notorie in possessione vel quasi exercitii Jurisdictionis ecclesiasticae fuerunt, vtantur eadem posthac quoque, sed nonnisi in exigendis hisce pensionibus, nec procedatur ad Excommunicationem, nisi post tertiam demum denunciationem. — Catholicorum Augustanae Confessioni ad-

von Katoliken unter Augsburgischer Konfessionsverwandten Herrschaft, und wie gegen diese das diözesan Recht und die Befugniß zu exkommuniziren ausgeübt werden solle, nicht von einem diözesan Rechte und einer Befugniß Augsburgische Konfessionsverwandte zu exkommuniziren. Fremde Glaubensgenossen zu exkommuniziren, oder von der Gemeinschaft einer Kirche auszuschließen, zu der sie sich onehin nicht bekennen, in der sie onehin nicht sind, ist noch keinem Menschen beigefallen, kan nie der Gegenstand eines Vertrags gewesen sein. Der Besizstand und praeiudicia begründen und rechtfertigen eben so wenig dergleichen Usum, es sei denn, der Besizstand würde in

---

dicti Status provinciales et subditi, qui anno 1624 ecclesiasticam Jurisdictionem agnoverunt *in iis casibus* modo dictae Jurisdictioni subsint, *qui Augustanam Confessionem nullatenus concernunt*, modo ipsis occasione processus *nihil iniungatur*, *Augustanae Confessioni vel conscientiae repugnans*. Eodem etiam iure Augustanae Confessionis Magistratuum Catholici subditi censeantur, inque hos, qui anno 1624 *publicum* religionis catholicae exercitium habuerunt, ius dioecesanum, quatenus episcopi illud dicto anno quiete in eos exercuerunt, saluum esto. —. Uebrigens denke ich, daß gewisse protestantische Bauern ꝛc. ꝛc. die an Klöster u. s. w. Zehnten zu zalen haben, sich lieber von den Vikariaten exkommuniziren, als bei der weltlichen Behörde verklagen lassen. Allein weil die Vikariate die Unwirksamkeit der Exkommunikazionen einsahen, drum fiel es auch noch keinem bei, die obige Stelle so zu erklären, sondern um ihren Zehnten zu erhalten, verklagen sie die Bauern, und lassen sie exequiren, und auspfänden.

der Philosophie und Teologie ein allmächtiger Titel wie in der Rechtsgelersamkeit. Dann aber ist es um alle Künste, Wissenschaften und Aufklärung getan. In der Teologie scheint wirklich der Besitzstand schon dieses Recht zu behaupten. Daher Infallibilitäten, Intoleranz, Eigendünkel und geistlicher Despotism.

In der Note S. 112. äußern die Herren, daß, wenn iemand auch Lust bekäme, solche kirchliche Verfügungen als Flekken des Mittelalters anzusehen, und zu misbilligen, dieses bescheidener, als es der Herr Einsender des Herrn Schlözer tut, geschehen müsse. Sonderbar daß diese Herren Bescheidenheit prätendiren, sich selbst aber die gröbsten Ungezogenheiten gegen die vom ganzen Deutschland für verdienstvolle Männer anerkante Herrn Schlözer und Goekingk erlauben. Denn S. 117. nennen sie die Herrn Schlözer und Goekingk die Pasquini von Deutschland, an denen Mancher seinen nur allzuoft falschen Wiz und zügellose Satire anpappe. Warhaftig; wenn die übrigen deutschen Journalisten sich nach den bescheidenen gnädigen Mainzer Monatsschriftstellern richten wolten, so würden sie alles drukken können, so würden sie im Großingischen Tone (der aber bei weitem noch nicht so ungezogen ist, als iener der Mainzer Monatsschriftsteller) gegen die Vikariate schreiben. Herr Hofrat Schlözer und Herr Kanzleidirektor Goekingk, beide Untertanen und Statsbediente zweier mächtiger Könige und Kurfürsten, haben dadurch, daß sie nicht wegen solcher Kalumnien, deren ich noch viele aufdekken werde, Genugtuung, oder im iuridischen Ton, Ehrenerklärung und Abbitte fo-

derten, einen Beweiß gegeben, daß sie, one das Gesez Jesu zu predigen, ihren Gegnern vergeben, statt daß die Monatsschriftsteller in iedem Augenblikke die Gesezze Jesu im Munde füren, die Ausübung derselben aber vergessen. Und eben weil sie sich einer solchen Vergessenheit immer schuldig machen; so neme ich mir die Freiheit, sie an die Lere von der Wiedererseznng geraubter Ere — wie es katolische Teologen behaupten — zu errinnern. Oder halten sie etwa das Pasquini für keinen Schimpfnamen? für keine Verläumdung? . . Ich höre sie schon exceptionem veritatis machen. Nu, so deklamiren sie nicht blos, sondern beweisen, das tut der erliche Mann.

Die Monatsschriftsteller äußern weiter, daß die Exkommunikazionen täglich lächerlicher werden, seitdem die Herrn Schlözer und Goekingk schreiben, daß auch die weltlichen Kanzeleien einer Reform bedürfen.

Lord Shaftesbury hat bewiesen, daß Satire der ächte Probirstein der Warheit sei, und gezeigt, warum Pfafheit keine Satire vertrage. Warum bedienen sich die Monatsschriftsteller nicht derselben Waffen gegen ihre Gegner? Warum beschämen sie dieselben nicht durch Publizirung der Akten, durch Gegenspott? Fülen sie etwa, daß iene Herren ächte Akten publizirt, mit Grunde gescherzt, gespottet haben? — Gewiß; Einwürfe und Spott (Satire) verbieten, dabei aber schimpfen, wie eine Menschenklasse in Sachsen, mit der man nicht gern in Gesellschaft ist, zeugt warhaftig nicht von einer guten Sache oder einem klugen Anwalde. Daß auch

die weltlichen Kanzeleien der Reformen bedürfen, wird niemand läugnen, haben eben Schlözer, Goekingk und viele andere gezeigt. Die Rükkunft von der geistlichen Knechtschaft, die Behauptung der Rechte des Stats und des Menschen gegen Pfafheit, die Verbesserung des Kanzleistils u. s. w. sind Beweiß der Besserung, Beweiß, daß die weltlichen Kanzeleyen derselben eher empfänglich sind, Belerung eher vertragen, als die geistlichen. Aber wenn die weltlichen Kanzeleien einer Reform bedürfen; so folgt doch wol daraus nicht, daß die geistlichen derselben nicht bedürfen?

Die Rechtfertigung des in den Schlözerschen Statsanzeigen gerügten Judenraubs Heft 23. S. 324 bleiben die Monatsschriftsteller S. 118 schuldig, verbitten sich änliche klopffechterische Definitionen, und versichern im Gerichtsstil: Unsere Gründe folgen, das heißt: Unsere Gründe der Wegnemung der Judenkinder folgen nach. Immerhin wir E. M. G. V. Monatsschriftsteller!!! Die Verteidigung des Herrn Generalvikar Lehenbauer in Eichstädt in der bekanten Hartmannschen Sache S. 118 war doch so wenig zuverläßig, daß die Monatsschriftsteller selbst im fünften Hefte bei Gelegenheit der Schlözerschen Briefe nach Eichstädt für gut befinden, ihr Urteil zu suspendiren, bis die Sache ins klare gesezt sein würde. Also im November 1784 waren sie hinlänglich überzeugt, war der Richter in iedem unparteiischen Auge gerechtfertigt, entschieden sie gegen Herr Hofrat Schlözer, und im April 1785 (da Herr Hofrat Schlözer sich blos verteidigte, keine neue Aktenstükke hinzutat) finden sie für gut,

ihr Urteil zurükzuhalten. Werfen sie also nun Niemand mer vor, daß er zu voreilig entscheide oder mitteile!

Mit Selbstzufriedenheit, und einer schadenfrohen, einem Kristen gar nicht, am allerwenigsten einem braven Geistlichen ziemenden Herzensfreude zeigen sie die Existenz der berufenen kurzen Bemerkungen gegen Herr Hofrat Schlözer an. Herzbrechend heben sie einige Stellen aus dieser Schrift heraus. Ich analisire in der Folge diese Schrift, und verweise meine Leser dahin.

Das zweite Heft hebt mit einer Verordnung, die Klosterstudien in dem Mainzischen betreffend, an. Die Vorerrinnerung der Monatsschriftsteller ist äuserst seicht und mank, weder philosophisch, noch historisch richtig, und scheint blos in der den Monatsschriftstellern eignen Hauptabsicht — den Geistlichen alles zuzuteilen — geschrieben zu sein. Es war eine Folge des Verfals der Wissenschaften, daß die Studien und Erziehung sich allein in den Händen der Geistlichen befanden, und eben um dieser Ursache willen waren die Studien und Erziehung so schlecht. Je mer Studien und Erziehung aus den Händen der Geistlichen kamen, desto mer gewannen beide. In der Tat sind die Fortschritte der Protestanten nicht blos der durch Lutern gewonnenen Denkfreiheit; sondern gewiß auch großen teils der Einrichtung zuzuschreiben, daß weltliche wenigstens verehlichte Geistliche die Erziehung besorgen, Wissenschaften treiben. Die ware Nuzanwendung und Schlußfolge aus allem diesem wäre, daß Studien und Erziehung den Geistlichen genommen werden müßten, und

dahin solte alles Bestreben gerichtet sein. Ich verkenne indeß gar nicht, daß auch Mönche Verdienst um Geschichte haben. Die Verordnung selbst ist übrigens, so lange es noch Mönche gibt, — wer wolte es läugnen? — heilsam, und ich habe dieses schon, ehe ich noch die Mainzer Monatsschrift sah, im Zuschauer gesagt.

In den zu der Kurfürstlichen Verordnung gemachten Noten beschränken die Monatsschriftsteller 1) den Nuzzen der Kollegiatstifter S. 125 dahin, daß ihre Pfründen Gnadengehalte wolverdienter Selsorger, Geistlichen, und adelichen Familien werden, und hierin wird Niemand anderer Meinung sein. In der 2ten Note S. 126 brausen die Monatsschriftsteller bei Gelegenheit des Wir Erzbischöfliche *Vicarius generalis* &c. &c. gegen den Verfasser des berüchtigten Aufsazzes im deutschen Museum auf, und schreiben diesen einigen iungen boshaften Leuten zu. Ich bin weit entfernt alles zu rechtfertigen, was im deutschen Museum über das Generalvikariat gesagt worden; indeß scheint es mir doch ungerecht, die Sache einzeler Diener zur Sache des Landesfürsten machen zu wollen, wie hier geschieht. Wenn dieses Kollegium zu hart behandelt worden war — ich meine, wenn irgend eine Falschheit daselbst publizirt worden — so konte nichts besseres geschehen, als daß das Vikariat ex actis einen getreuen Auszug dem Herausgeber des deutschen Museums zusendete. Dieser rükte ihn ein, und der Einsender war beim Publikum beschämt. Ueberdies, da die Herausgeber der Mainzer Monatsschrift so gut die iungen boshaften Leute kenten; so durften sie neben ienem Aktenmäßigen Auszuge diese

Namen hinſezzen, und die Verfaſſer wurden zugleich verachtet. Je gemäßigter dieſer Auszug war, deſto mer gewann das Vikariat an Achtung beim Publikum. Dies ſcheint meines Erachtens der vernünftigſte Weg zu ſein, einen ſolchen ſchlimmen Handel wieder gut zu machen. Allein die Sache einzeler Diener des Stats zur Sache des Fürſten zu machen, das Verbrechen beleidigter Maieſtät auch auf iedes einzele Statsglied auszudenen — vieleicht denen ſie dies Verbrechen auch auf alle dieienigen aus, die gegen ihre Monatsſchrift lallen, wenigſtens ſcheint dieſes eine Stelle im achten Hefte ſagen zu wollen — zu deklamiren, zu ſchimpfen. — Dies macht die beßte Sache zur ſchlimmen, die ſchlimme zur ſchlimſten. Und wie, wenn nun dieienigen, welche ſie auf dieſe Art zu ſo groſen Verbrechern machen, aufſtünden, und ihnen das nämliche Schuld gäben? Wenn es ein Maieſtätsverbrechen iſt, Mainzer Vikariats Verordnungen zu kritiſiren, und darüber zu räſonniren; ſo muß es noch weit mer ein Maieſtätsverbrechen ſein, wenn ſie die Oeſterreichiſchen Reformazionen eine Kaiſerliche Operazion (a) nennen, die Vorderöſterreichiſche Regierung tadeln, und behaupten, daß ſie ſo wie

---

(a) Wenn ſie das Wort Operazion nicht für unanſtändig wollen gelten laſſen, ſo dürfen ſie auch nichts über Pfaf u. ſ. w. ſagen. Das war ia noch im 16ten Jarhundert ein Ehrenwort. Sie nennen die woltätige Bemühung des Kaiſers, uns von der geiſtlichen Knechtſchaft zu erlöſen, eine Operazion, wir die Bemühung der geiſtlichen Macht, uns ins 11 Jarhundert zurükzuſezzen — Hildebranderei ꝛc. Es ſind Worte, und quilibet eſt interpres verborum ſuorum.

das Reichskammergericht zu weit gehen, wenn sie dem Herrn Fürsten von Fulda über Selbstliebe und Kalmet Vorwürfe machen (a), wenn sie sich über das Leipziger Zensurkollegium (das, beiläufig gesagt, ser streng ist, und welches ihre Monatsschrift zuverläßig nicht passiren ließ) lustig machen, wenn sie überhaupt auf Kaiser und Landesfürsten (b) mutige Ausfälle wagen, wenn sie die geistliche Macht gegen die weltliche auffodern, kurz, wenn sie gerade das alles tun, was sie andern in Hinsicht auf den geistlichen Stand vorwerfen. Was würden sie darauf antworten? Gewiß daß es ihnen nicht eingefallen sei, auf Personen loszuziehen, sondern daß es ihnen blos um die Sache zu tun, folglich ihnen auch kein Maiestätsverbrechen vorzuwerfen sei. Seien sie also billig, und machen nicht die Sache der Journalisten, besonders anonimer Journalisten, als sie sind, zur Sache des Landesvaters. Wir wollen uns wechselseitig beleren, wo's fromt, auch bespotten

---

(a) Wollen sie sagen, sie haben blos den Konzipienten gemeint; nun so wird iener antworten, er habe auch blos den Konzipienten der Generalvikariats Verordnungen gemeint.

(b) Wenn sie sagen, sie verteidigen blos die geistlichen Gerechtsame; so antworten wir: wir verteidigen blos die Landesfürstlichen Rechte. Wenn sie blos über die Eingriffe der Landesfürsten in das geistliche Gebiet Klagen vorgeben; so geben auch wir vor, daß wir über die Eingriffe der geistlichen Macht in das Landesfürstliche Gebiet zu klagen. Es ist Streit zwischen Schriftsteller und Schriftsteller, wodurch die Warheit am Ende gewint.

und belächeln, uns aber hüten, unsre guten Fürsten mit den Journalisten und Schriftstellern in Fehde zu bringen. Es sei fern von mir Pasquils zu verteidigen; aber treten sie doch auf, und sagen, welcher Journalist ein Pasquil ie gedrukt habe. Wollen sie die Publikazion ungedrukter Aktenstükke, (eingesendet von anonimen Schriftstellern, aber publizirt von genanten Schriftstellern) wollen sie die Rüge rügenswerter Dinge, wollen sie wiederrufene oder berichtigte Falsa, die der Einsender nicht aus Bosheit, nicht aus Leidenschaft, sondern hintergangen, hintergangen vieleicht von boshaften Pfaffen, die der Publizität schaden wollen (a), niederschrieb, und drukken ließ, wollen sie das

---

(a) Es ist, dünkt mich, hier der Ort von einer mir zugedachten boshaften Falle, ein Wort zu sagen, um dadurch andre erliche Journalisten vor Jesuiten Fallstrikken zu waren. Vor ungefär zwei Monaten erhielt ich ein fer verbindliches Schreiben über den deutschen Zuschauer, worin mich der Verfasser zugleich bat, das beigehende mit Aktenstükken beurkundete unerhörte Verfaren eines geistlichen Gerichts, öffentlich anzuzeigen. Das Verfaren war so schändlich, daß ich darüber erstaunte. Der Einsender unterschrieb sich Christianus Meyern ext. Soc. Jesu., beteuerte die Warheit, und bat mich, seinen Namen nicht zu nennen. Er gab mir zugleich eine Addresse, wo ich ihm schreiben, und mereres von der Warheit erfaren könte. Einige in den Akten selbst vorkommende Widersprüche machten mich aufmerksamer, als jemals. Ich schrieb an ihn und auch an Hermann Bauer, an den solte ich die Briefe couvertiren. Von beiden erhielt ich die Rükantwort, daß fals nur die geringste Beschwerde käme, ich sie one Anstand

Pasquil nennen, nun so nennen sie sich selbst. Denn sie drukken Aktenstükke, und nennen weder ihre Einsender, noch sich selbst, rügen, verstekt hinter diese verdächtige Anonimität, nicht rügenswerte Dinge, (z. B. die Worte des Herrn Fürsten von Fulda über die Selbstliebe) drukken Falsa, one sie zu berichtigen und zu wiederrufen, kurz, tun Alles in einem weit höheren Grade, als alle deutsche Journalisten, und tun das mit einer Selbstzufriedenheit, einem Eigendünkel, einem Stolze, der deutlich verrät, daß sie glauben, niemand sei im Stande sie anzugreifen oder zu widerlegen. Nemen sie also das Wort Pasquil zurük, damit nicht auch andre sie das nämliche bezüchtigen, und dadurch eine ernsthafte Fehde entstehe, die wichtigere Folgen haben könte, als sie sich troz aller ihrer teologischen Einsichten vorstellen. In der Note (e) S. 126 preisen die Monatsschriftsteller wie Cicero pro domo die Teologie als eine unentberliche, erhabene, vielbefassende, und schwere Wissenschaft an, preisen die Anstellung der elf teologischen Lerstüle auf der hohen Schule zu Mainz als den Beweiß, wie nahe die Erhaltung der heiligen Religion

---

öffentlich nennen solle; sie wollen beide die Warheit mit Gut und Blut verteidigen. Wer hätte nicht trauen sollen? — Indeß das unerhörte Verfaren, iene wiewolen ziemlich verstekte Widersprüche machten, daß ich an meinen Freund in der Gegend schrieb, und mich nach ienen Personen, und der Warheit erkundigte. Die Sache war falsch, es existirte kein Jesuit Meyern, und Bauer war ein armer Student, der kurz vorher verschwand. — Die Absicht dieses Buben ist leicht zu erraten.

und die Fortpflanzung guter Sitten dem gnädigsten Erzbischofe am Herzen liege. Sie preisen, daß einem ieden Professor nur ein Fach der teologischen Käntnisse zum ordentlichen Unterricht anvertraut ist, damit nämlich ein ieder seinen wichtigen Lergegenstand völlig erschöpfen, und dadurch gründlich, höchst faßlich und einleuchtend seinen Zuhörern vortragen könne. Die nichtteologischen Leser können sich von dem Unentberlichen, von dem Erhabenen, von dem Vielbefassenden, von dem Schweren der Teologie schlechterdings keinen Begrif machen, können gar nicht begreifen, daß ein vorzügliches Talent, anhaltender und unermüdeter Fleiß dazu erfodert werden. Sie glauben, daß die Rechtswissenschaft und die Philosophie noch weit umfassendere Wissenschaften seien, und können daher auch nicht einsehen, warum dazu merere Lerstüle vonnöten sein sollen, und der Wiener Studien Plan rechtfertigt diese Meinung. Daß übrigens die Erhaltung der Religion, und die Fortpflanzung guter Sitten blos von den Teologen abhangen, können die Monatsschriftsteller onmöglich im Ernste gesagt haben. Ich halte es vielmer für eine feine Satire, höchstens für ein artiges bon-mot; sonst wolte ich sie in die Geschichte zurükfüren, ihnen die Zeiten vorhalten, wo Religion und Sitten am schlechtsten beschaffen waren. Nämlich damals, als Wissenschaften und Erziehung blos in den Händen der Pfaffen waren.

Die Monatsschriftsteller bemerken weiter, daß durch die angezeigte Einrichtung der teologischen Fakultät ienen werde eine Wunde geschlagen werden, welche unter der Maske der Religion grobe Heuchler sind, und auf die

Zernichtung des gesamten geistlichen Standes und — was die notwendigste Folge ist, ein ieder philosophische Kopf sucht — der Religion ausgehen. Die Monatsschriftsteller können hier unmöglich den Frager in dem deutschen Journal gemeint haben. Dieser heuchelt wirklich nicht unter der Maske der Religion. Nur iene heucheln unter dieser Maske, welche vom Himmel reden, und nach der Erde greifen. Wie ser wäre es übrigens zu wünschen, daß alle iuristische Fakultäten so eingerichtet wären, damit ienen eine Wunde geschlagen würde, welche unter der Maske der Religion grobe Heuchler sind, und auf die Zernichtung aller Landesherrlichen Gerechtsame ausgehen, die Herabsezzung der Landesherrn und Ausbreitung des geistlichen Despotismus bezwekken.

Daß es eine Rotte gebe, welche allenthalben zerstreut sei, die Religion anzugreifen und auszurotten, daß die Zernichtung der Religion eine notwendige Folge von der Zernichtung des geistlichen Standes und die Einrichtung der teologischen Fakultät ein fester Damm gegen dieses heillose Unternemen sei, versichern zwar die Monatsschriftsteller wie gewönlich mit aller Selbstzufriedenheit, beweisen es aber nicht. Die Erkäntniß einer Gottheit, die Erkäntniß dessen, was gut ist, die eigentliche Religion, wird nie, wie Kristus selbst sagt, verkent und vernichtet werden. Es wäre also vordersamst zu beweisen, daß Teologie in dem Verstande, in welchem sie die Monatsschriftsteller nemen, die Religion und Moral Jesu und der Vernunft sei; es wäre zu erörtern, ob nicht etwa ihre Teologie sonst nichts sei, als ein eignes Sistem zur Behauptung

gewisser Vorzüge an Geld, Gewalt, und Eren, und ob nicht Religion vernichten in der Sprache der Monatsschriftsteller eben so viel heiße, als usurpirte Rechte, Geld und Gut abnemen, und ob nicht gerade das Gegenteil von der Monastschriftstellerischen Teologie eben so viel sei, als die Religion und Moral Jesu, und der Vernunft leren und ausüben.

In der Note f) werden die Mendikanten als Aushelfer der Selsorger patriotisch angeprießen. Die Monatsschriftsteller mögen sich von dem aufgeklärten Salzburger Erzbischofe sagen laßen, was dieser große, unverdächtige Religionsfreund von den Mendikanten hält. „Ganz auser „Zweifel (a) (sagt dieser vererungswürdige Bischof in einem Schreiben an den Herrn Bischof zu Gräz (b)) „haben „Se. Maiestät zu diesem viel umfassenden Schritte (der „Aufhebung der Mendikanten Klöster in Steyermark) die „dringendsten Bewegungsgründe gehabt; doch finde ich es „höchstbedauerlich, daß bei den neu errichteten Pfarr und „Lokalkaplaneien größten Theils eben iene Mendikanten, „deren verkerte Denkungsart und Handlungsweise auf „die Erziehung der Jugend, auf die Gewissen und Religionsbegriffe, auf die bürgerliche und moralische Gesinnung der minder aufgeklärten Kristen bisher so nach-

(a) So spricht ein Erzbischof; und sie anonime Schriftsteller, wie sprechen sie von den Reformazionen des Kaisers?

(b) Das volständige Schreiben finden sie im 6 Hefte des deutschen Zuschauers.

„teiligen Einfluß, und vieleicht vorzüglich dadurch den „Monarchen zur Aufhebung ihrer Klöster berechtigt hat„ten, nunmer werden angestelt werden müssen, und hie„mit zur Ausübung ihres, durch früh eingesogene Grund„sazze, und durch lange Gewonheit mit ihrem Karakter „innigst verflochtenen Gewerbes ein nur desto weiteres „Feld, und desto ausgebreitetern Wirkungskreiß erhalten, „mithin zur abergläubigen, vorurteilsvollen und eigen„nüzzigen Fortsetzung ihres alten Unfugs von nun an „weit größere Freiheit gewinnen werden. Dies, glaube „ich, wird das bange Besorgniß eines ieden für das Wol „seiner Heerde väterlich bekümmerten Oberhirten, und „auch das ihrige sein. Unsere Aussichten in die Zukunft „werden dabei nicht heiterer, unsre Hofnungen für Auf„klärung und Moralität werden um so viel unsichrer, und „schwerlich ein Menschenalter hinreichend sein, das wie„der gut zu machen, was diese Gattung von Leuten in den „Religions- und Selsorgegeschäften verschlimmern wer„den.' u. s. w.

So spricht ein aufgeklärter deutscher Erzbischof, dem sie doch wol nicht Schuld geben werden, daß er unter der Maske der Religion heuchele! So spricht ein deutscher Hirt seiner Herde! Und sie empfelen solche Leute, die so viel Unheil anrichten, daß kaum ein Menschenalter hinreichend ist, das wieder gut zu machen? Warhaftig man sieht hieraus, wie ser ihnen das Wol und die Glükseligkeit, die Aufklärung, Religion und gute Sitten der geistlichen Pflegekinder am Herze liegen. Aber, meinen sie, man solle die Mendikanten nur zu Selsorgern geschikt ma-

chen! Meine weisen Herren hätten sie doch anstatt dieser ihrer gewönlichen Exklamazion die Mittel angegeben, wie in der Geschwindigkeit früh eingesogene Grundsäzze, ererbte und fortgepflanzte Vorurteile, und vergiftende Sitten und Leren aus dieser Menschenklasse ausgerottet oder wie der alte krüpliche Baum gesund gemacht werden könne. Aber es scheint mir fast, als ob sie selbst — etwa einen unter ihnen aus alter Anhänglichkeit an seine Freunde ausgenommen — die Unmöglichkeit einer solchen Operazion eingesehen, und dieses Debüt nur gewält hätten, um das bald darauf folgende: Kaiserliche Operazion, um ihre Nichtüberzeugung von der Rechtmäßigkeit der Kaiserlichen Errichtung eines Religionsfonds, um ihre Behauptung von der kanonischen Unregelmäßigkeit der Oesterreichischen ganz eigenmächtig und aus pur weltlicher Gewalt geschehenen Vorschritte, und der päbstlichen Usurpazionen der Ordinariats Zuständigkeiten dem Leser mit guter Manier anzubringen.

Ich habe einige von diesen ihren Worten S. 129. und 130. etwas größer drukken lassen, damit sie sich sogleich daran errinnern, daß sie sich von weltlichen höchsten Stellen, ia selbst vom Pabste, eben solche Ausdrükke erlauben, als andere Journalisten von geistlichen Dikasterien, und daß sie sich folglich, one sich ein Dementi zu geben, künftig über dergleichen Worte nicht mer grämen, noch weniger dagegen aufbrausen, schreien, schimpfen, oder daraus Maiestäts Verbrechen herauszwingen dürfen. Ich bitte mir besonders dieses von ihnen zu Gnaden aus, wenn mir etwa in diesen freimütigen Bemerkun-

gen solche Ausdrükke entwischt sind. Ich entlente sie blos von ihnen, oder vielmer ich wolte immer mit ihnen in ihrer Sprache reden — schimpfen ausgenommen, das überlasse ich iener Menschenklasse in Sachsen. Daß das katolische Predigamt, wie Sie in der Note m) S. 134. anmerken, einer nicht geringen (sie hätten sagen können gänzlichen) Reform bedürfe, daß die wenigsten Pfarrkanzeln noch izt mit tauglichen (sie wolten vermutlich sagen, geschikten, (denn so viel Aufrichtigkeit traue ich ihnen nicht zu) Predigern besezt seien, oder wie sie weit körnigter hätten sagen können, daß wir noch keine Spaldinge, keine Teller, keine Zollikofer, keine Jerusalem ꝛc. ꝛc. unter uns haben, dies wird ihnen gern ieder einräumen, der deutschkatolische Predigten, vorzüglich da unten am Reinstrom, zu hören Gelegenheit gehabt hat. Sie rümen uns zugleich den Herrn G. R. Hofkaplan und Professor der teoretischen und praktischen Beredsamkeit Herrn Hermann Joseph Hober als einen treflichen und meisterhaften Prediger an. Sonst sind katolische Meister in diesem Fache immer ser geschwind im Auslande bekant; aber ich muß gestehen, daß ich vor der Erscheinung ihrer Monatsschrift noch nie etwas von diesem meisterhaften Prediger hörte. Dadurch wil ich keineswegs sagen, als ob ich an H. Hobers Predigttalenten zweifelte. Nein! ich kenne ihn nicht, aber ich wolte blos dadurch den durch ihre Monatsschrift rege gemachten Wunsch des Publikums rechtfertigen, nämlich dessen Predigten und Vorträge, allenfals auch seine teoretische und praktische Anweisung zur geistlichen Beredsamkeit im Drukke zu sehen, damit auch das auswärtige Publikum diesen treflichen meisterhaften Mann näher kennen lernen,

beurteilen, und sein Plätzchen vor, zwischen oder hinter den oben genanten Rednern anweisen könte.

Unter der Rubrik Religions- und geistliche Statsangelegenheiten, und bei Gelegenheit des von der Vorderösterreichischen Regierung an die unter Oesterreichischer Herrschaft, aber bischöfl. Wormsischer Diözes in der Grafschaft Falkenstein stehende Pfarrer erlassenen Befels, die Segnung des Johannisweins abzustellen; und die Todesangstbrüderschaften zu unterlassen, rükken die Monatsschriftsteller mit ihren waren Absichten immer deutlicher hervor. Sie sezzen als ausgemacht voraus, daß es in ieden Staten zwei höchste unbeschränkte und unabhängige Mächte gebe, die geistliche und die weltliche, nennen Curalts Behauptung, daß beide Mächte einerlei Zwek haben, waren Misverstand und Mischmasch, und supponiren, daß die praktische Anwendung dieses Sazzes ein Chaos von Verwirrungen nach sich ziehen werde. Allein die Monatsschriftsteller beweisen durch diese Behauptung ihre Schwäche in der Philosophie und Geschichte. Denn umgekert der Grundsaz von zweien unbeschränkten unabhängigen Mächten in einem State ist warer Misverstand und Mischmasch, und eben die praktische Anwendung dieses Sazzes hat, wie Geschichte dartut, ein Chaos von Verwirrungen nach sich gezogen, wodurch leider! Niemand mehr als der Mensch verloren hat. Sie fodern Beweiß?

Lesen sie Moses Mendelssohn Jerusalem ersten Teil, wenden sie dieses auf die krist-kirchliche Macht an, bemerken sie ser wol den Unterschied zwischen den Gesinnun-

gen und Handlungen der Menschen, vergessen sie nicht, den Begrif der Glükseligkeit des Menschen und ienen des Stats genau zu untersuchen und zu bestimmen, trennen sie die Begriffe vom Zeitlichen und Ewigen nicht zu ser, bedenken sie, daß durch die Kollisionen zwischen zweien unabhängigen Mächten in einem State das Menschengeschlecht entweder das Opfer ihrer Zwietracht, oder Sklave der fürchterlichsten Despoten, wenn beide sich vertragen, notwendig werden muß, schlagen sie selbst die Leren Jesu, und die ältesten Geschichtsbücher, ia die Verordnungen unsrer Karlmanne, unsrer Ottone u. s. w. nach; ia noch mer, lesen sie selbst die Briefe ihres Erzbischofs Bonifazius, und wenn sie dies alles mit unbefangener Kritik getan haben, und dann stärkere Beweise (sie haben bisher blos deklamirt) für die Notwendigkeit zweier unabhängiger Mächte in einem State aufstellen; so wil ich mich gefangen geben, wil öffentlich mich als Warheitsfreund zu ihrer Partei schlagen.

Aber was sol denn für Verwirrung entstehen, wenn nur eine unabhängige Macht im State ist? — Der Monarch überlegt mit seinen weisen Statsdienern, wie seine Untertanen am glüklichsten zu machen seien. — Der einzige Zwek eines tugendhaften Regenten — er hört, daß noch so viele abergläubische oder lächerliche Handlungen im Schwange seien, und befielt, daß diese Handlungen aufhören. Die Statsdiener erteilen in seinem Namen die Befele, und man gehorcht äuserlich. Zur Glükseligkeit der Einzelen gehört aber auch Uebereinstimmung der Gesinnungen mit ienen Handlungen. Diese leztere können durch

Zwang, iene nur durch Belerung erhalten werden. Hier tritt die Macht der Volks- und Tugendlerer ein. Der Regent macht diesen von ihm selbst bestelten Volks- und Tugendlerern — nennen sie dieselben Bischöfe, Priester, wie sie wollen — seinen Befel bekant, und verordnet, sich zu bemühen, das Volk zu überzeugen und zu beleren; der gehorsame Tugendlerer tut's, und alles ist ruhig im State. Der Tugendlerer ist der Freund des Monarchen, des Stats, des Volks. Allein der Monarch gebietet offenbar ungerechte Handlungen, gebietet ihnen, dem Volke offenbar böse Gesinnungen beizubringen? Ich denke in unsern Tagen, wo die Erziehung der Prinzen nicht so vernachläßigt wird, steht das nicht zu befürchten. Aber es geschähe? — So machen sie es wie der rechtschaffene Statsminister; er macht Vorstellungen, bittet, fürt Gründe an — der Despot hört nicht; so legt er sein Amt nieder, ist unschuldig an den Bosheiten des Sultans, und bleibt — rechtschaffen. So macht auch der Tugendlerer Vorstellungen, legt sein Amt nieder, hat er eine mutige Sele, wird Martirer, und die innere Beruhigung, auch allenfals der Dank seiner Zeitgenossen und der späten Nachwelt, sezzen sie hinzu, stäte Seligkeit, ist seine Belonnung. Wo entsteht also hier Verwirrung? Aber nun nemen sie den umgekerten Fall, nemen sie zwei unabhängige Mächte in einem State. Der Regent glaubt sich befugt — sie wissen ia den Krieg über die eigentlichen Gränzen beider Mächte, er dauert nun über tausend Jare, und das Glük war bald auf dieser, bald auf iener Seite — über gleichgültige äuserliche Religionsgebräuche eine Verordnung zu erlassen. Der Bischof schreit über Eingriffe in

seine Gewalt, und versagt Gehorsam. Beide befelen dem Untertan, und dieser weiß nicht, wem er gehorchen sol. Der Bischof sprich von der Hölle, von Exkommunikazion, der Fürst von Soldaten, Prügeln, Gefängniß und Strafen. Der Untertan ist das Opfer dieser heillosen Zwietracht. Ich gehe weiter. Beide behaupten standhaft ihre vermeintlichen Rechte. Sie haben einen oberen Richter. Er entscheide, wie er wolle, ieder glaubt sich gekränkt, und der endliche Schiedsrichte sind — die Waffen. Der Fürst läßt seine Soldaten marschiren, und der Bischof — exkommunizirt, zält die Untertanen vom Eide der Treue los, und die Folge davon? — ewige Verwirrung, Troz der Untertanen bei ieder geringfügigen Gelegenheit gegen ihren Fürsten oder fürchterliche Ruhe, Feuer unter der Asche, das bei dem geringsten Winde in die helleften Flammen ausbricht, oder endlich der schreklichste, geistliche und weltliche Despotismus. Hat der Bischof Soldaten, mächtige Bundsfreunde; so lassen Fürst und Bischof ihre Fahnen wehen, vergießen Ströme von Menschenblut, geben sich nach einigen Jaren friedlich die Hände, und — es bleibt beim Alten. Jeder hat etwas aufgeopfert, ieder dem andern zu Etwas verholfen, sei's auch auf Kosten des Untertans, und so dauert der Friede dieser beiden stäts widerstrebenden Gegenmächte, bis sie sich um der geringfügigsten Ursache willen wieder in Haaren liegen. Und dieses alles endlich warum? — Weil der Bischof nicht zugeben wolte, daß der Fürst one seine Erlaubniß befele, den Weg da rechter Hand zu gehen, statt daß sonst der Untertan auf bischöflichen Befel einen krümmern linker Hand ging.

Sie dürfen nicht gar weit in der Geschichte zurük gehen, um die reelle Auffürung eines so häßlichen, blos aus der Existenz zweier unabhängiger Mächte folgenden Schauspiels zu finden.

Rufen sie nicht aus infernale politik! Irre ich; so irre ich einzig aus Ueberzeugung, einzig aus der Absicht, meine Brüder so glüklich als möglich zu sehen, iedes Hinderniß ihrer Glükseligkeit aus dem Wege weggeräumt zu wissen. Gestehen Sie mir also die Rechte des irrenden Gewissens wenigstens zu, beleren sie mich, überzeugen sie mich, und ich bin der erste, der die erkante Warheit — heiße sie, wie sie wolle — öffentlich bekent, öffentlich Verteidiger derselben wird.

Nach diesen algemeinen Säzzen kere ich zu den besondern Behauptungen zurük. Wenn die Monatsschriftsteller sich auf Verträge berufen; so bitte ich sie in die Zeiten zurükzugehen, wo die Bischöfe noch keine Fürsten waren. Waren die Landesherren damals befugt, kirchliche Gesezze ergehen zu lassen, waren die Bischöfe verbunden, den Landesherrlichen Verordnungen damals zu gehorsamen, so konten alle nachherige Verträge hierin nichts ändern. War es damals nicht wider die hierarchische Pflichten, so kan es izt ebenfals nicht dagegen sein. Natürliche, aus den Zwekken der bürgerlichen Gesellschaft selbst entstehende Rechte und Pflichten können nie durch Verträge abgeändert werden, und wären wirklich solche Verträge vorhanden, so wären sie deshalb ungültig, weil die paziszirenden Teile dazu keine sittliche Befugniß hatten.

Verträge, die offenbar das Weh und Elend aller Statsuntertanen nach sich ziehen, sind null. Wie unglüklich wäre die Menschheit, wenn die Regenten mit ihr nach Belieben spielen, sie alle Augenblikke zum Opfer ihrer Fantasien, oder der übertriebenen Foderungen anderer machen dürften.

Ich habe schon oben erinnert, daß diejenigen Fürstbischöfe, deren Diözes sich in das Gebiet eines andern Landesherren erstrekket, hier nicht als Fürsten, sondern als Bischöfe des Stats, als Tugendlerer erscheinen. Und weder der Religions- und westphälische Frieden, noch die Walkapitulazionen der Kaiser, noch irgend andere deutsche Reichsgrundgesezze sind, meines Erachtens, meiner Meinung entgegen. Diese bestimmen wol das Verhältniß des einen Religionsteils gegen den andern, verbinden den Kaiser, den einen Religionsteil gegen den andern zu schüzzen — und dieses aus dem Grunde, damit keine Religionsirrungen, kein bürgerlicher Krieg über religiöse Gegenstände entstehe — aber nirgend finde ich Bestimmung der bischöflichen Macht in einem katolischen State, wo ein katolischer Regent ist. Sie überlassen diese Bestimmung der Landesherrlichen Macht selbst.

Nachdem nun die Monatsschriftsteller S. 143. die Mutmaßung geäusert, daß die K. K. Regierungen gegen die Gesinnungen Sr. Majestät Befele erteilt haben; so geben sie den deutschen Reichsbischöfen die Ermanung, daß dieselbe so, wie die Oesterreichische Statsbischöfe, aus eigener, mit dem Oberhirtenamte verbundenen Gewalt, nach

dem Beispiele mererer Vorgänger, an eine Disziplinar-reformazion Hand anlegen, dem Schuz- und Schirmrechte der Landesherren vorkommen, oder wenigstens, wo sie rechtmäßig aufgefodert, oder errinnert, und die Gegenstände dazu geeignet sind, mit denselben gemeinschaftlich und willfärig zu Werke gehen möchten. Sie lassen hierauf die Verordnung der Vorderösterreichischen Regierung, so wie einen Auszug aus dem Wormser Vikariatsprotokoll, nach welchem gerade das Gegenteil von ienem behauptet und den Pfarrern unter Drohung zu verhängender geistlicher Strafen anbefolen wird, den Kaiserlichen Befel nicht zu respektiren, abdrukken.

Wenn ein deutscher Journalist sich einfallen ließ, dem Erzbischöflich-Mainzischen Vikariate zu sagen, daß es vieleicht gegen die Gesinnungen des Erzbischofs Judenban, Judenraub u. s. w. verordne, daß das Wormser Vikariat gegen die Gesinnungen des Bischofs zu Worms dieses den Kaiserl. Befelen widersprechendes Reskript vieleicht erlassen habe, wenn deutsche Journalisten deutsche Reichsbischöfe anmanten, sich den Befelen des Kaisers oder seiner Regierungen nicht zu widersezzen: so würden die Monatsschriftsteller einen solchen Mann gewiß den verwegensten Schriftsteller, einen pestilentissimus consultor nennen, würden auf Ereuerklärung, Abbitte, Genugtuung, auf Nennung des Namens des Einsenders dringen, würden von Verbrechen beleidigter Maiestät, und von tausend solchen Dingen schwazzen. Nun tun aber die Monatsschriftsteller das nämliche; sie müssen also gestehen, daß sie inconsequent handelten, müssen ihre Sünde

bereuen, und künftig dergleichen Vorwürfe unterlassen; oder sie müssen einräumen, daß sie auf Befel ihres Erzbischofs dergleichen Grundsäzze publiziren, daß sie die Organe desselben sind, kurz, daß ihre Monatsschrift eine geistliche Hof- und Statsschrift ist. Weiter unten klagen die Monatsschriftsteller über verrätterische Mitteilung der Frizlaer Kommissariatsprotokolle. Hier teilen sie ein Oesterreichisches Vorschreiben, einen Auszug aus Wormser geistlichen Gerichtsakten mit. War der Frizlaer ein Verräter; so ist es derienige, der ihnen diese Aktenstükke mitteilte, ebenfals; und sie müssen also auch hier wieder gestehen, daß sie inconsequent handelten, oder müssen wieder einräumen, daß ihre Monatsschrift eine Hof- und Statsschrift sei. Und noch ein Unterschied. Die Frizlaer Akten teilte ein öffentlich genanter Mann mit, an den man sich halten konte, wenn etwa iene Akten falsch waren; allein sie nennen sich nicht, und wenn nun ihre Aktenstükke falsch wären — sie werden doch als anonime Schriftsteller, die sich onehin im Punkte der Warheitsliebe, beim Publikum verdächtig gemacht haben, nicht mer Glauben fodern, als Goekingk, Schlözer, Boin u. s. w. — an wen sol sich die Oesterreichische Regierung, an wen das Wormsische Vikariat halten? — Ich werde weiter unten zeigen, daß weder sie, noch iener Verräter sind, sondern daß es gänzlich erlaubt ist, dergleichen Akten zu publiziren, wie ich auch schon weiter oben erwiesen zu haben glaube.

Die Todesangstbrüderschaft nemen sie in Schuz, weil sie dem State nicht gefärlich sei. Also darauf käme es blos bei Abschaffung der Misbräuche an? — Schlim, in

der Tat schlim, wenn dieses wirklich gelten solte. Nein, auch darauf kömt es an, ob etwas nüzlich sei, ob nicht etwas nüzlicheres eingefürt werden könne. Und werden sie das von der Todesangstbrüderschaft läugnen? Sie ist schädlich. Dadurch, daß dem Untertan stäts von Leiden vorgeschwazt wird, erstikt in ihm alle Kraft zu Taten, an denen einzig dem State gelegen sein muß; dadurch, daß der Untertan für Einschreibgebüren, Meßlesen u. s. w. sein bares Geld hingibt, wird er ärmer, und nicht reicher am Geiste, dadurch, daß man die Andachten zerstükkelt, erschlafft der Geist des Menschen, und er verlernt Gott im Geiste und in der Warheit anbeten. Ferner. Es ist eine Mönchslere, daß der Sontag blos zum Singen, Beten, und Kirchengehen verordnet sei. Nein. Der Bürger und Bauer müssen die ganze Woche hindurch arbeiten, der Sontag ist der Tag der Ruhe, der Tag der geselligen Vergnügungen, der Tag des Genusses der schönen Natur, des Umgangs mit Menschen, der häußlichen Freuden. Sie entziehen durch Nachmittagsandachten dem Bürger und Bauer die Vergnügen, machen ihn untätig, und er geht mit Widerwillen am Montage zur Arbeit, oder macht blauen Montag. Ich könte noch weit mer nachteilige Folgen solcher Brüderschaften anfüren, wenn ich nicht glaubte, daß die obenerzälten hinreichend seien, zu behaupten, daß der Kaiser dieselben mit Recht abgeschaft habe. Ihre Unnüzlichkeit, ihre Schädlichkeit ist unbezweifelt eben so war, als daß sie nicht zum Wesentlichen der Religion gehört (sonst hätten ia nach katolischen Grundsäzzen die Oesterreichischen Bischöfe die Abschaffung derselben nicht zugeben dürfen). Wenn also nun der Kaiser und Bischof auf

ihren einmal gefaßten Meinungen verharren, so treten die obenerwänten Folgen zweier Gegenmächte in einem State ein. Und wer ist das Opfer? Der Pfarrer und Untertan, die nicht wissen, wem sie gehorsamen sollen, weil sie von beiden Strafen zu befürchten haben. Lösen sie uns also nun das evangelische Problem auf, wie iemand zweien Herrn dienen könne.

Die Ausfälle auf den Pabst, die Nachricht von seinem unmetodischen Bischofmachen, der enargische Ausruf: So komische Auftritte muß es sogar in Rom geben; die feine Satire auf Herrn Bellisoni, fallen um so mer auf, als sie allenthalben laut über die Protestanten klagen, daß sie unanständig vom Pabste reden, und Journalisten sich Personalsatiren erlauben. Ueberal beweisen sie doch, daß sie inconsequent handelten, daß Eigennuz, Parteilichkeit, und nicht zu verkennende Absichten ihnen die Feder füren.

Bei Gelegenheit des zum Bischof von Linz erhobenen Grafen von Herberstein ermuntern sie in ihrer gewönlichen Hofsprache alle deutsche Erz- und Bischöfe, sich ia nicht nach dem Passauer Bischofe zu richten, der großmütig gewisse diözesan Rechte aufopferte, sondern auf ihrer Hut zu sein, und sich zu widersezzen. Da für die päbstliche Erlaubniß der Kapitularn zu Linz, bischöfliche Mozette u. s. w. zu tragen, 500 Skudi nach Rom gezalt wurden, so können sie nicht unterlassen, einer gewissen Macht eitlen verblümten Vorwurf zu machen. „Eine solche Abgabe, sagen sie, „wird erlaubt und begünstigt! Vermutlich sind derglei-

„chen Exakzionen kein Misbrauch, sonst würden sie ia „in gewissen Staten nicht geduldet.“

Auf der nämlichen Seite 150. beschuldigen sie den Päbstlichen Hof heuchlerischer Grundsäzze, wenn sie sagen, daß er nur aus angenommener Politik sich der Vervielfältigung der Bischöfe widersezze.

Dem unbefangenen Leser muß es alle Augenblikke befremden, daß anonime Schriftsteller, welche gegen die Herrn Schlözer, Goekingk u. a. m. Beschwerden füren, und gegen iedes Wort, das etwa gegen das Vikariat oder sonst gesprochen wird, nun zu Mainz, zu Mainz! wo man bisher alle Publizität verfolgte, seichte, aber oft unanständige Scherze und Satiren auf Kaiser, Pabst und andre Fürsten drukken lassen. Unmöglich kan das blos Inconsequenz sein! Notwendig müssen Absichten hier verborgen liegen! Gewiß ieder deutscher Journalist würde zittern, wenn er solche Stellen drukken solte! Und da die Monatsschriftsteller one zu zittern mit einem so zuversichtlichen Tone dies alles drukken, so wänt der Leser, daß dieses alles unter dem Schuzze angesehener geistlicher Statsmänner geschehen müsse, daß die Monatsschrift eine geistliche Statszeitung sei.

Durch die satirischen Ausfälle auf Herrn Schlettwein berechtigen die Monatsschriftsteller auch andere Rezensenten, ihre Monatsschrift zu satirisiren, und sie dürfen nachher nicht von Parteilichkeit u. s. w. reden. Daß ich übrigens Herrn Schlettweins Meinung nicht ganz

beipflichte, versteht sich von selbst, gehört aber nicht hieher.

Von Seite 174 an erhalten die Herren Becker, Schäfer, Jung, Ladrone, Hettersdorf von den Monatsschriftstellern ihr Lob mit vollen Backen. Da sich das Gerücht verbreitete, als ob gerade diese Herren sub vmbra alarum eines andern gnädigen geistlichen Herrn die Herausgeber dieser Monatsschrift seien, so kömt iedem Leser dieses Lob ser zweideutig vor. Ueber das Lob, das sie stäts den Mainzer Professoren erteilen, lege ich ihnen folgende artige Stelle in des Herrn Prof. Engels Magazin der Philosophie und schönen Literatur Heft 1. S. 77 vor: „Bei dieser Gelegenheit," spricht er „sind verschiedene „Schriften erschienen, welche in unser Fach gehören. Wir „begnügen uns dieselben anzuzeigen, one uns in die Rezension derselben einzulassen. Denn wir fülen, daß etwas „Lächerliches, auch so etwas, das einem Misbrauche der „Geduld des Publikums ähnlich sieht, darin läge, wenn „Leute, die einander täglich guten Morgen wünschen, sich „über ihre gelerten Erzeugnisse gedrukte Komplimente „machen wolten." Und nun gar sich selbst Komplimente gemacht!!! Sie wissen, wie das Publikum ein solches Verfaren vom Herr von Grossing aufnam. Es meinte, der Verfasser sei überzeugt, daß Niemand ihm ein Kompliment machen wolle, drum müsse er vor sich selbst den Hut abnemen. Ja wäre es noch strenge Kritik! dann! aber die vermißt das Publikum in ihrer Monatsschrift überhaupt.

So freigebig sie in Austeilung eignen unbewiesenen Lobes waren, eben so freigebig sind sie in Austeilung fremden Tadels. Die verlachte Anzeige des Kindes der Laune und des Wizes des vortreflichen Pezzl, nummerigen Sekretärs Sr. Durchlaucht des Fürsten von Kauniz-Rittberg, welche sie aus der Literatur des katolischen Deutschlands anfüren, heißt bei ihnen eine angemessene Abfertigung dieses neumodisch-philosophischen Wizlings. Die kurz auf einander, erfolgte dreimalige Auflage, und die vielen Nachdrükke des vortreflichen Faustin 1ster Teil; die vorteilhaften Rezensionen in allen gelerten Zeitungen; die Erhebung dieses Werkes zum deutschen Original sind Beweise von der Güte des Buchs, und ihre geistlich-unreife Exklamazion wird das Publikum nicht irre füren. Gegen das Specimen monachologiæ eifern sie, wie sich von selbst versteht, als deklarirte Mönchspatrone ebenfals, und nennen das Specimen antimonachologiæ, eine übelgeratene Rache. (Ein hübsches Wort für kristliche Geistliche!) Der Leser wundert sich bei diesem Ausrufe, daß die Monatsschriftsteller nicht eine bessere Rache nemen, nicht bessere Satire fertigen. Die ortodoxen Renomisten solten ihre satirischen Gegner mit ihren eignen Waffen schlagen. Durch Wiz, nicht durch — pöbelhaftes Schimpfen. Fertigen sie einen Antifaustin, ein *Antispecimen*, damit das Publikum ihre Laune, ihren Wiz, bewundern, sich daran ergözen könne. Aber nach dem Wizze zu urteilen, der in ihrer Monatsschrift herscht, wo er iederzeit in pöbelhaftes Schimpfen ausartet, dürften sie sich durch so ein Kind der Laune und des Wizzes noch mer prostituiren, als durch ihre Monatsschrift.

BSB MÜNCHEN

Mit kristlicher Schadenfreude füren die Monatsschriftsteller von S. 201 u. f. die herzbrechenden Ausrufungen des pöbelhaften katolischen Patrioten in der Literatur des katolischen Deutschlandes herausgegeben von katolischen Patrioten zu dessen Ere (Schande) und Nuzzen (Schaden) an. Da die Schimpfnamen des Pöbels insgemein einem erlichen Manne zur Ere gereichen; so neme ich keinen Anstand einiges von dieser feinen katolisch-patriotischen Sprache anzufüren.

Das bekante Paderbornsche Schreiben heißt Schlözersche Schmiererei. Herr Schlözer sol in Zukunft vernünftigere, regelmäßigere (a) Schlüsse machen, mit seinen kann er nur Holzhakker und Nachtwächter täuschen. S. 203 wird untersucht, ob Herr Schlözer einen Kopf (b) habe? — Weil er nun keinen hat, so wollen sie ihn zwar nicht ins Tollhauß stekken; aber es habe doch seine Richtigkeit, daß er ser einfältig sei. Und der Beweiß davon? —

(*) Freilich hatte der vortrefliche Schlözer das unschäzbare Glük nicht, wie die Herrn H. I. B. T. M. H. R. u. s. w. die sechste Schule bei den PP. RR. PP. Societatis Jesu zu frequentiren, konte also auch keine Logicam lernen. — Sonderbar bei allem dem, daß wir — Roesser ausgenommen — von den katolischen Patrioten noch nicht einmal eine Logik, wie Baumeister schrieb — Feder wil ich nicht nennen — aufzuweisen haben!!!

(b) Ein vernünftiger Mensch hat die Frage noch nicht getan, ob Herr Schlözer Kopf habe. Er hats bewiesen; aber was gäben die Monatsschriftsteller nicht darum, wenn Herr Schlözer wirklich keinen Kopf hätte!!!

BSB MÜNCHEN

Weil er erenschänderische, gallsüchtige, und anzügliche Schriften in seinen Anzeigen einrükke, weil er boshafte Schriften noch mit boshafteren Anmerkungen erhöhe, schlechte Leute lobe, Schlechtigkeiten entschuldige. — Welch' ein vortreflicher Beweiß! Welch' ein Zeugniß für die gesunde Logik der katolischen Patrioten oder wie Faustin spricht — Idioten. In dem Nachschreiben dieser katolischen Patrioten (a) ist nachfolgende Stelle, als die Quintessenz der feinen katolisch-patriotischen Sprache, enthalten, welche die Mainzer katolische Patrioten nicht — übergehen wolten. S. 205. „Unterdessen ist ein solches Betragen doch immer schändlich für einen Mann, der über „den Pöbel erhaben, auf einer berümten Universität Profession, und von elf und zwanzig (b) Akademien der „Wissenschaften ein Mitglied sein wil. Ich habe hiebei „die Ehre, sie zu versichern, daß dieser Mann durch seine „Schriften, in denen er sich als einen Lästerer, als einen „groben Rezensenten, und als einen höchst intoleranten „Menschen auszeichnet, der Universität Göttingen, für „deren Flor er doch sorgen solte, einen nicht geringen „Schaden zufüget. Ich kenne hier einige vornehme Her„ren, welche ihre Söhne gar zu gern nach Göttingen ge-

---

(a) Vernünftige Katoliken bedanken sich für diese Patriotenschaft, und sie wünschen nichts mer, als daß sie mit denselben von Protestanten nicht in eine Klasse gesezt werden.

(b) Welch' ein Spaß! verglichen mit dem: wil, welch' eine Bosheit!! Fast solte ich den Herrn erraten, sind's sie es etwa allerliebster P. C. H.? das elf und zwanzig klingt so thüringisch.

„schikt hätten, und noch schikten, aber durch das Betragen
„des Herrn Pr. Schlözers davon sind abgeschrekt worden.
„Sie entdekten aus seinen Schriften den schlechten Ka-
„rakter des Mannes, und sagten so: Die Herzen junger
„Leute sind wie Wachs, es läßt sich in diesem Alter alles
„hineindrükken, und die Grundsäzze, die ihnen izt beige-
„bracht werden, bleiben gemeiniglich bis in den Tod (a).
„Wir sehen, daß Schlözer ein Feind des Pabstes, und
„der ganzen katolischen Geistlichkeit ist, er lästert und
„schimpft alle Stände derselben, auf eine nicht erlaubte
„Art; er spöttelt über alle katolische Gebräuche, wenn
„sie auch noch so vernünftig und löblich sind, er macht
„unsere Andachten lächerlich, und beträgt sich überhaupt
„gegen alles, was katolisch heißt, ser schlecht. Wenn er
„dieses öffentlich in Schriften tut, was ist nicht erst von
„ihm zu vermuten in seinen Vorlesungen und Privatum-
„gange mit jungen Leuten? Wie leicht sind nicht junge
„Leute zu verfüren? Sind nicht diese — auch in Göttin-
„gen gewesen, und wie ganz umgekert erscheinen sie izt?
„Füren sie nicht izt beinah eben die Sprache, die Schlözer
„in seinen Schriften fürt? Halten sie noch eben so viel
„auf Religion, wie zuvor? ꝛc. Nein, Göttingen sollen
„sie niemals betreten....“

Ich habe mit allem Vorbedachte diese Stelle gegen Herrn Hofrat Schlözer ausgehoben, damit der Leser er-

---

(b) O wie war spricht hier der Jesuit! Wie war, daß die katolischen Patrioten die Grundsäzze, welche sie von Don Inigos Sönen einsogen, bis in ihren Tod behalten, üben, leren, predigen!!!

kenne, mit welchen Waffen die katolischen Patrioten fechten. Wo hat Schlözer irgendwo so geschimpft? — Und erkent man hieraus nicht die gewönliche Pfaffensprache? Sobald man keine Gründe gegen Warheiten mer hatte, so suchte man iederzeit den Verteidiger der Warheit in Hinsicht auf seinen moralischen Karakter verdächtig zu machen; man stelte ihn als einen Verfürer der Jugend, als eine Pest für die Jugend dar. Haben wir Katoliken etwa keine Misbräuche? Verdienen sie nicht öffentlich gerügt zu werden? Sölten wir nicht vielmer dem Manne danken, der mutig solche enterende Nebendinge angrif? Solten nicht vielmer die katolischen Patrioten auch darauf denken, das dumme Zeug, das bei den Katoliken sowol als Protestanten noch obwaltet, zu verdrängen? Wenn Schlözer irgendwo Heilswarheiten der katolischen Religion angegriffen hat, warum belert man ihn, und das Publikum nicht? Warum zeigt man ihm nicht die Falschheit seiner Säzze? Warum widerlegt man ihn nicht? Diese katolische Patrioten leren, daß bei verlezter Ere keine Vergebung der Sünde erhalten werden könne, bevor nicht der Verlezzer auf eben die Art, auf welche die Ere geraubt worden, die Ere wieder ersezt habe. Einen Mann, der öffentlich für einen braven Mann gehalten wird, als einen schlechten, bösen Mann, one Beweiß, aufstellen, heißt doch wol die Ere verlezzen? Zeigen sie also öffentlich, daß sie die Grundsäzze, die sie leren, auch üben; ausserdem sind wir befugt, sie für Pharisäer zu halten, die von gewissen Meinungen nur, in wie fern es ihr Eigennuz fodert, öffentlich Gebrauch machen, im Falle es aber gegen ihren Eigennuz streitet, dieselben nicht beobachten. Nur

Gründe haben Gewicht, allein durch Schimpfworte, Deklamazionen, und Poltronerie machen sich diese Renomisten nur verdächtig, und der Leser wänt, daß sie gar wol die Gründe ihres Geguers fülen, aber, weil sie keine Gegengründe haben, doch aber aus Vorteil die gegenseitige Meinung nicht gelten lassen wollen, öffentlich eine Sprache sprechen, wodurch sie wenigstens den unwissenden Mann täuschen, der die Aussprüche katolischer Patrioten für Orakel gesprochen vom Dreifuße, annimt. So viel von den Ausdrükken, nun zur Sache selbst.

Die Monatsschriftsteller brausen S. 202 gegen Herrn Schlözer auf, daß er das Coelibat als dem Rechte der Natur und der heil. Schrift offenbar widersprechend angebe, und behaupten eben daselbst, daß die protestantischen Grundsäzze von Katoliken schon tausendmal widerlegt worden. Die Herren hätten ser weise gehandelt, uns doch diese entkräftenden Beweise anzufüren, damit wir hieraus zugleich hätten ersehen können, welche Beweise sie denn für so unumstöslich halten. Wenigstens entsinne ich mich nicht, irgendwo einen Beweiß gelesen zu haben, der auch nur durch die Hälfte der Einwendungen, die man gewönlich dagegen macht, nicht entkräftet würde. Es ist hier die Frage nicht, ob iemand, der weder Vermögen hat, eine Frau und Familie zu ernären, noch in sich Kraft genug fült, eine Frau und Familie glüklich zu machen, die Befugniß habe, nicht zu heuraten. Ich denke, kein vernünftiger Mann wird behaupten, daß diese Gattung von Coelibat dem Rechte der Natur und der Schrift widerspreche. Die Natur scheint selbst hier ein Hinderniß gesezt

zu haben. Allein die Frage ist, kan iemand von seinem 20 bis 24sten Jare (wo die meisten doch die unbesonnenen ausdrüklichen oder nicht ausdrüklichen, aber dennoch ewig verbindenden Gelübde ablegen) sich auf die ganze Zeit seines Lebens verbindlich machen, nicht zu heuraten? Hat irgend ein Mensch die sitliche Befugniß, dieses Versprechen zu tun? Ist irgend wo in der Schrift dieses erlaubt oder befolen? Und da behaupten wir denn, daß der Mensch nie diese sitliche Befugniß haben könne: 1) weil er die natürliche Pflicht hat, die Zwekke des Höchsten erreichen zu helfen, welche in diesem Punkte keine andere sind, als daß das Menschengeschlecht fortgepflanzt werde; so muß ihm der Höchste selbst einen ausdrüklichen Wink geben, wenn er von der Erfüllung dieser Pflicht dispensirt sein sol. Dieser Wink ist deutlich, wenn der Mensch, troz alles angewendeten Fleißes, nicht soviel Mittel erwerben kan, als dazu erfodert werden, eine Frau und Familie warhaft glüklich zu machen; oder wenn es ihm gerade an dem Vermögen, die Pflichten des Ehestandes zu erfüllen, mangelt. Nun kan aber 2) die sogenante Berufsstimme, für keinen ausdrüklichen Wink gehalten werden, denn diese Eingebung rürt nicht von Gott, sondern von Eltern, Erziehern, Mönchseinblasungen, Vorstellungen von der Höhe und Würde des geistlichen Standes, Versicherungen einträglicher Pfründen, oder Vorspieglungen lebenslänglicher Ruhe und Sorglosigkeit her. 3) Ist der Mensch in ienen Jaren nicht vermögend, einzusehen und zu bestimmen, ob er im Stande sein werde, die Pflicht Zeit Lebens zu erfüllen, die er sich selbst auflegte, und die er ein und zwei Jare lang, wo iene Triebe noch nicht stark genug erwacht

waren, und wo ihm Erbegierde, Sorge für die Zukunft, elterlicher Zwang, Vorstellung von künftigem glänzendem Glük u. s. w. Kraft gaben, erfülte. Dieses sind eigentlich die Punkte, die hier in Erwägung gezogen werden müssen. Es sind die ersten Data zu einem volständigen Beweise von der Unerlaubtheit des ewigen ehelosen Standes. Sezzen sie nun noch hinzu, die Ausschweifungen, und unnatürliche Laster, welche eine notwendige Folge, wenigstens bei so manchen von diesem widernatürlichen Gebote sind, bedenken sie das Händeringen einer armen unglüklichen Nonne, die erzogen im Kloster iene Triebe gar nicht kente, die nun nach erreichtem höherem Alter mit verdoppelter Kraft in ihr erwachen, die Verwünschungen und Verfluchungen derienigen, welche sie zum ehelosen Stande bestimten, die Härte und Gefülosigkeit des Herzens u. s. w. und sie haben zugleich nebst dem necessario auch das vtile. Sie berufen sich auf die Schrift? Aber wo steht denn, daß es erlaubt sei, sich ewig zu verbinden, nicht zu heuraten. Soviel folgt nur daraus, daß es in gewissen Fällen erlaubt sein könne. Aber das ewig werden sie nirgendwo herausfinden. Und wenn sie sich auf das Beispiel Jesu beziehen, das hier gar nicht zur Richtschnur dienen kan, weil nach katolischen Grundsäzzen Jesus — Gott ist, und folglich für ihn hienieden keine Gattin zu finden war, so beziehen sich die Gegner auf die Beispiele der ersten Kristen, die den Sinn der Worte Jesu doch besser verstehen mußten, als izt alle Doctores und Nicht Doctores, Baccalaurei u. s. w. Wollen sie aber doch dieses Disziplinargesäz nicht aufgehoben wissen; so schränken sie es wenigstens dahin ein, daß ieder das

Gelübde der Keuschheit nur bedingnißweise ablege, nämlich so lange nur coelebs zu sein, als er Kraft in sich fült, die Pflichten des Coelibats zu erfüllen. Aber sie fürchten dann die Entvölkerung des Priesterstandes? — So hätten sie dann zwar wenigere, aber würdigere. Die Ausschweifungen wären größtenteils gehoben, und man könte ihnen nur noch einige Vorwürfe machen. Nämlich wie ein Volkslerer seine Volkszöglinge zur ehelichen Liebe anmanen könne u. s. w., wenn er selbst dieselbe gar nicht kent. Sie verrükken ferner den Standpunkt der Streitfrage, wenn sie behaupten, daß der katolische Coelibat durch den freiwilligen protestantischen Coelibat, der aber alle Augenblikke eben so freiwillig wieder aufgehoben werden kan, gerechtfertigt werde. Auch darüber wird laut geklagt, wenn Männer, die Frau und Familie glüklich machen können, coelibes bleiben; auch darüber wird geklagt, daß noch in vielen Staten in Hinsicht auf Fortpflanzung des Menschengeschlechts die gehörigen Anstalten nicht getroffen sind. Sie werden also doch nicht Feler mit Felern bemänteln wollen? Aber es bleibt auch noch überdies ein großer Unterschied zwischen einem freiwilligen Coelebs, der nach erlangten bessern Einsichten doch noch heuraten kan, und einem befolnen Kastraten, der in keinem Falle seines Lebens, sobald er nur Diaconus ist, seine Kastratenschaft aufheben darf.

S. 204 machen sie H. Hofr. Schlözer den Vorwurf, daß er einen Landstreicher, der sich fälschlich für einen Vetter des Grafen Bathyani ausgegeben, in Schuz genommen. Sie hätten noch mer gegen mich aufbrausen

können, da ich im B. I. St. 4. der Bibliotek für Denker, wie sich H. Hofrat Schlözer ausdrükt, eine weit wärmere Anzeige von eben diesem Verfaren tat. Ich befand mich noch in Erfurt, als der vorgebliche Graf Bathyani daselbst den H. Weihbischof, H. Prälaten, hauptsächlich aber den fanatischen Exjesuiten Hereth hinterging. Sowol der Herr Weihbischof als der Herr Prälat, so wie das gesamte Konvent trauten dem Menschen nicht, weil sein Betragen mit seinem Vorsazze gar nicht harmonirte. Man schrieb nach Ungarn, und erfur, daß seine Angabe falsch sei; allein der Herr Graf hatten für gut befunden, sich vor der Zeit zu entfernen. Nun erhalte ich von Heiligenstadt selbst das am angefürten Orte abgedrukte Schreiben nebst noch vielen genauern Nachrichten, die mir die Sache warscheinlich machen. Ich schreibe nach Göttingen, Heiligenstadt, und Duderstadt, und höre, daß alles ganz geheim betrieben werde, daß iederman darüber murre, und daß man in Mainz und Wien davon nichts wisse, daß es hauptsächlich auf Betrieb des Herren Abtes von Gerode, und des Kommissars von Duderstadt geschehe, kurz, daß iederman darüber als Ungerechtigkeit klage, und die Regierung eines Justizmordes beschuldige. Den Namen Bathyani erfur ich nicht. Zur Vorsicht lasse ich aber doch iene Geschichte mit einfließen, und diesem das Heiligenstädter Schreiben folgen. Ist die Geschichte war; so verdient die Regierung diese Rüge; ist sie nicht war; so erhält sie dadurch Gelegenheit, das auch one diese Anzeige heimlich anders redende und denkende Publikum öffentlich zu überzeugen. Mußte nicht der Regierung selbst daran gelegen sein, dem Publikum diesen Wan zu benemen? — —

Herr H. Schlözer konte nicht einmal diese Umstände wissen, die mir zufälliger Weise bekant waren. Was für eine Sünde beging er denn also, daß er ein onehin in dieser Gegend öffentliches, und durch die Beobachtung eines strengsten Geheimnisses von Seiten der Regierung nur noch warscheinlicher gemachtes Gerücht drukte? Was verlor dabei die Regierung, wenn sie den ihr so nahen H. Schlözer belerte? Sie war mer gerechtfertigt, als vorhin, da dieses Gerücht, one widerlegt werden zu können, von Mund zu Mund, von Land zu Land fortschlich. Hatte überdies nicht H. Hofrat Schlözer angegeben, daß er nach einer Sage ein Verbrecher sei? Das Publikum wünschte Belerung, war es etwa nicht befugt diese zu wünschen? — Ihr Berichtgeben beruft sich auf Originalbriefe — Warum läßt er sie nicht drukken? Dadurch war die Regierung mer gerechtfertigt, als durch — Schimpfen. Sie werfen H. Hofr. S. vor, er neme von iedem schlechten Kerl und Schurken Nachrichten an; und er dürfe ihren Namen nicht nennen. Ich weiß zuverlässig, wie behutsam H. Hofrat Schlözer zu Werke geht, und ich verweise auf seine Briefe nach Eichstädt. Sie beleidigen durch diesen Vorwurf nicht nur H. Hofr. Schlözer, sondern die Göttinger Akademie. Danken sie der Vorsicht, daß dieses Korps kein Vikariat ist, sonst würde es auch auf Genugtuung dringen. Nennen sie uns aber doch einmal den schlechten Kerl, von dem H. S. die Nachricht hatte? — Nennen sie uns doch auch einmal den, welcher ihnen diese Nachricht gab! Welche Gründe haben sie, einen Schlözerschen Korrespondenten einen schlechten Kerl zu nennen? Erzälen sie Facta.

H. S. darf seine Korrespondenten nicht nennen? Sonderbar klingt dieser Vorwurf in dem Munde von Monatsschriftstellern, die das Tageslicht so ser scheuen, daß sie nicht einmal einen Mann als Herausgeber nennen, sondern sich hinter die ser verdächtige *Firma:* eine Gesellschaft katolischer Gelerten verstekken. Treten sie hervor aus ihrer Anonimität, zeigen sie sich als deutsche Männer, nennen auch sie ihre Korrespondenten, und dann fragen sie warum ein deutscher Journalist, zwar sich, aber nicht ieden Korrespondenten nennen könne, und ich wil ihnen antworten. Aber anonime Monatsschriftsteller, die noch dazu allenthalben gegen alles, was nicht mönchisch und pfäffisch gesint ist, Haß blikken lassen, die nirgendwo beweisen, sondern allenthalben nur zanken, und wie Gassenbuben schimpfen, diese haben, und wären sie Durchlauchtigkeiten, ihren fidem verloren. Nennen sie sich also, wie es einem deutschen Mann ziemt; oder hüten sie sich künftig solche Vorwürfe zu machen. Allein wenn sie sich nenten, dann dürften sie keine solche Ausfälle auf Kaiser, Pabst u. s. w. tun, dürften nicht mer auf Journalisten schimpfen u. s. w. und sonst haben sie ia keine Absicht bei ihrer Monatsschrift, und eben deshalb behalten sie ihre Namen in Petto, nennen sie nur da, wo sie wissen, daß durch Autorität, dieser oder iener Herr moralisch gezwungen wird, auch nach Mainz zu gehen, und durch 5 fl. sich als einen gehorsamen Son zu beweisen. — —

Zur Krone lassen Sie die sine die et consule beim Reichstage zu Regensburg ausgeteilten kurzen Bemerkungen gegen H. H. Schlözer abdrukken, verbreiten zuerst

das Gerücht, daß sie von der Kurpfälzischen Gesandschaft herrüren, und erlauben sich einige Anmerkungen dazu zu machen. Sonderbar, daß eine Kurfürstliche Gesandschaft sich nicht selbst nent; sondern erst durch anonime Mainzer Monatsschriftsteller muß genent werden. Haben sie diese Nachricht auch aus ächten Quellen? Haben sie ihre Warheit auch so lange gepräft, als andere deutsche Journalisten, ehe sie solche Gerüchte drukken? Wie, wenn nun das Hannöversche Ministerium, das eigentlich angegriffen ist, darauf dränge, daß sie ihm anzeigen, woher sie die Nachricht haben, daß durch die Kurpfälzische Gesandschaft dieses Dingsgen verbreitet worden, was würden sie tun? — Rufen, alle andere Journalisten sind Lügner, Verläumder, boshafte, schlechte Kerls, wir allein sind *infallibel*, wir stammen von Rom ab, und einem Priester der Warheit muß man aufs Wort glauben. Dieses ist die Sprache, die allenthalben offenbar oder verblümt in ihrer Monatsschrift herscht.

Ehe ich zur Analise dieser Bemerkungen selbst schreite; so erlauben sie mir, daß ich kurz ihre Notatgen beantworte.

Zuerst eifern sie S. 207. und warnen vor ienen, welche die Worte Sanftmut, Woltätigkeit, Menschenliebe u. d. g. bis zum Ekel der Zuhörer im Munde füren. Sie befinden sich freilich nicht in dem Falle; sie füren diese Worte nicht nur nicht im Munde; sondern sie üben sie auch in ihrer Monatsschrift nicht aus. Sie betragen sich gegen iederman, der nicht unter ihrer Fane ficht, ser un-

artig, schimpfen und schmähen, verläumden, machen brave Leute zu Böſewichtern. Das iſt alſo wol die kriſtliche Sanftmut, die wir bei ihnen lernen ſollen? Was die Woltätigkeit und Menſchenliebe der Geiſtlichen betrift; ſo errinnere ich ſie an das Beiſpiel des Samariters; ſie wiſſen, ein Prieſter und Levit ging vorüber. Jeſus ſagte es nicht one Grund; er kente das Prieſtergeſchlecht. Daß es ihnen vor ienen Worten ekelt, glaube ich ganz gern. Sie errinnern an Taten, und das iſt unangenem. Vieleicht befinden ſie ſich aber in dem Falle der Johannes Jünger, die ihrem Lerer den Vorwurf machten, daß er von nichts, als von Liebe predige. Eben weil ſie fülten, daß ſie der Liebe nicht fähig ſeien, drum machten ſie dieſe Vorwürfe. Befinden ſie ſich etwa in einem änlichen Falle, ſo bedaure ich ſie von Herzen. Eigentlich ſind wir aber ſchon ſolche Deklamazionen gewont, denn ihr Aſſocié P. Goldhagen in Mainz warnte auch vor allen Büchern, die den Titel Eſprit füren. — „Aber die Leute affektiren nur dieſe Tugend, um deſto ſicherer menſchenfeindliche Handlung begehen zu können!“ Ich bitte ſie, drukken ſie doch ſolche Facta in ihre Monatsſchrift, oder wenn ſie ſich ſcheuen, machen ſie mir ſolche bekant, ich laſſe ſie im Zuſchauer drukken. „Die Leute ſchießen ihre giftige Pfeile auf iene, die ſie ſich zur Zielſcheibe geſtekt haben, ab.“ Das paßt volkommen auf ſie. Ihre Zielſcheibe iſt die Landesherrliche Macht, auf der einen, und die Journaliſten, die gewiſſe Herren nicht länger mer wollen im Dunkeln munkeln laſſen, auf der andern Seite. Schade! daß wir Gegengift haben — Publikazion der Akten, Satire. Was ſie in der Folge von den gottloſen Abſichten der heu-

igen aufgeklärten Geister sagen, daß diese nämlich nur Religion und Tugend untergraben wollen, klingt gerade so, als wie die heidnischen Pfaffen im 2. und 3. Jarhundert gegen die Kristen sprachen. Aber sonderbar, daß die Leute gerade, die den teologischen Unrat von allen Sekten wegwünschen, die Religion auf ihre erste Reinheit zurükgebracht haben möchten, die Laster allenthalben geißeln, die auf Verbeßerung der Erziehung u. s. w. bedacht sind, daß gerade die auf Ausrottung der Religion und Tugend ausgehen sollen!!! Füren sie doch Facta an, wer das tut, das getan hat. Daß es nicht auch unter manchen sein wollenden aufgeklärten Geistern Schurken gebe, und geben könne, läuguet Niemand. Vereinen sie sich mit Uns, sie öffentlich zur Schau auszustellen. S. 210. 211. interpretiren die Monatsschriftsteller die Rede ihres Landesherrn, so wie sie in ihren Kram taugt. Der gnädigste Kurfürst spricht daselbst die Sprache des aufgeklärten Regenten. Die Akten sollen nicht verstümmelt, nicht unächt sein. Er wil also wol die Publikazion derselben, und er beweißt es ia dadurch, daß er ihnen die Erlaubniß gibt, Kurfürstl. Mainzische und andre Urkunden zu publiziren. Sie machen also durch die vermässene Wendung, welche sie dieser Stelle geben, Sr. Kurfürstlichen Gnaden kein gutes Kompliment. Ihre Interpretazion richtig interpretirt, heißt gerade so viel, als ob nicht alle Akten Sr. Kurfürstl. Gnaden dem Publikum vorgelegt werden könten. Wie unbesonnen und inkonsequent! Aber da sie diese Stelle so dreust zu ihrem Vorteil anfürten, warum furen sie nicht fort, auch folgende Stelle herauszuheben. „Ihre Pflicht ist es, heißt es kurz darauf, den auswärtigen in großem Rufe

stehenden hohen Schulen, besonders Deutschlands, und den dort sich befindenden würdigen und gelerten Männern, deren wir einige bei dieser Feierlichkeit hier zu sehen das Vergnügen haben, mit großer Achtung zu begegnen, die Schriften derselben, wenn sie solche zu ihrer gelerten Prüfung auswälen, mit anständiger Höflichkeit nach den ächten Regeln der Kritik, one Bitterkeit zu beurteilen; kurz, in ihren Angrifs- und Verteidigungsschriften zu zeigen, daß nur die Liebe zur Warheit ihnen die Feder an die Hand gebe.“ Haben sie diese Stelle wol bedacht, überlegt, in ihrer Monatsschrift befolgt? Oder heißt das etwa bei ihnen, einem Professor mit großer Achtung begegnet, wenn man ihn einen Pasquin nent, ihm Bosheiten andichtet u. s. w.? Haben sie da iene Pflicht erfült? — Schämen sie sich, daß sie die ersten sind, die ihrem Landesvater ungehorsam werden. Sagen sie nicht, es ist Verteidigung. Sie sind nirgendwo so pöbelhaft angegriffen, und ihr Landesvater schreibt ihnen auch in Verteidigungen diese Pflicht vor. Wenn auch andre so unartig wären zu schimpfen; so zeigen sie eben durch Verachtung, durch Höflichkeit, durch feine Satire, daß sie weiser sind, als iene; beweisen sie dadurch ihre Superiorität. Tragen sie die liebenswürdige Göttin Warheit nakt vor, und sie werden die Freundschaft, die Achtung, die Liebe des Publikums erhalten. Auch dann, wenn sie Falschheiten vorbrächten, dabei aber zeigten, daß für sie diese Falschheit Warheit sei, daß diese und iene Gründe für sie überzeugend seien, auch dann würde man sich nicht so ser über sie beschweren, als izt, da sie allenthalben auf Infallibilität trozzen, und diese durch das pöbelhafteste Schimpfen zu erzwingen su-

chen. Allein sie wissen von den Regeln der ächten Kritik nichts, und sie haben keine andere Sprache in ihrer Gewalt, als die Sprache des Bauers und der Fischweiber.

Sie klagen, daß Dikasterien angegriffen werden, und sie behaupten von allen protestantischen Professoren S. 214, daß sie ganz planmäßig in ihren Kollegien nichts anders vortragen, als was zum Vorteile ihrer Religionsverwanden, und zum Nachteile der Katoliken im Reiche gereichen kan, daß alle ihre wilkürlichen Auslegungen der Reichsgesezze, und besonders des westphälischen Friedens, dahin abzielen, daß sie sogar dazu durch förmliche Reichsschlüsse des Corporis Evangelicorum angehalten werden, und daß sich niemand, als etwa eminente Köpfe (z. B. die Herrn Herausgeber der Mainzer Monatsschrift) genugsam verwaren, oder von den beigebrachten, tiefgewurzelten Vorurteilen durch eignes Forschen und Nachsinnen, oder Lesung katolischer Autoren (vorzüglich der Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen) loswinden, und richtigere Grundsäzze erwerben können. — Wie inconsequent handeln sie! Wie wenig befolgen sie die Vorschrift, welche ihnen ihr gnädigster Landesvater gab! Sie beschuldigen alle Professoren auf allen Akademien heimlicher Machinazionen gegen die Katoliken, sie beschuldigen deutsche Reichsstände des nämlichen, und lärmen sonst, als ob dem heiligen römischen Reiche der Untergang drohe, wenn nur gegen ein Vikariat gelallt wird! Sie reden hier von protestantischen Vorurteilen, von falschen, schiefen Auslegungen der Reichsgesezze und Traktaten, und schreien über Herrn Schlözer, Nicolai

und Berliner Rezensenten, wenn diese nur von weitem gegen Ohrenbeichte u. s. w. sprechen! Allein sol denn der protestantische Professor nicht fülen, nicht sagen, daß er von der geistlichen Knechtschaft erlößt sei, unter welcher wir Katoliken, troz aller Reformazionsanstalten, noch seufzen? Und was sie da von Nachteile der Katoliken schwazzen! Wer hat denn im deutschen Reiche am intoleransten gehandelt? Wo erhob sich denn die Stimme der Toleranz am ersten? Wer verkezzerte denn am meisten? Was leren nicht noch täglich katolische Professoren? (ich bin nicht so unbescheiden und so lügnerisch zu sagen: alle, wie sie taten). Aber ich gehe noch weiter. Sie beschuldigen die Protestanten geheimer Machinazionen! — Treten sie hervor aus ihrer Anonimität, und antworten sie mit ihrer Namen offenem Bekäntniße einem freimütigen deutschen Manne, der hinlänglich genug von gewissen geheimen Machinazionen und Proselytenmachereien eines gewissen Teils der Katoliken, unter denen sie die ersten Rollen mitspielen, überzeugt ist. So wie die ersten Jesuiten ein den damaligen Zeiten völlig angemessenes Institut errichteten; so arbeiten izt Exjesuiten und mit ihnen angesehene geistliche Statsmänner an einem neuen, den izigen Zeiten angemessenern Sisteme, wodurch sie Katoliken und Protestanten in eine noch gefärlichere Knechtschaft, als die alte, hineinzwingen wollen. Sie, Sie sind es, die durch stätes Schreien über die Intoleranz der Protestanten, Katoliken gegen Protestanten aufhezzen wollen, Sie sind es, die Katoliken abhalten wollen, sich bei Protestanten eines bessern zu beleren, Sie sind es, die durch Vorspiegelungen von den aufgeklärten Grundsäzzen der Katoliken, von der großen To-

leranz der Katoliken, von den Gefaren, welche der protestantischen Religion durch die heutigen aufgeklärten Geister bevorstehen, von der Neigung derselben zum Sozinianismus u. s. w. gutmütige Protestanten zu gewinnen, und in ihr Nez zu lokken suchen. Ihre Monatsschrift ist das Mittel, wodurch sie Katoliken und Protestanten gegen alle Aufklärung aufzuhezzen, und alle unter ihr Joch zu bringen bemüht sind. Was sie durch diese Schrift tun, das tun iesuitische Emissärs unter allen Masken in allen Gegenden Deutschlands im geheim, und noch um so wirksamer, als sie iede Speiße nach dem Geschmakke eines ieden Liebhabers zu würzen bemüht sind, was freilich in Schriften nicht angeht. Allenthalben debütiren sie, daß die katolische Religion in Gefar sei unterzugehen. Sol man dieses Vorgeben lächerlich oder boshaft nennen? Wenn wirklich die katolische Religion so angegriffen würde, als sie schreien; wäre es nicht lächerlich von ihnen gehandelt, dagegen zu lärmen? Es heißt: die Pforten der Höllen sollen sie nicht überwältigen, und sie dehnen diese so übersezte Sentenz Jesu auf die katolische Kirche aus. Nun kömt nicht die Pforte der Hölle; sondern hie und da ein Protestant, und greift katolische Lersäzze an. Sogleich schreien sie und lärmen, die katolische Religion gehe unter; und suchen es auf alle mögliche Art so zu karten, daß auch nicht einmal iemand einen Anfal wage. Ist es daher nicht lächerlich, eine solche Weissagung zu debütiren, und so zu handeln? Lassen sie angreifen, wer da wil, lassen sie Belzebub mit allen Legionen Teufeln selbst kommen, was haben sie zu fürchten? Sie haben ia ihre Weissagung. Wollen sie das nicht gelten lassen, so müssen sie gar gestehen,

daß sie boshaft handeln. Sie geben allenthalben zu verstehen, daß es den aufgeklärten Geistern um Ausrottung aller Religion zu tun sei, und hezzen Protestanten selbst gegen Protestanten auf, wollen gern, daß die Protestanten sich mit ihnen vereinen, ihr gutmütiges Herz, ihren freien Naken wieder unter das geistlich-despotische Joch unterwerfen. Das sind ihre Absichten, ihre Politik! Ich warte nur, daß sie sich nennen, um ihnen das alles durch Facta zu beweisen. Schimpfen sie, wie Pöbel, deklamiren sie, wie der Jesuit, bleiben sie blos hinter ihrer firma anonim verstekt; so bekennen sie eben dadurch vor dem ganzen Publikum, daß ich Recht habe.

Herr Hofrat Schlözer sol besonders S. 214. ein gefärlicher Feind der katolischen Religion sein, sol einen eifrigen Polemiker machen, sol derbe Ausfälle auf katolische Religion wagen! Oben behaupten sie, H. Schlözer habe keinen Kopf, und der Mann one Kopf sol nun ein gefärlicher Feind sein! Welch' eine gesunde Logik! Haben sie aber auch die Angabe der Kandidaten, die ihnen aus dem Kollegium des H. H. S. dieses schwazten, geprüft? Satirisirte er etwa blos über Portiuncula Ablaß, über mendikantische Beutelschneiderei, über Jesuitenpfiffe, über geistliche Knechtschaft? Tat er das, so bedaure ich die armen Kandidaten, die in Göttingen nicht weiser wurden, nicht ebenfals über solche Schandflekke der katolischen Religion lachen und satirisiren lernten, und diese Leren in ihrem Vaterlande nicht in Praxin zu sezzen suchten. Gehen sie selbst nach Göttingen, und hören sie den Mann, den Deutschland schäzt, sie werden finden, daß Polemisiren seine Sache gar nicht sei. Wenn er gegen katolischen Unfug,

so wie vernünftige Katoliken, eifert; so lassen sie uns doch dem Manne danken, der, one von Katoliken besoldet zu sein, blos aus Eifer für Menschenglük, das freilich einem Schlözer mer am Herzen liegt, als den Herausgebern der Mainzer Monatsschrift, solchen Unfug rügt, den sie doch hoffentlich nicht zu katolischen Dogmen rechnen werden. Ueberhaupt aber trauen sie nicht allen katolischen Kandidaten, die sich rümen einen Schlözer eines bessern belert, zurecht gewiesen zu haben. Nicht, als wenn der Mann Infallibilität prätendirte. Behüte der Himmel, das fält H. H. Schlözer so wenig ein, als einem andern aufgeklärten Manne. Er trägt seine Privatmeinung vor, hört das Urteil der Zuhörer, und, fals er die Warheit von einer andern Seite kennen lernt, so nimt er sie mit offenen Armen auf. Aber ich bin nur der Meinung, daß so iunge Leute, die sich so etwas rümen, nicht im Stande sein dürften, einen Mann, der unter gelerten Arbeiten, und Nachdenken alt geworden, eines bessern zu beleren.

Nun erlauben sie mir, daß ich an die Auseinandersezzung der herzbrechenden kurzen Bemerkungen eile, und mit eignen Anmerkungen dieses von ihnen so erhobene, so gepriesene Schriftlein beleuchte.

Kurze Bemerkungen, wie sich den Göttingischen Professor Schlözer zu benemen sein möchte.

Die spätere Nachkömlinge werden sich schwerlich überreden lassen (1), daß es eine geraume Zeit nach der

---

(1) Umgekert, die späten Nachkömlinge werden sich wundern, werden nicht begreifen können, wie es möglich

Mitte des achtzehnten Jarhunderts, Apostеln der neuen Philosophie in unserm Deutschlande gegeben habe, welche als eingedrungene Aufklärer (2) ihrer Landsleute die Worte

---

gewesen, daß Patrioten, die one von der Nazion besoldet zu sein, aus reiner Menschenliebe, zur Besserung und Warnung auf der einen, zur Belerung und Nachamung auf der andern Seite, Facta samleten und drukten, und daß ene Patrioten, bei allen noch dermaligen Gefaren deutscher Preßfreiheit, bei dem offenbaren Undanke ihrer Landesleute, ia bei ungeheuren Verfolgungen (s. baierſche Inquisizion im deutschen Zuschauer Heft IV. 7.) daß diese sich noch entschließen konten, noch so ädel, so großmütig dachten, und mit ienen Samlern korrespondirten, und Facta einsendeten — daß beide zusammen nicht nur nicht unterstüzt, sondern so gar verfolgt, gebrandmarkt wurden. Ueber diese moralische Seltenheit im lezten Viertel des 18. Jarhunderts, dem man den stolzen Namen des philosophischen gab, und über die noch so ungeheure Pfaffenmacht in diesen Zeiten wird die Nachwelt staunen, wird nicht begreifen können, warum es einem freien Deutschen nicht habe erlaubt sein sollen, seine Klagen in Bußen des Publikums auszuschütten, schlechte Handlungen auch öffentlich schlecht zu nennen. — Er würde es kaum glauben, wenn ihm nicht solche Denkmäler zu Gesichte kämen. Der freie Deutsche, der Mitbürger seines Fürsten, wird nun das von unsern Nachbarn gebrauchte Wort: Fürsten — besser Pfaffensklaven verstehen.

(2) Ist das die Sprache des Pfaffen oder des Despoten? — Also auch das solte Niemand erlaubt sein, aufzuklären? Auch das natürliche ursprüngliche Recht, zu schreiben und zu reden, wie man denkt, dies natürliche Recht

Sanftmut, Woltätigkeit, Menschenliebe und Toleranz im Munde fürten, zu gleicher Zeit aber in ihren Schriften grobe Lästerungen (3) nicht nur gegen erbare Privatmänner, sondern auch gegen höchste Häupter ausstießen, wenn ihnen nicht die bisher im Druk erschienenen Charteken in die Hände fallen.

Allerdings wäre zu wünschen gewesen, daß man diese boshaften Brochüren gleich nach ihrer Geburt zernichtet (4), oder wenigstens als Makulatur und zu den Luftballen verschlißen hätte, denn die Nachwelt würde doch von unsern Zeiten keine vorteilhafte Meinung (5) hegen können,

---

das wir uns, als wir in die bürgerliche Geselschaft traten, zuverläßig ausicherten, das folglich kein Fürst, kein Pfaff uns rauben kan, auch das wolte man uns rauben? —

(3) Dies ist die verwünschte Sprache, wodurch Höflinge und Schmeichler dem beßten Fürsten die Journalisten verdächtig machen. Sie rufen im Algemeinen aus, wie z. B. die Mainzer Herren, der drukt Lästerungen, der drukt Pasquille. Warum fürt ihr nicht iede insbesondre an, daß der erliche Mann darauf antworten könne. Der ist Pasquillant, der aus Herzensbosheit seinen Nebenbruder dem Fürsten für einen Pasquillanten verkauft, one ins Detail zu gehen, wofür er sich wol hütet. Das merken sich besonders die Herausgeber der Mainzer Monatsschrift, und einige Jesuiten in München, die den guten Karl Theodor desabusiren.

(4) Der schlechte Mann wünscht das freilich, der erliche Mann, der Menschenglük wil, wünscht das nicht.

(5) In der Tat eine weit vorteilhaftere, als wenn alle Preßfreiheit (wie ein Jesuit noch im Jar 1785 vorschlug

daß den bestehenden Reichsgesezzen zuwider, solchen Lästerschriften der Lauf im Publikum belaßen worden. Man beliebe nur die Reichsabschiede von den Jahren 1524. §. 28. 1529. §. 9. 1530. §. 58. 1541. §. 40. 1570. §. 155 - 59. den Kreißabschied zu Erfurt 1567. §. 61. ꝛc. die Polizeiordnung zu Augsburg 1548. tit. 34. dann iene zu Frankfurt 1577. tit. 35. nicht minder das Kaiserl. Edikt vom Jahre 1715. und das Kaiserl. Generalpatent wegen des Bücherwesens im H. R. R. vom Jahre 1746. nachzusehen, und man wird finden, daß nichts one Censur, nichts wider Gott, den Stat und gute Sitten, insonderheit keine Pasquille in Druk erlassen (6) — widri-

---

alle Publizität aufgehoben würde. Wehe dann uns armen freigebornen Deutschen, wenn ie der Fall eintreten solte, daß die Josephe, Gustave, George und Friedriche, und ich sezze mit noch größerem Vergnügen hinzu, auch die Friedrich Karle anders Sinnes werden solten. Allein das ist unmöglich. Sie können durch die oben in der dritten Note angefürte Gründe von hosbaften, eigennüzzigen, das Tageslicht scheuenden Männern hintergangen werden, aber am Ende siegt — siegt zur Ere des 18. Jarhunderts — die Warheit. — Das ist meine Hofnung, mein Wunsch.

(6) Die Schlözerschen Schriften, gegen die hier gecifert ist, enthalten Nichts wider Gott, den Stat und die guten Sitten. Er hat alles mit Censur gedrukt, oder welches eins ist, er hat von seinem Landesherrn die Censurfreiheit. Dies alles wird Niemand läugnen. Also bleibt nichts übrig, als der Vorwurf des Pasquillats. Nun hat aber noch Niemand en detail gezeigt, daß H. S.

genfals gegen den Drukker und Verfasser von der Obrigkeit, und in deren Saumseligkeit, von dem Reichsfiskale

---

· das und das Pasquil gedrukt habe, folglich fält schon hier ein großer Teil des Verdachts hinweg. Der Vorwurf scheint von Leuten herzurüren, die gern im Dunkeln munkeln möchten. Allein was ist denn Pasquil? 1) Wenn ich geflissentlich, aus Bosheit und mit Vorbedacht oder auch aus Leichtsin Lügen von einem Menschen — er sei der geringste — im Publikum verbreite und 2) ihm, fals ich auch selbst hintergangen mit dem beßten Herzen eine Unwarheit oder Lüge verbreitete — das Mittel beneme, auf dem nämlichen Wege, durch die nämlichen Mittel, wodurch die Unwarheit ins Publikum kam, sich entweder durch sich selbst, oder durch seine Freunde zu rechtfertigen. Der erste Fal läßt sich bei Journalen kaum denken 1) wegen der Vorsicht, die ieder Journalist — die Herausgeber der Mainzer Monatsschrift etwa ausgenommen — bei der Bekantmachung eines facti odiosi anwendet, 2) weil der Einsender notwendig erwarten muß, daß der Herausgeber den Pasquillanten öffentlich nenne, und gehörigen Ortes zur wolverdienten Strafe anzeige. Es bleibt also 3) nur der Fal denkbar, daß der Einsender selbst hintergangen den Herausgeber hintergehen könne; und dadurch Unwarheit, die für iemand beleidigend ist, verbreitet werde. Aber da hat 4) der Angegriffene das Mittel in den Händen, sich selbst im nämlichen Journale zu verteidigen; und statt daß er in den Augen des Publikums durch diesen Angrif verlöre: so gewint er vielmer unendlich, weil sonst die bösgefaßte Meinung heimlich unwiderlegbar zu seiner Unere fortgeschlichen wäre Weigerte sich ein Journalist, eine Vertei̇digung

verfahren werden solle. Niemand wird sich wol einfallen lassen, daß diese Reichsgesezze einer Verjährung unterliegen, mithin ein Schriftsteller, der entweder aus Hunger, oder aber aus Gewinsucht (7) schreibt, sich erlauben dörfte, öffentliche Schmähungen (8) aus galsüchtiger Verleitung, schändlichen Nebenabsichten (9), der von einigen Jahren her zügellosen Presse zu übergeben. Ob aber unter andern der Göttingsche Professor Schlözer unter eine erstbemeldter Gattungen Schriftsteller gehöre, wird aus

---

einzurükken; so wäre er Pasquillant. Ist also wol nach dieser Erklärung H. Schlözer ein Pasquillant, wie die Mainzer Herren mit diesem Verfasser debütiren? — das Publikum urteile, die Stimme desselben ist entscheidend, und iene, die ihn dessen bezüchtigen, müssen individuelle Fälle angeben, oder sie selbst sind in den Augen des Publikums Kalumnianten und Pasquillanten. Sie müssen beweisen, daß S. Aufsäzze von N. 1. eingerükt, beweisen, daß er Jemand Verteidigung versagt habe.

(7) Also sonst kan man aus keiner andern Absicht schreiben? — Ist es nicht erlaubt, von seinen Geisteskräften Vorteile zu ziehen? — Der Schriftsteller ist der Aufklärer des Publikums, freilich nach verschiedener Maaße, und er wird nie besoldet. Der Pfarrer ist der Aufklärer seiner Gemeine, auch nach verschiedener Maaße, und er wird bezalt. — Welches ist nun ädler, erlaubter? — —

(8) Immer im Algemeinen. — Sezt einzele Facta; dann kan der erliche Mann sich verteidigen.

(9) Wieder im Algemeinen — Einzele Fälle — Facta, Das ist die Sache des erlichen Mannes.

dessen Anfangs benanten Briefwechsel, nach der Hand aber umgetauften Statsanzeigen, welchen Namen dieselben keineswegs verdienen (10), ieder Unbefangener gar leicht ermessen können (11).

Dieser Mann ist bekantlich zu Göttingen als Professor der Weltweisheit angestelt, und besizt die schamlose Frechheit, Unwarheiten, äusserst verunglimpfende Nachrichten, ohne Benennung des Einsenders Namen in offenem Drukke zu erlassen, auch solche Dinge, welche zum Schimpf und zur Verkleinerung der Regenten (12) bei

---

(10) Daß sie ihn verdienen, hat das Publikum längst entschieden.

(11) Also wol gar der Briefwechsel und die Statsanzeigen durchgängig öffentliche Schmähungen, galsüchtige Verläumdungen!! das wollen wir nicht hoffen. Also einzele Fälle, ehe das Urteil gefält wird. Provozirt ihr aufs Publikum; so ist es längst entschieden, daß hier die Unwarheit gesagt wird. Einzele Fälle müssen angefürt werden, sonst gilt alles nicht. Titius beschuldigt mich im Algemeinen, ich sei Mörder und Straßenräuber; der Richter richtet mich one weiters hin. Ist das gerecht? Nein. Titius muß zeigen, beweisen, wen und wo ꝛc. ꝛc. ich gemordet, geraubt habe; sonst begeht der Richter einen Justizmord. Ich nenne den Fürst Caius einen Despoten, one zu bestimmen warum, und ich bin Pasquillant. Aber ich füre Facta an, und bin es nicht. Der Fürst hat vor dem Privatmanne im Punkte der Ere nichts voraus.

(12) Darauf habe ich schon oben geantwortet, da ich meine freimütige Meinung über Publizität sagte, wohin ich

dem Publikum und besonders zu Aufhezzung ihrer Untertanen gereichen (13), einzurükken.

---

also verweise. Ferner ist das wieder im Algemeinen gesprochen. Welchen Regenten hat S. verkleinert? Aus was für Gründen? Es gab eine Zeit, wo es Crimen laesae Maiestatis war, das Bild des Kaisers an einem obszönen Orte bei sich zu tragen. Gott lob! die Zeiten sind vorbei. Unsere Fürsten sind menschlicher geworden. Sie erkennen, daß sie das, was sie sind, durch uns sind. Sie fülen, daß sie Mensch sind, erkennen, daß sie der erste Mitbürger sind; sie nähern sich uns, verlassen die spanische Grandezze, lieben uns, und wir lieben sie wieder als unsre Väter, und Freunde und Mitbürger. Wir tun alles für sie, wir verspritzen unser Blut — oft um eine ihrer Grillen zu befriedigen — für sie, wir verteidigen sie gegen ihre Feinde; und zur Dankbarkeit wolten sie uns weiß machen: Sie können nicht felen; man dürfe nicht einmal denken, daß sie felen, man dürfe höchstens nur heimlich gegen sie die Warheit, die Rechte der Menschen verteidigen. Das kan wol der Despot wollen, nicht die Josephe, George, Friedriche, Gustave, Friedrich Karle, und so viele andre gute deutsche Fürsten. Der Fürst hört hier die Stimme des Publikums, und dessen Klagen, kan es beleren, und den Klagen abhelfen. Unsere Trone sind onehin an manchen Orten mit Schmeichlern und Warheitsfeinden sowol als Menschenfeinden besezt, der Zugänge zum Vater für die Menschheit sind so wenige, und auch diese wolte man verlegen? — Nimmermer, nimmermer können das gute Fürsten wollen tun.

(13) Wieder algemein! detaillirte Facta! das nämliche gilt von dem folgenden.

Dieser in allem Betrachte niederträchtige Schriftsteller hat sich bereits in seinem sogenanten Briefwechsel erfrechet gekrönte Häupter: nämlich die Könige von Frankreich und Spanien, die Königin von Schweden auf das gröbste zu beleidigen; und seine Vermessenheit hat keine Gränzen, da er auch deutsche Kur- und Fürsten mishandelt, solche teils verläumdet, und teils zum allgemeinen Spott und Gelächter ohne Scheu darstellet.

Derselbe machet sich in dem Vorberichte zu dem 5ten Teil seines erwänten Briefwechsels anheischig, die Verfasser der ihm einzusendenden Aufsäzze auf keine Weise verraten zu wollen (14), welches nichts weniger als ein offener Aufruf aller Bösewichter (15) inn- und auserhalb Deutsch-

---

(14) So lange sie nicht Aufsäzze von der Art, wie oben der Fal 1 ist, einsenden.

(15) Das kan nicht sein. Denn der Bösewicht muß fürchten genent, bestraft zu werden. Wer wird ihn in Schuz nemen. Aber Auffoderung der gedrükten Unschuld, der die Zugänge zum Trone des Vaters versperrt sind, Auffoderung aller Menschenfreunde ist es; die, wenn sie sich nenten, von den Unterdrükkern, von den Heuchlern und Schmeichlern verfolgt, gestürzt, unterdrükt, unglüklich gemacht würden. Liebt der Fürst Gerechtigkeit; so muß es ihn freuen, auf eine so leichte Art, die Ungerechtigkeiten, die in seinem Lande wider seinen Willen vorgehen, zu entdekken. Liebt er selbst Ungerechtigkeit — — — Nein, das kan ich von einem deutschen Fürsten nicht denken. Irren, felen kan er, er ist Mensch, kan aus den beßten Absichten straucheln; aber Tirann, Tirann sein, nein! das kan kein deutscher Fürst.

land angesehen werden kan, und so viel gewirket hat, daß er noch immer fortfähret, verläumderische Beiträge in seinen Schriften dem Publikum zu liefern.

Derlei schändliche Mishandlungen verschiedener Kur- und Fürsten solten dem Professor Schlözer als einem frechen Schriftsteller, der den guten Namen der deutschen Reichsfürsten auf einseitige, meist zerstümmelte (16) Nachrichten misvergnügter, unruhiger, treuloser (17) Untertanen, vieleicht gar pflichtvergessener Diener öffentlich schmälert, zum geringsten (18) die Strafe der Erlosigkeit zuziehen,

---

(16) Also doch etwas wäre an der Sache — das Publikum spräche davon — Nu so müßte ia der Fürst es Schlözern Dank wissen, daß er die Verläumdung, die halbe Nachricht, die ihm niemals zu Oren gekommen wäre, vorlegte, und der Fürst so das Publikum und die Nachwelt eines bessern beleren könte. Für wen wäre das dann Woltat? — Für den Fürsten, der durch eine unwiderlegbare, im Publikum heimlich herumschleichende Sage unwiederbringlich verloren hätte. Oder ist dem Fürsten an der Meinung des Publikums nichts gelegen? — Nun so darf er sich um so weniger beschweren. Vorher wußte es ein kleineres Publikum, izt ein größeres und die Nachwelt Wer das Urteil seiner Zeitgenossen nicht achtet, der achtet gewiß noch weniger das Urteil der Nachwelt.

(17) Dann sind sie das, wenn sie Aufsäzze wie oben N. 1. gezeigt wurde, einrükken; aber dann hört ia die Pflicht der Verschwiegenheit auf.

(18) Warum nicht gar den Kopf vor die Füße gelegt. — Da zu Nero's Zeiten konte so was wol passiren. Aber izt? — —

und zugleich derselbe angehalten werden, die Einsender der schändlichen Nachrichten (19) anzuzeigen.

Zu beweisen ist es, daß ein und andrer Reichsfürst bei des Professor Schlözers Obrigkeit (ist die Sprache der Reichsgesezze) Gnugtuung verlangt, und auf Bekantmachung der Einsender solcher strafbaren Nachrichten angetragen habe. Allein, wenn es heißt: Der unmittelbare Respekt sei nicht verlezzet, die Freiheit zu denken und zu schreiben müßte zwar nicht ausarten, aber auch nicht zu ser beschränkt werden, wodurch der Gelersamkeit selbst, und einer nüzlichen algemeinen Aufklärung zugleich dadurch geschadet werde, daß freimütige Bemerkungen eines politischen Privatschriftstellers über eine Sache an sich, die sonst nach ihrer Beschaffenheit der Erörterung und Beurteilung allenfals nicht unfähig sei, von demselben weder zu einer Andung qualifizirt, noch weniger zu einer Gnugtuung erheblich gehalten werden mögen (20), wenn es nämlich also lautet; so ist sich nichts zu versprechen, vielmer, würde der Schriftsteller noch gerechtfertiget, und es im voraus stillschweigend gut geheißen, wenn er gegen alle andre Reichsfürsten und Obrigkeiten, deren Untertan er nicht ist, die schuldige Achtung aus den Augen sezzet, und mit Verläumdungen und Verunglimpfungen aufs neue fortfärt.

---

(19) Wenn sie von der ersten Art sind. Ja.

(20) Ganz die Sprache des aufgeklärten Regenten. Warum widerlegt man sie nicht.

Dem deutschen Reiche dörfte es niemals und auch nicht bei Auswärtigen zur Ere gereichen, wenn es die Schlözerischen Schmähschriften, besonders wo auch vom Reichsfiskal, der von Amtswegen auf Andung der Pasquille anzutragen, angewiesen, nichts zu vernehmen ist, mit Gleichgültigkeit übergehen wolte. Ein ieder Reichsstand, welcher von dem Schlözerischen Gerichte noch nicht öffentlich mishandelt worden, hätte alsdenn ein Gleiches bei erster Gelegenheit zu gewärtigen, zumalen kein Regent eine Versicherung hat, daß es in seinen Ländern keine Verräter, keine misvergnügte Untertanen und Diener gebe (21), welche auf eine, ihnen so vorteilhaft anscheinende, an sich aber gewissenlose Art, an ihrem Landesherrn und Mitdienern Rache suchen möchten, in der gewissen Hofnung, daß sie von dem Professor Schlözer, gemäs seiner Zusage, niemals verraten werden.

Was würde aber alsdenn zulezt entstehen, da onehin an mererern Orten die Subordinazion vermisset wird, und vielen Untergebenen es dünket, nach Wolgefallen handeln zu können (22).

Eine ausgelassene Freiheit würde überhand nehmen, und mancher das Recht, zu tun was er wil, mit dem

---

(21) Die können in deutschen Journalen nicht sprechen. Sie müssen befürchten genent zu werden.

(22) Was für eine Sprache? — Also klagen darf wol nicht einmal der erliche Mann. Das ist wol auch subordinazionswidrig!

Rechte nichts zu tun, als was man schuldig ist, vermengen. Und würde sich demnächst der Geist der Unruhe algemein machen (23), welcher sich gewönlich im Anfange durch freche Schriften gegen die Landesherrschaft zu erkennen giebt; so wird wol ein nicht mächtiger Reichsstand derlei Schmähungen vorzubiegen um so weniger vermögend sein, als ein der gröβten Regenten sich veranlaβet sehen dörfte, solchen Ausschweifungen durch aufferordentlich harte Strafen Einhalt zu tun, damit ein neues Beispiel in den Kaiserl. Niederlanden vom 18. August 1784. wegen vorgeblicher neuer Auflage auf die Güter, Jedermann durch die Zeitungen bekant worden ist.

Bei diesen Umständen wird wol nichts anders übrig bleiben, als daß vom deutschen Reichswegen nach den vorhandenen Gesezzen für das verflossene gegen die Schuldigen die Strafe wirklich eintrete, und für das künftige derlei Ungebühren nachdruksamst gesteuert werde (24).

Wolte man aber von Seiten der betreffenden Kur- und Reichsfürsten den vereinbarten Abschluß noch zum voraus fassen; und solchen dem Kurhannöverschen Ministerium durch die Gesandschaften bekant machen lassen,

---

(23) Keinen auffallendern Beweiß von der Nüzlichkeit der Publizität und der Schädlichkeit unterdrukter Preßfreiheit kan man finden, als in der Geschichte Engellands. Gustav selbst sagte das. Siehe oben.

(24) Das haben wir von unsern guten deutschen Fürsten nicht zu erwarten, weil Schlözer nicht gesündigt hat.

daß ieder Kur- und Fürst seinen Landeskindern untersagen werde, in Absicht auf die Studien, sich nicht mer auf die Universität Göttingen zu begeben (25), sonst aber der entgegen handelnde gar keine Landesherrliche Versorgung zu gewarten habe; so ließ sich noch mutmassen, daß auf diesen Entschluß gemeldtes Ministerium dem Professor Schlözer ernstgemessenst aufgeben möchte, nicht das mindeste, so einen Kur- oder Reichsfürsten, oder dessen Kabinet, oder Regierungsstellen betreffe, im Druk zu erlassen, oder wenigstens, wenn solches gestattet werden wölte, der Professor Schlözer verbunden sei, den Einsender zu gleicher Zeit zu benennen.

So viel von diesem mer die Hannöversche Regierung, als den Herrn Hofrat Schlözer beleidigenden Wische, den ich aber onmöglich hier übergehen konte. Ich kere zur Monatsschrift zurük.

---

(25) Wen würde da der Fürst strafen? Göttingen? — oder sein Land? — Die Herrn Mainzer Monatsschriftstellergen schlagen auch das Mittelgen vor. Aber die Herrgen haben noch so kleine Nebenabsichten. In Göttingen werden den Leuten die Köpfe aufgeräumt. Da kämen dann die Kandidaten zurük, wären weiser als wir, sprächen hie und da, als Patrioten, entlarvten die Heuchler, rissen ihnen die frommen Masken vom Gesichte, zeigten das verstekte Interesse. Um Gottes willen wer könte solchen Unfug dulden!!! Das Mittel muß aber doch nicht so ganz probat sein, bis izt hat noch kein Fürst auf diese Stimme gehört.

Nachdem nun die Monatsschriftsteller aus warer krist=lichen Sanftmut dieses ihnen zugekommene, für sie so köst=liche Gericht für das katolisch=patriotische Publikum auf gut iesuitisch appretirt haben; so scheuen si sich nicht, eine vieleicht selbst von ihnen erfundne Sage öffentlich bekant zu machen. Herrn Hofrat Schlözer sol bei Kassazion be=folen worden sein, in seinen Statsanzeigen behutsamer zu sein. Ich habe mich genau erkundigt, und niemand wil was von diesem Reskript wissen. Herr H. Schlözer wird also vermutlich das an ihn ergangene Reskript publiziren, um die großpralerische Geselschaft, die dem Publi=kum nichts als lautere Warheit liefern wolte, zu be=schämen.

Welche Freude müssen sie nicht gehabt haben, als H. S. auf dem 24 Hefte anzeigte, daß er sich alle Odiosa verbitte. Sie sahen wenigstens einen Mann, der das manchmal noch so heimlich gemunkelte an das Tageslicht hervorzog, entfernt, konten wenigstens hoffen, daß sie so manchen gewissen Unfug nun desto sicherer treiben dürf=ten. Allein o tempora! o mores! da stehen zehn andere wieder auf, die es sich zur Ere schäzzen, von ihnen den Namen Pasquini zu erhalten. Denn so schändlich dieser Name an sich ist; so erenvol wird er nun aus ihrem Munde, da sie ihn Männern beilegen, die ganz Deutsch=land schäzt und liebt. Daß sie deutsche Preßfreiheit (wofür wir den Josephen, Georgen und Friedrichen dan=ken) besser Verleumdungsfreiheit nennen, wundert mich gar nicht. Denn sie halten solche für eine Strafe der

Pfaffen (a), und in den Sprüchwörtern Salomos Kap. 15. 5. steht, wie sie wol wissen werden, der Tor verschmäht die Strafe seines Vaters. Sie mögen aber den 32. V. des nämlichen Kapitels beherzigen, er heißt: Wer die Strafe verachtet, der hasset sich selbst; wer aber darauf achtet, der wird klug. Ich habe ihnen auch aus der Bibel antworten wollen, weil sie sich S. 217 eine Applikazion biblischer Texte erlauben. Der Hallische Rezensent ist zwar in so fern kein Prophet gewesen, daß durch die blose Furcht, dies neue Journal möchte von dem Zelotengifte des Goldhagischen angestekt sein, der Absaz zu gering sein dürfte, (was aber auch die Worte des Rezensenten gar nicht, sondern nur nach ihrer Interpretazion sagten); allein das darin enthaltene Zelotengift hat doch die Weissagung des Rezensenten gerechtfertigt. Es hat allen Kredit bei vernünftigen Menschen verloren, oder vielmer niemals Kredit gehabt. Warum es so häufig gelesen wird? 1) in honorem obedientiæ; 2) von Zeloten des Zelotengifts wegen; 3) von Jesuiten, um sich zu erbauen; und 4) von Vernünftigen, um sich einen Begrif von der Mainzer Aufklärung zu machen. Das lezte halte ich für unbillig, wenn man nicht dagegen einige andre wichtige und vortrefliche Mainzer Produkte und Anstalten mit in Anschlag nimt. 5) Von manchen endlich, um sich an ihren Torheiten zu belustigen. Es müßte nicht gut sein, wenn nicht so verschiedene Kauflustige 1000

(a) Daß ich unter dem Worte Pfaffe niemals erwürdige Tugend- und Volkslerer verstehe, habe ich schon oft im Zuschauer erklärt.

Exemplare abnemen solten, besonders da die erste und zweite Klasse allein so zalreich ist.

-Freilich haben sie ihren Plan dem Publikum vorgelegt, aber eben dieses Publikum vermißt die unbefangene Kritik, die höfliche, anständige Begegnung, welche sie gegen iederman zu beobachten versprachen, die lautere Warheit, Unparteilichkeit u. s. w. Sie wollen blos von unbefangenen Kennern beurteilt sein; allein wenn iemand sie nicht lobt, wenn iemand ihnen ihre Feler zeigt, so schreien sie gleich, das hat ein Mainzer Feind getan. Sie sind von ihrer Untrüglichkeit so stark überzeugt, daß sie es für platterdings unmöglich halten, daß iemand ihnen einen Einwurf machen könne; geschieht es; so hat es nie ein unbefangener Mann, sondern allezeit ein Mainzer Feind aus Leidenschaft getan. Werden sie treugehorsamst gelobt; so sind sie die ersten, die dieses Lob ihrer Monatsschrift einverleiben. Wenn ich sie so was debütiren höre, so klingt's mir allezeit in meinen Oren, als wenn sie sagten: „Ihr „hartherzigen Rezensenten in Brandenburg, Sachsen „u. s. w., seht doch nur, wie die Herrn da in Gi... und „M... vor uns monatlich und wöchentlich den Hut abnemen, seid doch so gut, und macht uns auch ein Kompliment.“ Aber die Rezensenten in diesen Gegenden sind böse Leute, sie machen weder der Tiare, noch dem schwarzen Kleidgen ein Kompliment, sondern nur dem Manne, der's verdient. Jeder erliche Mann läßt sich den Tadel gefallen, nüzt ihn, und wird klüger, aber die infallibiles brummen dagegen wie die Bären, schlagen aus, wie ein ungezämtes Roß, und am Ende gilt von ihnen, was da

geschrieben steht in den Sprüchwörtern Salomonis Kap. 27. V. 22. Und wenn du die Narren im Mörsel stießest; so würden sie doch nicht lassen von ihrer Torheit. Daß ich ihnen ein Paar biblische Texte zu ihrer Beherzigung vorgehalten habe, schreiben sie blos auf ihre Rechnung, weil sie auch einige anfürten.

S. 216 füren sie ein vortrefliches Mittel an, wie man Aufsäzze vol Heftigkeit, vol bitterer, derber, und feuriger Ausdrükke (Schimpfwörter) drukken könne, one iemals dafür verantwortlich zu werden. Man sezt nur hinzu: *Wir nemen keinen Anteil daran.* So hätten wir ia auf einmal eine sichere Schuzwere gegen Verunglimpfungen, wenn wir Odiosa drukten; der Herausgeber *nimt keinen Anteil daran.* Welche Waffen geben sie ihren sogenanten Feinden, den deutschen Journalisten in die Hände! Haben sie das wol bedacht? —

Die Texte, welche sie aus den Sprüchwörtern Salomos anfüren, passen nicht sowol auf den Verfasser der Briefe im Museum 10. 1784. (denn sie haben ihm warlich nicht so geantwortet, wie er schrieb) als sie für deutsche Journalisten eine Regel sein könten, wie sie sich gegen sie zu betragen hätten. Diese solten ihnen nach Ihrer Torheit antworten, damit sie sich nicht für klug (infallibel) halten; und von ihnen, meine frommen Heren, könte gelten, die Peitsche für das Pferd, der Zaum für den Esel, und die Rute für den Rükken des Toren. Wir begnügen uns, mit der Rute zu züchtigen. Möchte sie doch der Herr erleuchten, daß sie andächtig die Rute

küßten, die nur zu ihrer Besserung (nicht aus Leidenschaft oder Haß) gebraucht wird. Aber da sie doch im Anfüren der Bibelterte begriffen waren; warum sezten sie uns denn nicht hinzu, was Jesus selbst sagte, daß man nämlich den andern Bakken auch hinreichen solle, wenn man auf dem einen einen Streich empfangen hat? oder daß man nicht rachsüchtig sein solle? Allein solche Vorschriften galten nur in den ersten Zeiten des Kristentums. In unsern Zeiten, wo alle Dinge von der geistlichen Macht an bis auf die Pfründen der Geistlichen eine ganz andere Gestalt gewonnen haben, müssen sich schon solche Vorschriften gefallen lassen, von Leuten, die stäts von der Religion Jesu schwazzen, ausgemustert zu werden. Sie passen nicht mer für unsre Zeiten. Das Schwert darf nicht mer in der Scheide bleiben, denn die Legionen stehen den Herrn nicht mer zu Dienste, und sie müssen sich ihrer Haut weren. Erlauben sie uns nur ferner unsre woltätige Rute, so sind wir schon zufrieden.

Die drei Briefe über die drei Briefe im deutschen Museum sind unter aller Kritik. Damit das Publikum selbst urteilen könne, ob ich Recht habe, so lasse ich sie hier wörtlich one weiteres abdrukken. Nur ein Wort gegen die pöbelhaften Schimpfworte sagen, hieß sich enteren. Das Publikum mag selbst urteilen, ob das Peitsche, Zaum oder Rute sei, wie die Monatsschriftsteller S. 217 sagen. Es sol urteilen, ob die Sächsische oder Mainzer Zensur besser gehandelt habe. Deshalb stehen hier die Briefe aus dem Museum neben ienen aus der Mainzer Monatsschrift. Einige Anmerkungen, die aber nicht auf die Schimpfworte gehen, werden die Sache erläutern.

Museum 10 St. 1784.

I.

Mainz den 15. März 1784.

Wie die hiesige Universität aller Schenkungen und Sekularisationen ungeachtet in Aufname kommen möge, belieben sie vorläufig aus dem folgenden Vorgange zu vernemen. Herr Johann Michel Hettersdorf, erzbischöflicher geistlicher Rat, der h. Schrift Doktor, ordentlicher öffentlicher Lerer der Pastoralteologie und Liturgik, der teologischen Fakultät Beisizzer und des Kollegiatstiftes zu St. Viktor Kapitular,

Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen, II. Stück S. 217 u. f.

I.

Mainz den 15. des Nov. 1784.

Ob ich die Briefe im 10ten Stükke des deutschen Museums von diesem Jahre über die Mainzer Universität, das Generalvikariat und Seminarium gelesen habe? — nun ia; weil mir gesagt wurde, sie wären ganz ausserordentlich merkwürdig sowol wegen ihres Inhalts, als wegen der Laune ihres Verfassers. Sonst ist das deutsche Museum seit merern Jaren meine Lektüre nicht mer. Wer kan solch jämmerliches Zeug vertragen (α)? aber wie staunte ich? wie ist es möglich, daß in dem sonst so gesitteten Leipzig unter den Augen und mit vermutlicher Approbation der Obrigkeit solche Infamitäten können gedrukt werden? wie tief sind die deutschen Journalsfabrikanten

(α) Andre Leute meinten doch, es stünde viel — viel Gutes darin. Allein die Leute haben keinen krist-katolisch-patriotischen Biedersinn.

Prorektor der hiesigen Universität hat den bestimten Vorsaz, es koste was es wolle, fürwärender Prorektor zu werden. Um diesen Endzwek zu erreichen, schlägt er den Schleichweg ein einer ganz ausserordentlichen Vorsicht gegen alle Irleren und kezzerische Leren, wält sich den Herrn Andres Christian Hofmann, der philosophischen Geschichte ordentlichen öffentlichen Lerer zum Gegenstande seiner Ritterschaft, läßt die Kandidaten heimlich zu Protokol abhören wegen der Irleren, welcher er den Herrn Hofmann beschuldigen wil — die Kandidaten, welche vernünftiger und erlicher sind, als Se. Hochwürden, zeigen den herabgesunken, daß sie die niederträchtigsten Pasquillen zusammen raffen, aus denen nicht einmal Studenten, sondern nur Lakaien und Handwerkspurschenwiz herausgukt, dadurch sie noch einige Aufmerksamkeit zu erregen, und ihren Taglohn zu gewinnen suchen. Was sol ich ihnen über diese Skurilitäten für Erläuterung geben?

Im ersten Briefe wird gesagt, daß der geistliche Rath Hettersdorf den bestimten Vorsaz habe, beständiger Prorektor der Mainzer Universität zu werden, daß er, um diesen Endzwek zu erreichen, den Schleichweg eingeschlagen, den dahiesigen Lerer der philosophischen Geschichte Hofmann zu verkezzern, Kandidaten wegen ausgestreuten Irleren heimlich zu Protokol abzuhören u. s. w.

Sie kennen Hettersdorfen, lieber Freund. Sie haben ihn nicht einmal, sie haben ihn mermals über solche Gegenstände mit Freimütigkeit sprechen hören, wo ein bigotter Kopf und Inquisitorsgeist sich not-

Vorgang dem Herrn Professor an, Herr Hofmann und sämtliche Professoren, selbst der Kurator fodern Genugtuung. Se. Hochwürden haben nicht allein gegen die Erlichkeit, sondern auch gegen die Subordination gefelt. Die Sache liegt bei Sr. Kurfürstlichen Gnaden, und der Erfolg wird erwartet. — Alle einheimische und fremde Lerer mögen sich vorzüglich den biedern Hrn. Prorektor merken. Ich werde es immer melden, welchen Einfluß Exjesuiten und Konsorten auf die hiesige Universität und anwendig zu erkennen geben muß (β). Sieht ihm die Kezzermacherei gleich? und, wer seine noch iezzige Lage kent — hat der Mann nötig Schleichwege zu gehen? —

Etwas ist an der Historie, die in diesem Briefe erzält wird. Daraus wird weder Hettersdorf, noch sonst iemand ein Geheimniß machen; und wenn aller Welt Schurken darüber die Zäne fletschen solten.

Es entstund vor kurzem hier das Gemurmel, als wenn Hr. Prof. Hofmann einige fer anstößige Meinungen in seinen Vorlesungen über die philosophische Geschichte geäusert habe.

Man ist hier one Schwärmerei, und one Kölerglauben entschlossen, die reine kristliche Moral in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten, und wird alles Geschreies und aller Burzelbäume der Zwerggenien ungeachtet, niemals zugeben, daß eine zügellose Afterphilosophie die

---

(β) Die Mainzer Monatsschriftsteller nennen sich auch freimütig. Andere hingegen glauben und halten sie für Zeloten.

dere Geschäfte, für welche der geistliche Pöbel gar nicht gemacht ist, haben, wie lange in Mainz noch Aberglauben, Dumheit, Eigennuz, Möncherei und Pfaffheit etwas vermögen.

Köpfe der Jugend schwindelnd mache.

Ausserdem erfodern gewisse delikate Umstände, die ein Vernünftiger an Ort und Stelle leicht einsehen kan, bei unserer erneuerten Universität dem allergeringsten Anlasse zu einer Gärung vorzubeugen.

Es gibt Zeiten, wo man auf einer hohen Schule das alberne Gewäsche eines einzelnen Lerers verachten, andere Zeiten, wo man dergleichen schlechterdings nicht dulden darf, wenn die beßten Anstalten in ihrer Geburt nicht sollen erstikt werden.

Hettersdorf sah es für seine Schuldigkeit an, den benanten Hrn. Professor wegen dieser, vieleicht verleumderischen Ausstreuung zur Rede zu stellen (γ).

Wer hat denn dem elenden Tropfe von Briefschreiber die Instruktion des Prorektors gewiesen, die er von unserem Kurfürsten wegen der Universität erhalten hat?

(γ) Warum nicht Aktenstükke publizirt; so wüßte das Publikum — Alles. Ich kan aber auch hieraus noch nicht ersehen, daß der Museumsbriefsteller pasquilirt habe.

und wie kan er behaupten, daß derselbe eigenmächtig und subordinazionswidrig gehandelt habe?

Es hieße vieleicht dem Schlukker zuviel Ere antun, wenn man ihn weitläufig widerlegen wolte; doch lassen wir dieses Hrn. Hettersdorf über, der unerachtet dieser Journalskatschereien indessen Rektor magnifikus geworden ist. Nun wieder zum Texte.

„Ich werde es immer melden, „welchen Einfluß Exjesuiten und „Konsorten auf die hiesige Univer„sität haben — wie lange in „Mainz noch Aberglauben, Dum„heit, Möncherei und Pfaffheit „etwas vermögen.“

So lautet der ser energische Schluß des ersten Pasquils. Ganz im Tone der Schlözerischen Urbanität! warum denn nicht die so harmonisch klingenden Ausdrükke Stupidität und Hildenbranderei angeflikt, damit die ganze Garderobe der Schlözerischen Kraftwörter ausgekramt wäre?

Aber hört, deutsche Journalsmacher und Modeskribler dieser Gattung! wir sind eurer Paknechts

und Salbaders Artigkeiten, und eurer Kernwörter: Jesuitismus, Hildebranderei, Möncherei, Pfaffheit ꝛc. (d) herzlich müde. Man hat diese litterärischen Hanswurstspäße eine Zeit lang mit angehört: aber warhaftig ist es Zeit, daß ihr diese Schlözerische Jakke und Pritsche wegleget (e). Nicht einmal der litterärische Pöbel, dem ihr anfangs gefielet, lacht mer. Doch noch einige Glossen darüber. Jesuitismus — ein Lieblingswort der Hrn. Schlözer und Nikolai. Diese können dabei noch etwas denken (ζ): es sind Köpfe. Aber, was denkt denn der Einfaltspinsel (η) dabei, von dem diese Exkremente eines schalen Wizzes herrüren.

Aberglauben, Dumheit, Möncherei, Pfaffheit — werden ver-

(d) Und wie der Sache; spricht Herr Nikolai.

(e) Warum? — Sollen wir etwa schwarz — weiß, und weiß — schwarz nennen? Das fodere kein erlicher Mann.

(ζ) Freilich denken sie dabei Etwas — gar Viel; aber andere Leute auch.

(η) Wär es das wirklich; so hätte ich mir nicht einmal die Mühe gegeben, ihm zu antworten.

mutlich Sinonima sein sollen? Der Skribler dieser Tölpereien ist allem Vermuten nach nicht ausser Mainz zu suchen, und dienet zum volkommenen Beweise, daß noch litterärischer Janhagel, der aber nicht zum geistlichen Stande gehört, hier zu finden seie. Vieleicht sind Geistliche das Werkzeug, wodurch auch dieser Janhagel, wenn es immer möglich, und derselbe nicht gar zu hartmäulig ist, mit der Zeit etwas schlachter werden kan.

Freund, Sie wissen, ich bin kein Mainzer, lebe aber jezt in Mainz, und habe es so ziemlich kennen lernen — habe aber auch protestantische Städte B... L... G... u. s. w. kennen lernen. Ich war nie gewont, aus kriechenden Absichten schwarz weiß, weiß schwarz zu nennen — und der Liebe zur Warheit und der Freiheit im Denken (S) das allergeringste aufzuopfern: ich habe die Summe von

---

(S) Hm! Sonderbar! die Erklärung von Freiheit im Denken möchte ich wol hören! Vor noch nicht gar langer Zeit hieß das Freiheit im Denken, wenn man dem Pabst ein bischen Infallibität abschwazte! —

Pedanterei, von Vorurteilen, von Dumheit, von Aberglauben, von Rohheit in Sitten u. s. w. überal genau kalkulirt — und ich habe die Ere zu versichern, die Mainzer haben nicht Ursache, klein von sich zu denken. Ich habe in B... und G... Auftritte erlebt (i), die ich daselbst nicht vermutet hätte — und die wir uns hier — im Mittelpunkte der Pfaffheit — (so beliebt es Hrn. Schlözer zu sprechen) nie verzeihen würden. Die Beweise bleibe ich Ihnen bis zu seiner Zeit schuldig. Für heute ists genug geplaudert. Nur noch eine Bemerkung, ehe sie mir ausfält.

Sie wissen, und es ist so ziemlich überal bekant, der gute Waser wurde durch Schlözern und sein Journal auf das Blutgerüste gebracht (x). In Mainz versteht man nun freilich mer Spaß, als in der Schweiz: aber ich fürchte doch, der Museumsbriefsudler spricht so

---

(i) Sie hätten besser getan, wenn sie Facta erzält hätten. Einmal für allemal Deklamazionen nüzzen nicht.

(x) Der Herr schwazt wie der Blinde von der Farbe. Hat er die Zürcher Akten gelesen? —

lange von seinen Neugierden und Pasquillen, und trägt solche im Busen herum, bis er geprelt wird (λ). — Dies wäre alsdann ein herlicher Stoff zu einer Schlözerischen Parentation mit Drekschuyteuwiz — vieleicht erleben wir noch so was (μ).

Der Ihrige.

II.

Frizlar
den 30. März 1784.

Unlängst starb hier in einem geistlichen Hause des Kollegiatstiftes ein weltlicher Bürger, der Frau und Kinder hinterließ. Das erzbischöfliche Kommissariat hieselbst fur eigenmächtige

II.

Mainz am 30sten November.

Ich wil mit möglichster Gelassenheit den Sünder zu skalpiren suchen, der aus einem gewönlichen Jurisdiktionskonflikte von gar keinem Belange (ν) Gelegenheit mit den Haren herbeischlept, der Mainzer Geistlichkeit im Holzhakkertone Grobheiten zu sagen, und dabei wie ein gratulirender Dorfschulmei-

---

(λ) Daß doch die Jesu Nachfolger an dem Unglükke aller Menschen soviel Freude haben.

(μ) Wollen's nicht hoffen. Geschähe es; so geschähe es doch blos durch gewisse Herrn, die den guten Friedrich Karl — hintergehen.

(ν) So! Wir denken aber von großem Belange. Sie sehen aber freilich alles, wie sie sich ausdrükken, mit einem ortodox-teologischen Mikroskop.

tig fort zu obsigniren, und zu inventiren, und wolte auch die Abteilung vornemen, als der hiesige Stadtrat durch Strafbefele der Kurfürstlich hohen Landesregierung zu Mainz genötigt ward, seine vernachläßigte Gerichtsbarkeit wirklich auszuüben, und zu Betätigung derselben Inventarium, Akten und Mobilien aus dem Sterbhause abholen zu lassen.

Dem Vernehmen nach bedrohet das Erzbischöfliche Generalvikariat zu Mainz, welches das hiesige Kommissariat vertrit, die Kurfürstliche hohe Landesregierung ster der Landesregierung den steifen Bükling macht.

Ohne sie mit der unbedeutenden Begebenheit lange aufzuhalten — Zu Frizlar stirbt in einem geistlichen Hause eine bürgerliche Person. Das Erzbischöfliche Kommissariat obsignirt: der Stadtrat sezt sich dawider, wird von der Mainzer Landesregierung unterstüzt: das Generalvikariat macht dagegen Vorstellungen, und äusert sich, es werde widrigenfals genötigt sein, andere Maßregeln gegen den gedachten Stadtrat zu ergreifen.

Diese lezteren Worte werden durch einen eids- und pflichtvergessenen (o) Menschen entweder aus dem Regierungs- oder Vikariatsprotokolle ausgeschrieben, in das deutsche Museum eingerükt, mit der dreisterlogenen Glosse, das Erzbischöfliche Generalvikariat habe die Kurfürstl. Landesregierung mit der Exkommunikation bedrohet (π);

(o) Warum denn pflichtvergessen? — Hat das Vikariat recht gehandelt; so darf es sich seiner Akten nicht schämen.

(π) Hätten sie die Vorstellung selbst gedrukt; so konten wir lesen. So werden sie doch wol nicht mer Glauben fo-

zu Mainz — Risum teneatis Amici — mit Exkommunikation und andern geistlichen Mitteln, wofern dieselbe dem Kommissariat zu Frizlar nicht hinreichende und eklatante Genugtuung wegen diesem Eingriffe in die geistliche Gerichtsbarkeit verschaft. Nach jenen Grundsäzzen zu urteilen, nach welchen das Erzbischöfliche Generalvikariat zu Mainz bei der ganz neuen Innovation der 17 Präbenden in 17 Kollegiatstiftern zum Behufe der Kurfürstlichen Universität zu Mainz bekantlich und dann sprudelt die schlammigte Ader der niederträchtigsten und pöbelhaftesten Schimpfwörter. „Das gegenwärtige Personale des Erzb. Generalvikariats zu Mainz — lauten seine Worte — besteht aus lauter teologisirten und mönchisirten Bauernbuben (ξ), von denen nichts vernünftiges zu erwarten steht.“

Wen honette Leute bei hellem lichtem Tage über die Straßen gehen, und von Lumpenvolke aus dem Dachfenster begossen werden; was ist da zu tun? — stehen zu bleiben, sich zu ärgern, Lärmen anzufangen, Genugtuung zu fodern? — ja, wenn es kein Lumpenpak wäre. Einem vernünftigen Manne entwischt bei einer solchen Gelegenheit vieleicht nur die Klage, daß schlechte Polizei in einer solchen Stadt sei; über das Lumpenpak selbst sich her zu machen, und Rache auszuüben, fält ihm nicht ein (ϱ).

---

dern, als der Museums Beischreiber? Sie sind beide Menschen. Jener Freund der Landesregierung; Sie Freund des Vikariats.

(ξ) Darüber habe schon meine Meinung gesagt.

(ϱ) Und doch sol es geschehen sein.

one alle Einmischung des römischen Stuls sich bemessen hat, so ist dasselbe mehr habsüchtig als aufgeklärt, indem es gegen den Stat und die weltliche Gewalt Dinge und Behauptungen sich herausnimt, welche zu Gregors VII und Bonifaz VIII Zeiten noch nicht sind nachgegeben, weder behauptet worden, indessen es gegen den römischen Stul ganz derbe zu Werke geht. Das gegenwärtige Personale des Erzbischöflichen Generalvikariats zu Mainz besteht aus lauter teologisirten und mönchisirten Bauernbuben, von denen nichts vernünftiges zu erwar-

Pasquillensudler hat es zu allen Zeiten gegeben. Es ist eine Narung für den Pöbel, und richtet im State an und für sich selbst wenig Unheil an. Ist die Sottise zu hoch aufgehängt, so tut man wol, wenn man sie näher vor die Augen der Zuschauer herunter läßt, damit sich ieder Faßelhans daran sat lesen, und beide Kinladen darüber müde raisonniren kan.

Aber, daß iezt kein Dikasteriumsprotokol in Deutschland mer sicher ist, von gewissen- und erlosen Schurken geplündert, verfälscht, und mit den schändlichsten Verdrehungen in die Journale eingerükt zu werden — Diese Horreurs sind neu, und gehören unter die ganz eigenen Verdienste, die sich manche Journalisten erwerben, wenn sie dergleichen Gesindel in Schuz, oder gar in Sold nemen, ihre Beutelschneidersprodukte begierig aufhaschen, und solche mit Kuplersunverschämtheit vor dem ganzen Publikum auskramen (σ).

(σ) Welche herrliche Deklamazion, und doch dabei Lob, one daß es der Herr selbst bedacht hat.

ten steht. Der Kurfürst vereinigt in seiner Person die doppelte Würde des ersten Kurfürsten des Reichs, und eines Erzbischofs der römischen Kirche, hat aber nur die einige Obljegenheit, und den einigen Landesväterlichen Willen, seine Untertanen glüklich zu machen. Von diesem Willen, von dieser Einsicht des Kurfürsten und von seiner Landesregierung, die so aufgeklärt und so standhaft ist, und welche aus so würdigen Mitgliedern besteht, welche mit dem Vikariatspöbel so ser kontrastirt, läßt sich erwarten, daß Hildenbranderei, Baumstolz und Originalpfaffenstükke nicht

Was für fatale Wirkungen können dergleichen öffentliche und in Schuz genommene Dikasteriumsdeprädationen nicht in Ansehung des ganzen Publikums und der respektiven Obrigkeit nach sich ziehen, von denen sich ein solcher Journalsklatscher nicht einmal einen Begrif machen kan?

Kan nicht mancher Statsbediente, der sonst gewont war, im Rate seines Fürsten frei von der Leber weg zu reden, dadurch schüchtern gemacht werden, und nur ein verschraubtes, nach dem Modetone verkandirtes Votum zu Protokol geben, weil er fürchten muß, um und neben sich Banditen sizzen zu haben, die ihn in der nächsten beßten Charteke nicht als den biedern, warheitsliebenden Mann, sondern als einen Gekken öffentlich paradiren lassen, blos weil sie die Knabenposse verstehen, der Warheit Schellen anzuhängen — und weil nicht ieder rechtschaffene Mann Stärke des Geistes genug besizt, über Polissonerien die Achsel zu zuk-

mer aufkommen, und daß die Farçe von Exkommunikation und andern geistlichen Mitteln in dem J. 1784 wenigstens in dem ersten Kurfürstentum des Reichs nicht mer werde vorgestelt werden.

ken, und seinen geraden Weg fort zu gehen (τ).

Freund, ich rede über diese Materie vieleicht zu emphatisch, aber — verzeihen Sie mir — ich rede aus eigener Erfahrung. Es thut wehe, wenn man in älteren und jüngeren Zeiten finden und hören muß, daß durch Zeitungsklatschereien zuweilen Patrioten in Heuchler (υ) verwandelt, Genie mishandelt, und mismütig gemacht, Strohmänner aber, und Lilliputgeschöpfe in der Litteratur mit Posaunentone lobgepriesen werden.

Ich merke, ich schreibe dunkel, bin aber heute zu gemächlich, Glossen über meinen eigenen Text zu machen. Ich habe noch ser vieles auf dem Herzen. Nächstens schwazzen wir weiter miteinander.

der Ihrige.

(τ) Gerade umgekert. Der Heuchler wird sich zu sprechen scheuen; es werden keine Ungerechtigkeiten begangen; ieder lieht die Warheit und verficht sie.

(υ) Nennen sie doch einen Patrioten! Allein vieleicht verstehen sie darunter blos ächte, ortodoxe, den Landesfürsten entgegenstrebende Männergen. Nun ia dann der Vorsicht Dank, wenn sie wenigstens nicht schaden können!

III.

Mainz
den 10 April 1784.

Der Kurfürst verwendet immer ungemein viel Geld auf die hiesige hohe Schule. Leider! haben alle diese Reichtümer den Erfolg nicht, welchen die Patrioten erwarten. Die bestbezalten Lerstüle werden immer Exjesuiten und Ignoranten, die schmeicheln können, zu Teile. Unser würdiger Kurator mit aller seiner Weisheit und Standhaftigkeit ist dem Uebel nicht gewachsen. Die niedern Schulen, welche unstreitig notwendiger sind, als die hohe Schule, indem sie die größte Anzal bilden müssen, und die Gerechtigkeit wiederfaren lassen

III.

Mainz den 3ten Dec. 1784.

Sie sind noch immer neugierig auf den Verfasser der Mainzer Einsendungen für das deutsche Museum. Unsere Glossenmacher wollen bemerkt haben, daß der hier eingerükte dritte Brief vom 10ten des Aprils 1784 S. 378 auf ziemlich kenbare Spuren füre. Die Ausdrükke: eine abgezirkelte hohe Schule, die niederen Schulen, das Erzbischöfliche Seminarium — Lieblingsgegenstände — die hier vorkommen, sollen den Aufschluß geben. Die Gränzlinien zwischen den niederen Schulen, dem Erzbischöflichen Seminarium, und — sollen schon lange einigen superklugen Raisonneurs den Mund zu weit aufgerissen haben. Doch was scheren uns solche Pursche ( )!

Im zweiten Punkte haben sie recht. Der Posaunenton bei einer ieden Anstalt fält ins Lächerliche, unerachtet man iedem Verdienste

(*) Nennen sie dieselben!

weiblichen Schulen bleiben ganz und gar vergessen. Das Erzbischöfliche Seminarium sucht seines gleichen — im Nichtstangen. Wie läßt sich also Aufklärung hoffen, wenn diese nicht durch alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zu gleicher Zeit fortschreitet? eine abgezirkelte hohe Schule one entsprechende niedere Schulen, Pfarrschulen und Mädchenschulen, und Schulen für Geistliche ist lediglich eine Sache der Ostentation.

muß. Allein wer kan die Skaramuzze mit den Pauschbakken, und mit ihren Klappern bei solchen Gelegenheiten abhalten, ihre Luftsprünge zu machen? Wer hält sich über das Geplapper solcher faden Kerle auf?

Der Plan der Mainzer Universität ist zwar nun gemacht, uud im Ganzen nicht übel geraten (x). Es kömt aber alles auf die Ausfürung und folglich auf die Männer an, die nach einem vorgeschriebenen Plane arbeiten sollen. — Einige derselben, die bei unserer hohen Schule angestelt sind, müssen ihnen vorlängst aus dem Rufe bekant sein; die übrigen werden sie noch kennen lernen. Den Karakter dieser Männer wider die Ungezogenheiten eines unreifen Gelbschnabels, wie der Museumsbriefschmierer einer ist, verteidigen wollen, hieße, sich

(x) Wenn sie so über die Produkte Ihres Landesvaters schwazzen, können sie es denn einem Journalisten verargen, wenn er eben so über die Verordnungen des Generalvikariats spricht? — Aber wir wissen schon, auf wen sie zielen.

zur Unzeit herablassen (ψ). Man sieht hier nicht auf den Rok, auf die Kapuzze — die einer ehedem getragen hat, oder noch trägt, sondern auf Geist, auf Talente, und ihre zwekmäßige Anwendung. Und das muß schon die Wahl des weisen Fürsten bei iedem unbefangenen Beobachter rechtfertigen.

Wir sind vieleicht erst nach mehreren Jaren im Stande, mit Zuverläßigkeit zu urteilen, ob die Mainzer hohe Schule unsern patriotischen Wünschen entsprechen werde. — Bis dahin wollen wir Gedult haben. Gewisse eingebildete Generalpachter der deutschen Wissenschaften und Künste werden es vor der Zeit an Orakelsprüchen nicht felen lassen; hoffentlich aber werden sie bei dem vernünftigen Publikum keine Sensazion erregen.

Ueber die Veränderungen des Mainzer niederen Schulwesens sind, wie über andere Gegenstände, unzälige Unwarheiten und Sottisen verbreitet worden. Man hat sich

---

(ψ) Aber auf ihn schimpfen, heißt — kein gutes Gewissen haben.

von hieraus die Mühe nicht genommen, sich im geringsten darüber aufzuhalten, vielweniger das Zeug zu widerlegen.

Unter Emerich Joseph wurde schon eine Pfarrschule, nämlich zu St. Quintin (ω) eingerichtet. Unter dem jezzigen Kurfürsten sind alle Schulen sowol in den Städten, als auch größtenteils auf dem Lande reformirt worden. Man verfärt dabei one Geräusche, one Prälerei. Anderswo würde sich die gute Fama darüber schwindsüchtig geblasen haben (ωω). — Ich sage nicht, daß alles iust vollkommen sei, es ist noch vieles zu tun, vieles zu verbessern. — Nennen sie mir eine deutsche Provinz, wo das Schulwesen keiner Verbesserung bedarf, wo man doch schon Jahrhunderte gearbeitet und reformirt hat.

Nun aber zur Sache, die für Geistliche die größte Aufmerksam-

---

(ω) Wo, wenn nicht irre, der Verfasser dieser Briefe sonst Pfarrer war. Doch weiß ich das nicht gewiß.

(ωω) Von Mainz aus bläßt sie aber doch monatlich und wöchentlich. Ist das noch nicht genug geblasen?

keit verdient. Der Kalumniant in dem deutschen Museum sucht mit einer einzigen Zeile das Mainzer Erzbischöfliche Seminarium völlig herab zu würdigen. Es ist mir daran gelegen, lieber Freund, daß ich sie in diesem Stükke auf andere Gedanken bringe. Jene Herabwürdigung verrät entweder die schändlichste Unwissenheit oder die vorsezlichste Bosheit.

Das Seminarium war der erste und vornemste Gegenstand der Bemühungen verschiedener unserer einsichtsvollen und preiswürdigsten Erzbischöfe. Es hat wirklich in einigem Betrachte eine ganz andere Verfassung erhalten, als die es in den vorigen Zeiten hatte. Es werden iezt alle Geistlichen ohne Unterschied, sowol aus Stiftern, als die sich der Selsorge widmen, darin gebildet. Sogar Ordensgeistliche, die sich mit Pfarrgeschäften abgeben wollen, müssen, nach der neuesten Verordnung, sich zu ienem Zwekke eine Zeitlang darin aufgehalten haben.

Die Urteile eines freidenkenden, um die Geistlichkeit unbekümmer-

ten litterärischen Stuzzers, eines modernen Afterphilosophen — dessen ganze Gelersamkeit aus einigen übelverdauten Brokken aus Bayle, Voltaire, der Enziklopädie ꝛc. besteht, und der, weil er über eine Opera comique zu plappern gelernet hat — auch über den Stat und die Kirche seine armselige Weisheit ausschütten wil — die Urteile solcher litterarischen Don Guichotte — und eines warhaft vernünftig und christlich denkenden Mannes über die Einrichtung eines Seminariums, worin iunge Geistliche hauptsächlich zur Selensorge erzogen werden, müssen notwendig ser verschieden ausfallen.

Ich bilde mir ein, wenn ein Fürst, dem die Aufrechthaltung der christlichen Religion und ihrer Prediger nicht sonderlich am Herzen läge, und der sich doch durch Reformazionen gern einen Namen machen wolte, wenn ein solcher Fürst etwa einem iungen Maulaffen, wie der Museumsbriefschreiber ist, den Auftrag erteilte, einen Plan zur besseren Einrichtung einer geistlichen Pflanzschule zu entwerfen —

Dies würde eine saubere Arbeit geben — Philosophie nach la Mettrie, Dogmatik über das Sisteme de la Nature, Moral über die Pucelle u. s. w. so viel die Studien betrift, zur praktischen geistlichen Lebensart, Fechten, Tanzen, auf den Ball gehen, Petitmaitre machen, Papilione haschen ꝛc. — Freund, es ist nichts so toll, worauf ein parfumirter Kirchenreformator, dergleichen an so vielen Orten Demschlands iezt herum gaukeln, nicht verfallen kan.

Es ist nichts ernsthafter, nichts wichtiger, nichts schwerer, als die gute und zwekmäßige Einrichtung eines Seminariums, worin iunge Geistlichen zur Selensorge sollen gebildet werden. Man erschrekt vor den Folgen, wenn desfals schiefe, zwekwidrige, unlautere Maasregeln ergriffen werden. Ich habe aber die Ere zu versichern: die Mainzer Kirche kan und wird durch die neuangelegte Pflanzschule ihrer künftigen Selensorger glüklich sein. Charlatanerie, flatterhafte Metode, Schöngeisterei, oder gar Yorikische Empfindelei — die heu-

rige Pest aller (ββ) Wissenschaften, ist nirgends gefärlicher als in der Teologie — weit gefärlicher sogar als Schulfüchserei und Pedanterei (γγ). Ein teologischer Pedant kan in seinem Amte ein ser brauchbarer Mann sein, aber ein teologischer Gek, der im Idyllentone predigt, ꝛc. Gott behüte eine kristliche Gemeinde vor einem solchen Tröster.

Alle Alumnen müssen akademisch frequentiren, und es hängt demnach ihre Befähigung und ihr Fortgang von Schritt zu Schritt von der guten Einrichtung des Universitätischen Unterrichts ab, welche doch von keinem unparteiischen Kenner wird getadelt werden. Die Vorsteher des Seminariums sind würdige und einsichtsvolle Männer, die nichts unterlassen, was zur ächten Bildung künftiger Selensorger dienen kan. — Die Hauptsache beruht darauf, ob die ganze Masse unserer Nation noch unverdorben

---

(ββ) Ei! Ei! Ob der Mann wol Yorik kent?

(γγ) Freilich, denn iene erwärmt das Herz — diese machen es kalt. Und daran ist der Hierarchie alles gelegen.

genug ist, taugliche Jünglinge zu liefern, die sich in Sitten und Wissenschaften bilden lassen. Was sind sonst die schönsten Einrichtungen, die vortreflichste Metode, die besten und geschiktesten Lehrer — wenn es an Subiekten fehlet — doch so tief sind wir noch nicht gesunken. Ich deklamire nicht gern wider verderbte Zeiten. Es ist so traurig, wenn man die Welt und die Menschen lieber von der bösen, als von der guten Seite betrachtet. Ich hoffe, Sie bald hier zu sehen: Sie sollen unsere neuen Anstalten, unsere Lerer, unsere Schulen, und wenn Sie wollen, auch unser Seminarium in der Nähe kennen lernen — und dann werden Sie mir gewiß verzeihen, daß mich der Schurke im deutschen Museum die malhonette Sprache gewisser deutscher Journalisten (ƒƒ) aus gerechtem Zorne (ɛɛ) hat sprechen lassen. In meinen Augen ist gewiß kein

---

(ƒƒ) Möchte doch den Journalisten kennen, der so gesprochen hat.

(ɛɛ) Oben wars ia der Mühe nicht wert, über das Lumpenvolk sich zu ärgern.

schändlicheres Spektakel, als wenn sich litterarische Klopffechter bei der Bürste fassen, und vor einem erbaren Publikum herum baxtern. Aber der erlichste Mann kan doch auch in die Noth geraten, sich mit Faustbüffen seiner Haut zu weren, wenn er von Grobianen so unsanft angepakt wird (ζζ).

Ich bin beinahe vest entschlossen, so ser es auch wider meine Natur ist, gewisse deutsche Unholde, die sich mit Matrosenartigkeit über uns Katoliken zuweilen lustig machen, von S. an bis auf W. (ηη) in aller Form zu überzeugen, daß es nicht schwer sei, allen Wolstand auf Seite zu sezzen, Späße, die sich nur der Abschaum des Pöbels erlaubt, anzubringen — und an Indiskrezion sie noch bei weitem zu übertreffen (ϑϑ). Man

---

(ζζ) Wer hat den Herrn Turin oder die Monatsschriftsteller angepakt. Es geschieht also wol alles im Namen des H. Hettersdorf, des Generalvikariats, des Erzbischöflichen Seminariums?

(ηη) Danke schön; recht schön!

(ϑϑ) Ihre Superiorität haben sie schon bewiesen, wir glauben es.

braucht nur die Chronique scandaleuse gewisser nordischer Universitäten und Journalsfabriken genau zu kennen, dann könte man das Publikum immer so gut divertiren, wie Hr. Kranz mit seiner Bokkiade.

Vieleicht warte ich nächstens mit etwas dergleichen auf. Bis dahin bin ich, wie allzeit,

der Ihrige.

Ich gestehe, daß der Verfasser der Briefe im Museum das Wort Bauernbub, das so ser wehe tat, hätte weglassen sollen, wenigstens ich würde es *nie* drukken lassen. Indeß ist so viel auch gewiß, daß es in Sachsen Niemanden auffiel, weil da das Personale des Generalvikariats nicht gekant war, bis man in Mainz darüber Lärm bließ und Genugtuung foderte. Ein geistlicher Rat hätte nur mit seines Namensunterschrift ins Museum (Herr Boin tat es gewiß) einen recht launigten Brief einrükken lassen sollen, und man vergaß nicht nur das Wort, sondern man verlachte auch den ersten Verfasser. Aber was denkt nun das Publikum?

Was die Sache Hettersdorf contra Hofmann; Frizlaer Kommissariat contra Stadtrat daselbst; Mainzer Gen. Vikariat contra Landesregierung betrift; so hätten die Herren die Akten sollen drukken lassen, und die Sache war entschieden. Sie gestehen selbst, daß an allen etwas sei;

nu so lassen sie die Acta drukken; so weiß das Publikum Alles. Um das Seminarium zu rechtfertigen; hätten sie nur die Verordnungen für dasselbe drukken lassen können, und so war das Publikum im Stande ein Urteil zu fällen. — Aber so weiß das Publikum nichts, als daß die Monatsschriftsteller eine Superiorität im Schimpfen haben.

Die von einem geistlichen Rate in Solidum an den Museumsbriefsteller gerichteten Fragen kan ich nicht beantworten; weil ich die Lage der Sachen nicht kenne, ich sehe aber nicht ein, wozu diese Antworten. Das Publikum weiß, daß es keine Schande sei, von gemeiner Herkunft abzustammen. Im Gegenteil es gereicht einem Manne zur Ere, der weder durch Reichtümer, noch durch angeerbtes Von, sondern durch eigenes Verdienst sich zu Erenstellen in die Höhe schwingt. Lassen sie also den Purschen reden, was er will. Der erliche Mann verliert durch Schimpfworte beim Publikum niemals, im Gegenteil er gewint. Was die Strafe betrift; so hören sie Cod. l. 9. T. 7. Si quis modestiæ nescius u. s. w. Wie das Wort teologisirt zu verstehen sei, das weiß ich nicht, vermutlich, daß die Herren sich zu ser in Teologie verliebt haben. Ob das Warheit sei, und ob Monachism im Vikariat herschekan durch nichts besseres erkent werden, als durch die Generalvikariatsverordnungen, welche die Monatsschriftsteller ediren. Der Briefsteller hat also nicht einmal nötig, darauf zu antworten. Die Verordnungen sprechen, das Publikum kan urteilen. Sind sie ihrer gerechten Sache bewußt, was verlieren sie beim Publikum? — Daß ein Regent zugleich fähige und unfähige Köpfe um sich herum

gehabt habe, beweißt die Geschichte; und die Behauptung des Briefstellers ist daher kein Paradoxon. Aber ob es war sei, das müssen ebenfals wieder die Verordnungen der Landesregierung und iene des Generalvikariats beweisen. Man findet derlei Verordnungen bei Schlözer, Goekingk, den Monatsschriftstellern, und im Zuschauer. Das Publikum urteile. Dieses ist immer in solchen Fällen kompetenter Richter. Ob die Mainzer Lerstüle gut oder nicht gut besezt seien, kan am beßten aus den Schriften der dasigen Professoren erkant werden. Das Publikum kan sie lesen und urteilen. Ob das Mainzer Seminarium im Nichtstaugen seines gleichen suche, kan am beßten daraus erkent werden, wenn die Monatsschriftsteller nach und nach in extenso die Instrukzionen für die Seminaristen u. s. w. drukken, und die Männer namhaft machen, die darin erzogen sind. Dann lese das Publikum und urteile. Und so wäre der große Streit one großen Spektakel glüklich geendigt gewesen, one daß Herr Ernst Xaver Turin Pfarrer zu St. Ignaz in Mainz, bekant schon durch gewisse Kreuzzüge unter dem höchstseligen Kurfürst Emmerich, und Verfasser der obigen Briefe, in die Verlegenheit gekommen wäre, sich und zugleich das aufgeklärte Mainz im Auslande zu prostituiren. Das Ausland hätte der Mainzer Bescheidenheit, und Politesse das gebürende Lob gesprochen, und den Briefsteller verachtet. Ich erinnere nochmals, um nicht misverstanden zu werden, daß ich dem Museumsbriefstel-ler keineswegs Recht gebe. Schimpfen taugt nichts, Deklamazionen wirken nicht, sondern Facta, unverfälschte, unverstümmelte Akten, wie es der gnädigste Kurfürst selbst wil, gedrukt; Dies allein ist Zwek der Publizität, dies

allein wirkt, nüzt. Da die Museumsbriefe schon längst algemein gelesen waren; so machte ich mich gewiß keiner fremden Sünde teilhaftig, daß ich sie neben die Turinischen Briefe, um den Kontrast, und die Superiorität im Schimpfen darzutun, hindrukken ließ.

S. 243. halten die Herren Monatsschriftsteller ein Lob- und Dankfest, daß es dem Allmächtigen Gott gefallen habe, sie von einem gefärlichen Feinde, den zu ihrem größten Leidwesen Deutschland schäzt und liebt, zu erlösen: und abortiren dabei schon wieder eine Lüge, wenn sie von Spandau munkeln. In einem der folgenden Hefte rükken sie das königl. Preuß. Reskript in extenso ein; der Leser sucht allenthalben das Spandau, findet es nicht, freut sich, kan aber nicht unterlassen, von den Monatsschriftstellern, fals sie nicht selbst vor dem Publikum als unerliche Journalisten erscheinen wollen, zu fodern, auch einmal zu wiederrufen, wie ieder erliche Journalist tut, wenn er unglüklicher Weise hintergangen worden ist. Daß es übrigens befremdlich sei, wie sie solche geheime Hofnachrichten publiziren dürfen, da sie doch bei der Publikazion eines Mainzer Aktenstükkes die Zähne fletschen, wie Satanas beim Gebet eines Heiligen (a), habe ich schon oft errinnert, mag's nicht tausendmal sagen. Zur Krone hönen sie noch einmal dem Werke der George, Josephe und Friedriche, nennen deutsche Preßfreiheit mit dem artigen Namen Pasquillenfreiheit, und bedenken nicht, daß gerade das pasquilli-

(a) Der Ausdruk ist nicht mein. Er gehört zum Teil den Monatsschriftstellern.

ren heiße, wenn man gefliſſentlich, und mit Vorſaz, um dem Beſchuldigten zu ſchaden, Lügen im Publikum verbreitet, und ſie nicht einmal wiederruft, wenn man auch die Sache beſſer weiß.

Zum Schluſſe des Hefts machen die Herren ſich ſelbſt das Kompliment. „Wir brechen hier ab, weil wir onehin „die vorgeſtekte Bogenzal abermal wegen Wichtigkeit der Materien — meine Herren in Berlin, Jena, Halle, Leipzig, Helmſtädt, Göttingen u. ſ. w. ziehen ſie als demütige Vererer der Untrüglichen die Hüte — überſchritten haben. Wir legen hier einen Beweiß unſrer Uneigennüzzigkeit — 'n ſelten Ding unter Geiſtlichen, eine Schwalbe mitten im Winter — vor Augen.

Die Herren ſind doch nie höflich, als gegen ſich ſelbſt. bravo. Das dritte Heft enthält zuerſt eine kommentirte Erzbiſchöfl. Mainziſche Errichtungsurkunde der Dompräbikatur. Wenn die Monatsſchriftſteller fortfären, dergleichen Urkunden dem Publikum mitzuteilen, dagegen aber auch nicht räſonnirten, wenn andre Journaliſten ebenfals ſolche Aktenſtükke und Urkunden mitteilten; ſo würden ſie die Liebe und Achtung des Publikums genieſen, und mit allen in Friede leben. Könte auch ihnen nicht iederman iu ihren Kritiken und Kommentarien Recht geben — welcher Menſch wird das fodern — ſo würde man ſie doch als Männer ſchäzzen, die nach ihrer Art, ihrem Siſtem Säzze verbreiteten. Man belerte ſie, ließ ſich wieder beleren, und ſo gewönne am Ende die Warheit. Und um dieſe ſol es doch dem Menſchen einzig und allein zu tun ſein.

Ich komme aber immer auf den Punkt zurük, daß sie durch die Publikazion einer ieden Urkunde beweisen, daß sie inkonsequent handeln, wenn sie die Publikazion ebenfalsiger Urkunden andern Journalisten vorwerfen, oder daß sie gestehen müssen, daß sie Organe der geistlichen Macht sind. Prätendiren sie, daß andre Journalisten nur verstümmelte Urkunden, sie hingegen blos ächte mitteilen; so müssen sie gestehen, daß sie sich entweder für untrüglich halten, oder daß sie in allen Dikasterien, deren Verordnungen sie mitteilen, besoldete und von ihnen eigends verpflichtete Mitglieder zu Korrespondenten haben. Sie müssen dann aber auch notwendig eingestehen, daß keine Urkunde pflichtwidrig mitgeteilt werde; oder sie erhalten ebenfals alle ihre Urkunden von Pflichtvergessenen.

Ueber die Vorwürfe, die sie dem Herrn Fürsten zu Fulda oder dem Konzipienten machen, habe ich mich schon oben erklärt, wohin ich also verweise.

Daß sie der wechselseitigen Toleranz im D. Reiche erwänen S. 264 u. f. ist löblich, daß sie die ehemalige Frankfurter Intoleranz tadeln, ist billig, (verzeihen sie uns aber auch, wann wir noch wirkliche katolische und unkatolische Intoleranz tadeln) daß sie aber dem Frankfurter Magistrat bei Gelegenheit, als er Mönchen den Zutrit zu Kranken nicht erlaubt, den Vorwurf machen, daß doch immer nichtsbedeutende Ausnamen und Klauseln bei Dingen gemacht werden, die für die protestantische Religionsverfassung ganz unschädlich seien, darin haben sie Unrecht, und wenn ich ihnen auch nicht geradezu Monachism Schuld geben wil;

so ist doch offenbar, daß sie die Sache in einem falschen Lichte sahen. Es ist allerdings für einen protestantischen Stat bedenklich, darin Mönche nisten zu lassen. Diese Herren samt und sonders haben eben so sonderbare Grundsäzze, als sonderbar ihre Kleidung ist, und diese wil manchen vernünftigen Leuten nun einmal eben so misfallen, als iene. Ich errinnere sie an den Brief des H. Erzbischofs von Salzburg. — Und hauptsächlich man sieht die guten Leutgen nicht gern in einem woleingerichteten State, weil sie für ihr Leben gern polemisiren, verkezzern, konvertiren, u. s. w. weil sie endlich gern, um mich biblisch auszudrükken, aus der Magd die Frau werden, und die Frau zum Hause hinauswerfen, was doch warlich in einem guten State platterdings nicht angeht, und wovon sie in ihrer Nachbarschaft ein lebendiges Beispiel finden können. Aber überdies, wenn es ihnen blos darum zu tun ist, daß die Katoliken in Beisein eines katolischen Priesters sterben, wenn sie keine Nebenabsichten haben, was kan ihnen denn daran gelegen sein, daß man in Frankfurt die Herren Mönche nicht haben wil. Ist etwa die Absoluzion eines Mönchs kräftiger als iene eines Weltpriesters?

Und noch eins: War denn der Einsender des Frankfurter S. Concl. auch ein Pflichtvergessener? — Wie beweisen sie uns die Aechtheit dieser Urkunde, besonders da sie als anonime Schriftsteller bei dem Publikum keinen fidem haben? — Es ist nur so eine Nebenfrage, weil sie andern Journalisten immer Vorwürfe machen, als ob diese gar keine ächte Urkunden publizirten.

S. 273. 274. 275. machen sie bei Gelegenheit der Trierschen Verordnung über die Einförmigkeit im Messelesen dem Mainzer Vikariat, wie sich versteht, das Kompliment, daß das schon 1779 geschehen, lassen ihren Wiz gegen Pabst und Ordensgenerale spielen, mit denen sie es allenthalben nicht gut meinen, weil die Herren neben ihnen auch herschen wollen, und beschließen endlich mit folgender überaus gelerten Anmerkung:

„Solte sich übrigens dieser besondere, bei einigen Ordensständen eingefürte, von der gemeinen liturgischen Ordnung im Okzident abweichende Gebrauch auf iene veraltete Meinung steifen, daß das wenige in den Kelch gegossene Wasser zuvor in Wein verwandelt, und durch die baldige Vermischung zu dieser Verwandlung Zeit gewonnen werden müsse; so ruhete er nach der heutigen Naturlere auf ser seichtem Grunde.“ Was sie uns da sagen! Als ob nicht überhaupt die Verwandlung des Weines in Blut auf ser seichtem Grunde nach ieder Naturlere beruhe. Misterien, die auf Glauben, nicht auf Ueberzeugung beruhen, dürfen nicht aus der Naturlere erklärt werden.

S. 276. eifern sie, wie sich versteht, für die Metropolitangerechtsame. Ob der Kaiser oder die Metropoliten hier Recht haben, das geht mich nichts an. Meine Meinung über die Landesherrliche Gerechtsame — die aber immer Privatmeinung bleibt, und daher niemals als beleidigend für Bischöfe angesehen werden darf, so wenig als Roths Vertheidigung der Gerechtsame Mainz contra Hessen — habe ich schon oben gesagt, und dahin verweise ich. Aber

eine Frage fält mir immer ein, wenn Bischöfe darüber rechten, ob sie oder ein andrer Bischof ein paar tausend Selen mer unter ihrem Stabe haben. Ich lege sie Ihnen zur Beantwortung vor — Wenn den Bischöfen sonst nichts, als das Heil der Selen am Herzen liegt; was kan ihnen daran gelegen sein, ob dieser oder iener Bischof das Heil der Selen beforge? Ja sezt nicht die Widersezlichkeit des Einen voraus, daß er Mistrauen in die Kräfte des andern sezze?

Ich erwarte von ihnen nicht, daß sie einwenden, und daraus folgern, es müsse also auch einem Fürsten, dem nur das Wol seiner Untertanen am Herzen liege, nichts daran gelegen sein, ob er oder ein andrer Fürst die Untertanen regiere; müsse also gutmütig sich Land und Leute abnemen lassen. Der Fall ist nicht der nämliche. Die Macht eines Stats, das Vermögen, sich gegen Feinde zu schüzzen, beruht grösstenteils auf der Anzal der Untergebenen. Der Fürst muß also auf die Erhaltung derselben bedacht sein, um den Stat in seiner Konsistenz gegen fremde Anfälle zu erhalten. Nicht so der Bischof. Da trägt die Anzal der Selen nichts dazu bei. Er hat keine bewafnete Feinde. Ja meiner Meinung nach könte ein Bischof nur um so mer auf das Heil der Selen seiner Pflegesöne sehen, ie kleiner die Herde ist. Es ist aber nur so die Meinung eines Laien; sie sind Gesalbte des Herrn, und mögen mich beleren.

Für die Mitteilung des Summariums über die Errichtung des Linzer Bißtums danken wir ihnen ergebenst,

nur können wir Unglaubige ihre eigentliche Absicht nicht erraten. Vieleicht sol es eine Vorschrift für die neumodischen Philosophen, Wizlinge, aufgeklärte Geister, oder eingedrungene Aufklärer sein! vieleicht Vorschrift für Sprachlerer!!!

Daß sie S. 282. 283. auf die Einschränkung der päbstlichen Legaten und Nunzien dringen, ist gar löblich. Fremde Mächte dürfen in keinem Falle Jurisdikzionen ausüben; dürfen gar keine Macht haben. Die Nunzien sind Gesandte eines geistlichen Fürsten und geniesen Gesandschaftsvorzüge, wie der Gesandte eines andern geistlichen Fürsten. Daß sie aber den Legaten alles entwenden wollen, um den Metropoliten alles zuzuteilen, kan der Landesherrlichen Macht nichts helfen. Sol einmal eine fremde Macht Gerechtsame in einem State ausüben, so kan es im Grunde dem Landesherrn eins sein, ob Titius oder Caius sie ausübe, und das beßte in dem Falle wäre, den zu wälen, welcher am geschmeidigsten ist. Aber ich denke, ich denke, die Nacht ist verscheucht, der Tag ist gekommen, und es ist Zeit daher vom Schlafe zu erwachen. Salus populi summa lex.

Für die Nachricht S. 289, daß der römische Hof aus politischen Ursachen den Zusammenkünften der Jansenisten in Rom durch die Finger sehe u. s. w. danken wir. Wie sich doch alles in der Welt ändert! der Primas solte sonst mit Luxaugen auf die Erhaltung der Einigkeit in der Lere sehen, und nun sieht er — selbst durch die Finger.

Sie machten sich oben am Schlusse des 2. Heftes über ihre Uneigennüzzigkeit und über die Wichtigkeit der Materien ein Kompliment. Hier vermisse ich beides. Die mitgeteilten italienischen Nachrichten sind unwichtig, sind Zeitungsnachrichten, die sie in der Folge noch einmal bestätigen oder wiederrufen müssen. Ums Himmels willen wie kan das unter geistliche Stats- und Religionsangelegenheiten gehören, daß drei Jünglinge von Madagaskar getauft wurden, daß Monsignor Braschi eine Kommende erhielt u. s. w. Ist ihr Journal blos für Deutschland, so gehören Nachrichten aus Italien nur in so fern hieher, als sie auf Deutschland Beziehung haben. Erstrekt sich die Sphäre ihres Journals weiter; so sind solche Nachrichten zu unwichtig; so müssen sie auch französische, spanische u. s. w. Religionsangelegenheiten berüren. Sie raffen zusammen, wo sie nur was bekommen, plündern den Wiener Kirchenboten, die italienischen Zeitungen u. s. w., und sind nicht einmal so erlich, die Quelle anzugeben. Wenn sie noch diese Zeitungsnachrichten aus der Petit hätten sezzen lassen, nicht zwischen drei und vier Zeilen immer eine grose Nummer sezten, und Plaz ließen, oder ihre Uneigennüzzigkeit nicht debätirten; so sagte ich kein Wort. Wollen sie wirklich uneigennüzzige Journalisten kennen lernen; so nennen sie das Journal von und für Deutschland, und die Statsanzeigen zur Hand.

Von S. 295 — 302. wird bei Gelegenheit des Kammerger. Urteils in Sachen Worms contra Fürstl. Leiningische Regierung von neuem die Sturmglokke gegen die Landesherrliche Macht geläutet. Sie rufen alle Bischöfe zu-

sammen, läuten aber gegen Kurpfalz vor dem Donnerwetter, und werden also warscheinlich die Landesherrn ebenfals aufmerksam machen. Ich habe mich oben schon über diesen Gegenstand erklärt, und beziehe mich darauf.

Unter den Rezensionen finde ich zuerst eine Anzeige der Pfeiferschen Schrift gegen Herrn Schlettwein. Eine Stelle in dieser Schrift, hat den Monatsschriftstellern so wol gefallen, daß sie solche ganz abschreiben, und sie haben wol nicht bedacht, daß diese eben so wol gegen Ordinariate u. s. w. angewendet werden könne. Wie wenn iemand mit den eignen Worten des Herrn von Pfeifers S. 304. sagte: „Wir räumen zwar den Monatsschriftstellern gern ein, daß Ordinariate an und für sich selbst „keine ungerechte Verfassung sind, allein wir zweifeln, „daß sie der Aufhebung unfähig sind. Was Menschen „stiften, können auch Menschen aufheben. Alle Ordinariate sind mit Bewilligung der Landesregierungen (etwa „auch der Päbste) gestiftet und privilegirt worden, folglich „können auch Landesregierungen und etwa Päbste diese „Verfassung einschränken und aufheben, wenn sie dergleichen Verfassung nicht mer nötig, oder dem algemeinen „Beßten (Salus populi summa lex) nach der verminderten „Lage der Umstände, nachteilig finden. Es ist also verwegen, die Regenten und Päbste, Kaiserl. Mai. u. s. w. „der Ungerechtigkeit zu beschuldigen, weil sie die Ordinariate zu beschränken für gut und nötig befinden, one „vorher der Mainzer Monatsschriftsteller Konsenz erbeten „zu haben.“

Sie werden sagen, die geistliche Gerichtsbarkeit ist von Gott? Wo war sie denn aber in den ersten Jarhunderten? Sagen nicht die Klöster das nämliche? — Sie gründet sich auf Verträge? Können nicht Klöster das nämliche anfüren? Ich bin deshalb der Meinung gewiß nicht entgegen, daß Klöster aufgehoben werden müssen. Allein über das Vermögen derselben entsteht doch immer die Frage: Ob nicht nach positiven und natürlichen Rechten, nach der gesunden Vernunft und Billigkeit die natürlichen Erben der Stifter, oder Bereicherer der Klöster, fals dergleichen noch vorhanden, gegründete Ansprüche auf das Vermögen machen können? Ob nicht die Arme, denen bekantlich selbst nach kirchlichen Gesezzen ein Teil der Klostergüter gehört, besonders auch etwas fodern dürfen? Ob nicht wenigstens iene natürliche Erben samt den Armen ein Wort über die Verwendung mitzusprechen haben? Ob nicht wenigstens iene Mönche, die ihre iugendlichen Freuden opferten, sich in Klostermauern einschlossen, nun in der Welt kein Vergnügen finden, nun also doppelt elend werden, begeren dürfen, daß man sie bis an ihren Tod im ruhigen Besizze des Klosters lasse? — Selbst Iselin war dieser Meinung, und noch immer sind diese Fragen, meines Erachtens, nicht philosophisch genug auseinander gesezt.

Von Seite 306—314. erhalten die Herren Hober, Scheidel und Rieß, wie sich versteht, tiefe Bücklinge. Ich bin so glüklich nicht, diese Schriften zu besizzen, wil also auf das Jenaische und Berliner Urteil — zwei fer kompetente Richter — warten; so wie darauf, ob das dem

Herrn Schulz über seine Briefe aus Mainz gemachte Gegenkompliment so ganz one höfische Schmeichelei abgefaßt sei.

Die Leser werden sich entsinnen, daß oben die Monatsschriftsteller bei Gelegenheit der in der hallischen Zeitung geäuserten Furcht, behaupteten: dies habe ein Mainzer Feind getan; izt da sie in der hallischen Zeitung einiges Lob erhalten; schreiben sie das nicht mer einem Mainzer, sondern einem würklichen hallischen Rezensenten zu. Die Herren scheinen also hier zu verraten, daß sie glauben, sie können one Vorurteil und Leidenschaft im Auslande gar nicht getadelt werden, das könne nur ein Mainzer Feind; sobald sie aber in etwas gelobt werden, so hat das ein unparteiischer Rezensent getan, und die Herren schnappen nach dem erwischten Lobe, wie der Geizhals nach dem — Golde.

Herr Wekhrlin bekomt wegen seines im grauen Unheuer aufgestelten Gesprächs zwischen Graf Firmian und Bellarmin, wo er das Salus populi summa lex gar nicht nach dem Monatsschriftstellerischen Appetit ausdent, einen derben Verweiß, und wird deshalb zum Hobbesianer und Machiavellisten gemacht. Ob die Herren wol den Hobbes und Machiavell gelesen haben? — Wol nicht; denn sonst müßten sie wissen, daß iene uns zwar aus den geistlichen Fesseln erlösen, dafür aber in Fürstlich-despotische schmieden wolten; das erstere wollen freilich Firmian, Wekhrlin und andere brave Deutschen, aber dem andern arbeiten sie gewiß alle entgegen.

S. 337. machen die Herrn Monatsschriftsteller den Mainzer gelerten Anzeigen ein Kompliment. Wozu die Umschweife. Wars nicht genug, wenn sie sagten: es kömt auch in Mainz eine Anzeige von gelerten Sachen heraus. So wars gut. Aber was sol das Publikum ihre Komplimente bezalen? Es wänt aus dem wechselseitigen Komplimentiren eine gewisse Uebereinstimmung der Herausgeber von dieser und von tenen, meint gar die Herren samt und sonders seien vna eademque persona. Sagen sie das Buch ist da, und damit gut. Wozu Lob und Tadel? Das Publikum kan keinen fidem beimessen, und findet es troz ihrer Remonstranz gegen H. P. Engel S. 338. lächerlich, und wenns noch hundert andere gelerte Zeitungen täten.

Im 4. Hefte teilen die Monatsschriftsteller eine Kurfürstlich-Mainzische Verordnung, die Dispensazionen für merere Benefizien, die Permutazionen und Resignationen betreffend, mit, und schikken derselben eine Abhandlung über diese 3 Gegenstände vorher. Daß die Herren gegen die Pluralität der Benefizien eifern, ist löblich; daß sie gegen die in Rom eingeschlichene Misbräuche ihre Meinung sagen, wird ihnen Niemand verargen, und daß es auch Fälle geben könne, wo ein verdienstvoller Mann merere Pfründen oder Benefizien genießen dürfe, kan auch sein. Allein wenn sie das blos auf niedern Klerus ausdenen, von den Bischöfen hingegen meinen, daß das eine ganz andere Sache sei, indem diese als Fürsten merern Aufwand machen, folglich merere Einkünfte haben müssen; so wird nicht iederman ihrer Meinung sein. Ich wil mich nicht auf Apostеln und erste Bischöfe berufen. Die Zeiten und

Umstände haben sich geändert, und wir müssen uns ebenfals nach ihnen richten. Allein es gibt unmittelbare Reichsgrafen, ia Reichsfürsten, die bei weitem nicht die Einkünfte des ärmsten deutschen Reichsbischofs haben, wenn man dabei in Anschlag bringt, daß die erstern insgemein Familie haben, zum teil starke Apanage zalen müssen. Wie machen es diese Herren? Wie macht es überhaupt ieder Hausvater, ieder Statsbediente? Er schränkt seinen Aufwand nach seinem Einkommen ein. Warum sol das der Bischof nicht auch müssen? Warum wil der geistliche Minister u. s. w. mer Einkommen haben, als der weltliche Statsdiener? Haben beide nur einige tausend Gulden Einkommen; so solten beide nur so viel Aufwand machen. Verdient der geistliche oder weltliche mer Einkommen; so gebe man ihm eine bessere Stelle. Es ist bekant, daß esser einträgliche Pfründen gibt, deren sich in weltlichen Staten auch der erste Minister (wenn er gerecht sein wil) nicht zu erfreuen hat. Was die Bischöfe insbesondere betrift; so kan ich mich immer der Meinung nicht erweren, daß die Kirche Gottes unendlich durch die Verkleinerung der Bißtümer gewinnen dürfte. Dann könte der Hirt erst recht seine Herde weiden, die er izt oft ihrer Größe wegen nicht übersehen kan.

Sie haben Recht, daß man das Einkommen auf Häller, und Kreuzer nicht berechnen könne, und daß Prudenz hier alles bestimmen müsse. Es muß allerdings iedem Geistlichen von oben bis unten erlaubt sein — die engbrüstigen (S. 341.) Teologen mögen auch sagen, was sie wollen — einen mäßigen Aufwand zu machen, ia

auch eine gewisse Pracht sehen zu lassen. Wenn aber geistliche Herren ihre Pfründen nur vermeren lassen, um desto mer Quinze oder Vingt-un spielen, desto reichere Livreen geben, desto splendidere Mobilien sich anschaffen, desto mer traktiren, kurz um, einen desto größeren Herren spielen, und alle Freuden dieser Welt — erlaubt oder unerlaubt, das gilt gleich, heimlich oder öffentlich, ie nachdem die Umstände sind — genießen zu können; und wenn sie dann noch dabei diese oder iene Präsentgen annemen, dabei stolz, hochmütig, hoffärtig sind — verdienen diese doppelte Pfründen? — Verdienen diese die Vermerung ihres Gehalts? Sie werden mit mir gewiß — Nein antworten. Und doch erzälen Reisende, wenn sie aus katolischen Gegenden zurükkommen, daß es wirklich solche Fälle gebe, und daß nicht allenthalben Würdweine und Seligmanne geistliche Vorsteher seien, die ihren Ruf ihrem kristlichen Wandel, ihrer Gelersamkeit, ihrer Menschenliebe, ihrer Herablassung, kurz, ihrer ächten Ausübung des bischöflichen Amtes zu verdanken haben. Ich habe ihnen hier ein algemeines Gerücht bekant gemacht. Zwar selbst Katolik, aber doch nie in Gegenden, wo es mit allerlei Arten von Geistlichen überschwemt ist; kan ich weder die Warheit, noch Falschheit dieses Gerüchtes, das ich so oft im Algemeinen hören mußte, bestätigen. Indessen glaubte ich es Ihnen sagen zu müssen. Sie haben nun Gelegenheit, es zu widerlegen, oder fals wirklich dergleichen Schandflekke des geistlichen Standes existirten, die dem gesamten geistlichen Stande durch ihre Taten noch weit mer lästerten als Semei dem David; so habe ich zu Ihnen das gerechte Zutrauen, daß sie dieselben mit Vor-

und Zunamen in ihrer Monatsschrift nennen, die schlechten Taten desselben erzälen, und so der gerechten Verachtung des Publikums preiß geben werden. Sie können versichert sein, daß ich mich gewiß recht herzlich freuen werde, wenn solche Gerüchte, die eben, weil sie blos von Mund zu Mund, von Land zu Land gehen, um so gefärlicher sind, als wenn sie wirklich gedrukt wären, widerlegt, und dem deutschen Publikum gezeigt wird, daß es solche geistliche Misgeburten nicht gebe.

Gegen die gemeinen Brevirbeter, die den ganzen Tag sonst nichts tun, als ein Paar Stunden blos pro forma psalliren, und die Zwischenzeit mit einer Bouteille Wein, auf ihrem Faulbette, wenns weit köint, bei ihrem Nelkenflor, wol gar, nicht eben in den beßten Geselschaften, zubringen, eifern sie mit sehr starken Ausdrükken. Ich kan Ihnen diese Ausdrükke gar nicht verdenken. Es muß einem erlichen Manne warm ums Herze werden, wenn er sieht, daß solche Taugenichtse in Sausen und Brausen ihre Tage veriubeln, wol gar noch so impertinent sind, über saure Arbeit und schlechtes Einkommen zu wimmern, und dabei die Menge Armen bemerkt, die darbt, und den geistlichen Buben umsonst anspricht, dabei sieht, wie der verdienstvolle Mann Tag und Nacht fürs Wol des Vaterlands verschwizt, darbt, und wegen geringen Einkommens wol gar noch aus Patriotismus Schulden machen muß, muß, und seine Familie am Bettelstabe oder dem State zum Füttern hinterlassen muß. Wer sol da nicht gegen solche Taugenichtse eifern. Mich wundert aber bei diesem ihrem lobenswürdigen Eifer, daß sie es so hoch auf-

nemen, wenn ein Protestant dagegen eifert. Wer in aller Welt hat denn etwas gegen den rechtschaffenen Geistlichen gesagt, der die Pflichten seines Amtes erfült, der dem kleinen Häufchen, welchem er vorgesezt ist, mit gutem Beispiel vorgeht, und das Volk in Tugend, Rechtschaffenheit und Liebe des Menschen unterrichtet? Gewiß Niemand, als der, welcher, weil er selbst keine Tugend kent, gern zu seiner eignen Rechtfertigung alle Menschen lasterhaft haben möchte. Solche Spötter lassen sie reden. Das Publikum kent sie, verachtet, verlacht sie, und sie können kein Unheil anrichten. Ueberhaupt müssen sie sich den Unterschied zwischen Geistlichen (waren, glühenden Eiferern für Tugend, Rechtschaffenheit, kurz Kristusreligion) und Pfaffen merken, die blos vom Himmel schwazzen, immer aber nach der Erde greifen, die durch falsche Andachten und tausend heilige Spiegelfechtereien den armen Landmann und den gemeinen Bürger rein ausplündern, die nichts leren, als was ihr Eigennuz fodert u. s. w. Sobald ein erlicher Mann gegen Pfaffen loszieht, schreien sie gleich, man wolle den geistlichen Stand, die ganze Religion ausrotten. Nicht doch. Jeder vernünftige Mann erkent, daß es Männer geben müsse, die das Volk unterrichten, zur Tugend ermanen, ihm mit Rat an die Hand gehen u. s. w. Wer wird dagegen eifern? — Aber von den Pfaffen — dieser Pest des States — wil man den Stat gesäubert haben, und können sie diesen Wunsch einem erlichen Bürger verdenken?

Dem Pabste machen sie übrigens in dieser Abhandlung keine sonderliche Komplimente. Sie zeigen hier die

Finanzoperazionen, die Beutelschneidereien, die Lügen (S. die Anmerk. S. 363.) die Pfiffe und Ränke der Römer mit einer Offenherzigkeit, die den Namen Freimütigkeit verdienen würde, wenn man nicht wüßte, daß ihre Absicht sei, diesem Oberhaupte das Status in Statu zu nemen, um nur einem andern Oberhaupte des nämlichen Status im Statu desto mer zuteilen zu können. Diese Absichten machen sie bei dem Publikum verdächtig, daß sie nicht aus reinen patriotischen Absichten, sondern aus Eigennuz schreiben. Sie mögen übrigens selbst zusehen, wie sie sich gegen die Tiare verteidigen, und verhindern können, daß ihre Monatsschrift nicht in den index komme. Erlauben sie nur künftig andern Schriftstellern, auch von den Finanzoperazionen, den Beutelschneidereien, den Pfiffen, Lügen und Ränken der Römer zu seiner Zeit ein Wörtgen zu reden.

Bei dem mitgeteilten Auszuge der Fürst-Speierschen Verfügung wegen der Oesterlichen Kommunion kann ich mich nicht enthalten, einige Gedanken zu äußern, von denen ich nicht gewiß weiß, ob sie ganz nach ächt katolischem Sinne sind oder nicht. Ich glaube indeß gewiß blos Belerung, nicht Verkezzerung zu verdienen.

Der angeordnete öftere gemeinschaftliche Genuß des Liebesmals hatte keine andere Absicht, als daß wir zu dieser Zeit unsre zeitlichen Höhen und Würden vergessen, uns blos als Brüder, als Menschen kennen lernen solten. Der Erste Statsbürger und der niedrigste Untertan, der oberste Selenhirt und der gemeinste Laie waren sich da gleich.

Sobald sich die Kristen vermerten, sobald die kristliche Religion zum Trone gelangte, hörte dieses auf; es entstand bloser Genuß der konsekrirten Hostie, die zwar auch noch gemeinschaftlich, aber doch nicht aus iener ersten Absicht mer genossen wurde. Auch dieses verschwand nach und nach, nur in Klöstern blieb am grünen Donnerstage der gemeinschaftliche Genuß; sonst lauft ieder katolische Krist in eine Messe, hört diese andächtig an, läuft zum Altar, empfängt die Hostie, und — geht nach Hause wie er gekommen war. Der erste Endzwek findet also bei Katoliken gar nicht, bei Luteranern etwas mer, bei Reformirten noch mer, und in den Klöstern am grünen Donnerstage am meisten, aber doch nicht ganz nach der ersten löblichen Einrichtung Statt. In den ersten Zeiten konte es also von Nuzzen sein, die lauen Kristen daran zu errinnern, an diesem gemeinschaftlichen Liebesmale Teil zu nemen. Durch eben diesen Genuß mußte Bruderhaß erstikken, und Brüderliebe erwachen. Erlaubte gemeinschaftliche Frölichkeit entstieg den Herzen der Teilnemer, und ieder erkente in dem andern nur seinen Bruder. Es war damals Mittel zur Besserung, zur geistigen Genesung, statt daß es iezt blos Stärkung des Gebesserten ist. Wäre dieses gemeinschaftliche Mal noch eingefürt; so fände ich nichts löblicher, als die Kristen anzuhalten, daran Teil zu nemen. Aber izt, welchen Nuzzen, welchen Zwek können solche Errinnerungen, oder wol gar Zwangsgesezze und Strafen haben? Der Andächtige, der schon Gebesserte genießt ohnehin. Der Gottlose? — wird durch Zwangsgesezze nicht gebessert, geht also ungebessert zum Abendmal. Ueberdies ist es unmöglich, daß alle Gotlose zu einer bestimten Zeit insgesamt gebessert wer-

den solten. Es ist daher gewiß zweklos, zu verordnen, daß alle Katoliken zu Ostern kommuniziren sollen. Wäre dies Gebot algemein, hieß es: ieder Katolik sol iärlich einmal zum Abendmal gehen, one dabei eine 4 wöchentliche oder noch kürzere Zeit zu bestimmen; so könte es dann eher von Nuzzen sein, aber so gewiß nicht im geringsten. Und dann woher hat denn die Kirche das Recht, den Gottlosen um Geld oder Wachs zu strafen, wenn er zu Ostern das Abendmal nicht genießt? Sol das Abendmal Zeichen der Teilnemung am katolischen Glauben, Beweiß der Anhänglichkeit und Beharrlichkeit im Glauben sein; so steht der Kirche nichts zu, als zu erklären, daß dieser, der das Abendmal unterlassen, sich nicht mer zur katolischen Religion bekenne. Diese Ausschließung, wenn sie nur nicht den geringsten Einfluß auf das bürgerliche Leben hat, könt der Kirche zu, ia ich gebe auch zu, daß sie den Rükkerenden mit einer Kirchenbuße belegen könne, aber Geld- und Wachsstrafen sind nicht Mittel zur Besserung, können folglich von der Kirche, die blos leren und überzeugen sol, nicht verhängt werden. —

Unter den geistlichen Statsangelegenheiten liefern sie wieder römische Zeitungsnachrichten, wovon die N. 1—6 und 10 — 13 höchst unbedeutend, für deutsche Leser ganz unbrauchbar sind. Hätten sie statt dieser überflüßigen Nummern, die den Leser weder weiser, noch klüger, noch besser machen, iene Vorbereitungsversamlung ausfürlich beschrieben; hätten sie da etwa dieses oder ienes Akteustük publizirt; so würde das ihnen der Leser danken.

Daß S. Päbstliche Heiligkeit (S. 380) die Votanten in einer ihn betreffenden Streitigkeit wissen wolten, und deshalb in dem gewönlichen Eide des Stillschweigens dispensirten — ob das wol ein Pabst kan? — macht dem Pabste keine Ere. Monarchen, wenn sie mit Privatpersonen rechten, werden selbst zur Privatperson, und haben keine Vorzüge. Sie müssen den Rechten ihren Lauf lassen, und sie werden sich entsinnen, was der große Friedrich vor einigen Jaren über diesen Punkt sagte.

Auf der nämlichen Seite zeigen Sie Sich als iesuitische Bonmotisten, da sie den Namen des Herrn Cacciapiati mit Schüsseljäger übersezzen. Wozu solche läppische Dinge? Kan Herr Cacciapiati was dazu, daß sein Vater so hieß? Es ist läppisch, und iesuitisch mit Worten zu spielen.

Daß sie bei dieser Nachricht von der Bestimmung eines Nunzius nach München die Metropolitenglokke läuten, versteht sich von selbst.

Endlich sind sie so erlich, auch die Quellen anzuzeigen, woher sie seither diese und iene Nachricht namen, und scheinen es Pabst Pius dem sechsten übel zu nemen, daß er mit dem Kaiser Joseph in so gutem Vernemen steht. Wir kennen schon die Ursachen, die sie wünschen machen, daß dieses Vernemen nicht so groß sein möchte. Gestehen sie nur aufrichtig, daß Eigennuz durchaus ihnen die Feder füre.

S. 387 rükken die Monatsschriftsteller eine Rezension aus der periodischen Schrift über Gottesdienst und Religionslere der Oesterr. Staten ein. Wenn auch die Monatsschriftsteller die Quellen nicht angezeigt hätten; so würde doch ieder Leser gleich erkennen, daß diese Rezension nicht auf Monatsschriftstellerischem Boden gewachsen sei. Denn wo könten es diese Herren über das Herz bringen, zu gestehen, daß Gelübde nur so lange verbindlich seien, als der Landesherr es wolle? Wie könten sie dazu raten, die armen unglüklichen Schlachtopfer einer iugendlichen Schwärmerei oder älterlichen Zwanges von den Gelübden zu befreien? — Wie könten sie sagen: Wehe denen, welche Menschen Glükseligkeit hindern? Wie sagen, (one sich selbst ein Dementi zu geben, oder zu bekennen, daß sie falsche Weise und unächte Kristen seien) wie sagen, der ware Weise, der ächte Krist ist kein Sektirer, eifert nie, schmäht keinen? — Vermutlich haben sie auch, um anzuzeigen, daß sie anders zu rezensiren gewont seien, diese Rezension nicht unter die Rubrik Rezensionen; sondern unter Religions- und geistliche Statsangelegenheiten gebracht. Wie er hieher gehört, möchte ich sonst wol wissen. — Der unter den Rechtsfällen angefürte Prozeß über die Ungültigkeit der Ehe zwischen dem Fürsten Sulkowsky und der Prinzessin Dziantynska scheint lediglich deshalb eingerükt zu sein, um uns zu beweisen, daß die polnische Eheprozesse in Rom entschieden werden, welches wirklich für den Philosophen etwas unbegreiflich ist, da es die Polen wol näher haben könten. Warum eifern sie auch nicht hierüber? — Oben sagten sie ia, daß die Römer in einer so großen Entfernung unmöglich die

Sache so gut einsehen könten, als die nähern Bischöfe. Warum können es denn hier die Römer? — Der Herr von Linden erhält für seine Verteidigung der Monatsschriftstellerischen Grundsäzze, wie sich das gebürt, sein Lob, und wird dabei ermuntert, ferner in der Verteidigung derselben, in diesen erzgotlosen Zeiten, fortzufaren, welches ihm Niemand weren wird.

In der Note a) S. 404 halten die Monatsschriftsteller ein Lob- und Dankfest, daß das Kais. Reichs Kammergericht seine neuen Grundsäzze zuerst gegen Kurmainz angewendet habe, weil dadurch alle deutsche Bischöfe aufgemuntert werden würden, sich solchem Ansinnen, wodurch die Bischöfe auf einmal von ihren alten Gerechtsamen verdrungen werden solten, zu widersezzen. Durch diese Note und durch iene S. 406, durch welche die Monatsschriftsteller nicht undeutlich zu verstehen geben, daß auch den hohen Domstiftern eine geistliche Visitazion bevorstehe, und diese nicht von dem Kurfürsten selbst, sondern von einem neuen von Wallenburch in Geselschaft anderer Volusius und Birnbek unternommen werden dürfte, verraten diese Herrn, daß sie aus den Akten und dem Kabinete schwazzen.

Ueber die Visitazions- und Prokurazionsgebüren hat sich ein vortreflicher Sachkundiger ser bescheiden in einer eignen Schrift erklärt, die sie in der Folge auch anfüren, wohin ich also verweise.

S. 411 preißen sie die mäßigen Prokurazionsgebüren im Erzstifte Mainz. Die Nonnenklöster in Erfurt, die

wärend der höchsten Anwesenheit des Kurfürsten visitirt, besser möchte ich sagen, geängstiget wurden — denn es ist bekant, was für sonderbare Fragen der Herr Visitator tat, auch daß mancher Nonne das Köpfgen verrükt wurde, besonders im St. Martins Kloster — diese also wollen eben die Visitazionsgebüren nicht mäßig nennen. — Der Herr Visitator schmaußte in der Stadt herum, war im Gefolge des gnädigsten Kurfürsten, hatte seinen Gehalt, seine Diäten; schikte aber doch noch ein Laus Deo von 80 und mereren Gulden an die dortigen Klöster, welches die gewiß nicht reichen, kaum hinlänglichen Unterhalt habenden, die Schwere des siebenjährigen Krieges (welches doch auch in Anschlag hätte kommen sollen) noch so ser empfindenden, und wegen Wegname eines zwar unerlaubten, aber zu ihrer Sustentazion fast notwendigen Narungszweiges (des Bierschankes) nur noch ärmer gewordenen Gemeinheiten gar ser drükte. Die Nonnen würden gewiß dem Herrn Visitator Logis und Kost ꝛc. lieber gegeben haben, als so viel Geld, das in drei Tagen eine weltliche Kommission doch so geschwind nicht verdient. Erlaubt es der Plaz im Zuschauer; so warte ich nächstens mit alten und neuen Visitationsakten und Liquidazionen auf. — Bei solchen Dingen fält mir immer ein, ob nicht auch noch Visitationsakten und Liquidazionen von den Apostеln und den ersten Kristenlerern vorhanden seien? Sie würden sonderlich kontrastiren; besonders bei Paulus, der von seiner Hände Arbeit lebte. Was wol Bonifaz für solche Visitazionen nam? — In alten Zeiten, wo Bischöfe und Priester von dem Almosen der Kristen lebten, gieng das wol an; aber izt, da Bischöfe und Priester reicher sind als gemeine Kristen, sol-

ten sie meines Erachtens, da sie onehin überflüßigen Unterhalt haben, ihre Pflicht umsonst tun.

Die Monatsschriftsteller, welche einmal für alle Sottisen in der Kristenheit als Ritter sich darstellen, verteidigen — argwönend daß so etwas nicht one Rüge geschehen würde — Mülleri dissertatio theologica de ortu, vero Religionis systemate, progressu, statuque hodierno *Secta* unitariæ seu Socinianæ, ac de prono e *Secta* protestantium ad illam transitu. Sie interpretiren autentice oder doctrinaliter? — Müller neme das Wort Secta wie Scipio, Tertullian, Prudentius; nicht wie es im westphälischen Frieden genommen werde. Ein teologischer Klopffechter kan in der Regel freilich vieleicht weder den Livius, noch den westphälischen Frieden verstehen; doch nimt man gemeiniglich die Sache nach dem Stande dessen, der spricht, nach der Bedeutung des Wortes in izzigen Zeiten. So wollen die Herren nicht Pfaffen heissen, wiewolen das Wort noch zu Anfange des 16. Jarhunderts, wie Urkunden beweisen, als Ehrenwort von Katoliken selbst gebraucht wird, und die Benennung verschiedener Straßen u. s. w. als Pfaffengasse, Pfaffenteich, Pfaffenloch u. s. w. dieses dartut. Da nun einmal bei uns die Worte Secta und Hæreticus synomyna sind; so hätte Müller durchaus nicht an einem so feierlichen Tage eines so gehässigen Ausdruks sich bedienen sollen. Wozu einen solchen Ausdruk, wenn man einen andern hat? Ich möchte doch sehen, wie diese Herren sich geberden würden, wenn ein Protestant schrieb: dissertatio de ortu &c. Sectæ *Atheistarum* ac de prono e *Secta* Catholicorum ad illam transitu. Die fran-

zösische Litterärgeschichte beweißt dieses häufig; so wie im Gegenteil die englische, daß diese eher Bekenner der reinen Vernunftreligion, iene eher Atheisten (dies Wort in der weitläuftigsten Bedeutung genommen) werden. Die teologische Wut, mit der dieser Neomerzianer über die Sozinianer herfält, Semler, und hauptsächlich die A. D. Bibliotek der Sozinianischen Irtümer bezüchtigt, und wider die Bekenner der Vernunftreligion sein Gift ausgeifert, qualifizirt ihn völlig zum Großinquisitor in Spanien. Was er hier gegen Sozinianer tut, würde er in Spanien gegen Protestanten tun. Wer seine Toleranz nur auf gewisse Religionsparteien einschränkt, nicht ieden one Unterschied, er mag glauben, was er wil, wenn er nur ein braver Bürger ist, geduldet haben wil, wer noch immer von allein seligmachender Kirche und Warheit schwazt, wer die superfeine Distinkzion von Haß der Sache, und Liebe des Bekenners noch annimt; der kent die ächten Grundsäzze der Toleranz noch nicht, der sieht Toleranz für Gnade, nicht für Pflicht des Stats an, der ist intolerant. In der Tat hätte Herr Müller nur ein halbes Jarhundert früher in Spanien leben dürfen, und er würde dem Teufel manchen protestantischen Körper gebraten haben, um seine Sele zu retten. Der Mann lese Eberhards Apologie des Sokrates, und lerne da die ächten Grundsäzze der Toleranz kennen, von denen man, troz aller Reformazionen, in den meisten katolischen Staten noch keine waren Begriffe hat. So lange man sich blos damit begnügt, die onehin im ganzen Reiche tolerirten Religionsparteien mit dem Bürgerrechte zu begnadigen — und was ist denn in den katolischen Staten mer geschehen? — so lange ist man blos gnädig,

nicht tolerant. Wir erkennen auch diese Gnade, wünschen aber doch, daß man nicht stehen bleiben möchte.

Diesem Manne nun, den die Herausgeber hätten zurechtweisen, dessen verkrüppelten Verstand sie hätten kurieren sollen, machen die so ser sich tolerant preißende Herren einen tiefen Bükling, und empfelen dieses zur Intoleranz wenigstens fürende Schriftlein besonders den Anfängern (natürlich, damit die Intoleranz ia nicht versiege). Dieses Lob wird noch verdächtiger, wenn man dem Rufe trauen darf, daß eben der hochgerümte Herr Müller einer der eifrigsten Mitarbeiter an der Monatsschrift selbst sei. Und was nun endlich den hochgepriesenen reinen, körnigten, lateinischen Stil betrift — Ohe iam satis est! — Ein Primaner von einer sächsischen Fürstenschule, dem ich dieses Produkt one Titel als ein Denkmal katolischer Toleranz gab, fragte mich, ob der Verfasser auch schon in Prima säße? und ich glaubte das Latein eines Schülers des erwürdigen Petri Canisij S. J. oder Gretseri oder sonst eines berümten iesuitischen Latinisten zu lesen.

Bei Gelegenheit der ser gründlichen Fuldaer Gegenerrinnerung gegen oben Heft 3, wo die Herren ihre Perfifla-ge gegen den Herrn Fürst von Fulda anbrachten, eifern sie noch einmal gegen die Selbstliebe (a), erklären, daß sie

---

(a) Von Selbstliebe wollen die Herren wenig wissen, wer das Wort Menschenliebe im Munde fürt, der ist verdächtig; eheliche Liebe, kindliche Liebe dürfen die Herren nicht kennen; Warheitsliebe lassen sie gar nicht

nichts verzwiktes haben sagen wollen, daß sie derlei Bemerkungen blos aus Liebe zur Warheit, und one alle Absicht, Jemand zu beleidigen, machen, und gestehen (wol zum ersten und leztenmale aus Respekt gegen den Herrn Fürsten) daß viele Dinge einem Pro und Contra unterworfen seien. Diese Erklärung befremdet in dem Munde solcher Menschen, welche weder Pabst, noch Kaiser und Fürsten schonen, und einen unerschöpflichen Vorrat von eignen Schimpf- und Lästerformeln und Worten ausgekramt haben. Die Monatsschriftsteller geben aber auch hier wieder den Journalisten ein artiges Mittelgen an die Hand, sich vor Angriffen zu salviren, sie dürfen nur sagen, man habe nichts verzwiktes sagen wollen, man schreibe aus Liebe zur Warheit, habe keine Absicht Jemand zu beleidigen u. s. w.

Am Schlusse des Heftes debütiren die Herren wieder, daß sie aus Mangel an Raum nicht alles versprochene haben einrükken können, und nächstdem daß sie oben einen halben Bogen mit römischen uninteressanten Zeitungsnachrichten vollgeklext haben; so teilen sie nun auch S. 426 die Nachricht mit, daß ein Konsistorium zu Rom solle gehalten werden, und S. 427, daß dieses Konsistorum wirklich gehalten worden; und nennen eine Menge neue Bischöfe

---

blikken — So wissen wol dieselben von sonst nichts als Selbsthaß (wenns nur möglich wäre), Menschenhaß, ehelichen und kindlichen Haß, Warheitshaß, Rezzerhaß. — Vortreflich! das heißt doch Jesum nachgeamt!!!

und Kardinäle, die wol den Zeitungsleser, nicht den Leser einer periodischen Schrift interessiren können. Dem deutschen Manne kan es ganz eins sein, ob Cajus oder Titius Kardinäle geworden sind. Als weltlicher Hof betrachtet spielt der oberbischöfliche zu Rom eine zu kleine Rolle, als daß seine Minister uns interessiren solten, und als geistlicher Hof geht er uns samt seinen geistlichen Ministern nichts an. Wie gehört also dieser Artikel in ihr Journal, und unter Religions- und geistliche Statsangelegenheiten? Das nämliche gilt von N. 8. Ueberhaupt schreibt man aus algemein gelesenen fliegenden Blättern, wie die Wiener Kirchenzeitung ist, nicht aus, fürt höchstens, wenn die Nachricht durchaus in das Journal gehört, sie ganz kurz an, und läßt sie enge zusammendrukken, wenn man für uneigennüzzig passiren wil. Wie werden sie nun vollends erst ausschreiben, wenn das Giornale ecclesiastico di Roma erscheint.

Durch ihr Räsonnement über die geistlichen Exerzizien, daß nämlich ieder Mensch, besonders ieder Geistliche verbunden sei, zuweilen eine Prüfung seines innern Selenzustandes ꝛc. vorzunemen, zeigen sie, daß sie die waren Grundsäzze der Moral noch nicht kennen. Seinen Verstand zu berichtigen, die Grundsäzze der Tugend sich einzuprägen ist die Pflicht des Menschen für sein ganzes Leben; und er ist nicht nur verbunden, dieses zuweilen zu tun; aber nach seinen Ueberzeugungen zu handeln, dieses ist die Pflicht des gegenwärtigen Augenbliks. In diesem Verstande macht der moralische Mensch in iedem Augenblikke seines Lebens Exerzizien. Er überdenkt die Folgen einer ieden Handlung, und dieses Ueberdenken macht ihn klüger. Zu fodern, daß der Mensch

sich iärlich 8 — 10 Tage lange von allen zeitlichen Geschäften entferne, blos singe, bete, betrachte, Gewissen erforsche, Generalbeicht ablege u. s. w. ist zum wenigsten — iesuitische Torheit und Alfanzerei. Wer nicht unter Menschen, mitten unter seinen Geschäften moralisch gut ist, wer nicht stäts nach Ueberzeugung handelt, (mer kan man vom erlichen Manne nicht fodern) der wird in ienen 10 Tagen zwar ein unschädlicher Mensch sein, aber nie ein moralisch guter Mensch werden; wir müßten denn mit ihnen die Märchen vom Ignazius und seinen frommen exerzirenden Sönen glauben, oder annemen, daß ein Saltus in rerum natura möglich sei.

S. 429. wollen sie sowol Katoliken als Protestanten einen Begrif von der eigentlichen Lere der Mutterkirche von den Ablässen beibringen. Der Protestant liest eifrig die Note durch, und findet — daß die Kirche die Gewalt habe, Ablässe zu erteilen, daß die Ablässe unsern Selen heilsam seien, und daß derjenige anatematizirt sei, der das nicht glaubt. Ist nun der Protestant klüger als vorher? Was ist denn Ablaß? — Davon steht kein Wörtgen in der Note. Ich wil diese Auslassung suppliren. In den ersten Zeiten der eifrigen Kristen mußten öffentliche Sünder auch öffentliche Kirchenbuße tun. Man wußte damals noch nichts von Nachlassungen ienseitiger Strafen, sondern die Remissio, die Reconciliatio cum ecclesia, von der blos die Rede war, konte blos durch öffentliche Kirchenbuße erlangt werden. Die Kristen wurden lauer, und diese Remissio und Reconciliatio wurde um bare

Goldgulden verkauft. Nun eröfnete sich den Mönchspfaffen eine ergiebige Quelle des Reichtums. Sie denten diese Strafen auch auf das Ewige aus, erstrekten die Gewalt des Nachlasses auch dahin, und aus der Reconciliatio cum ecclesia ward Reconciliatio cum Deo. Nun entstanden eine Menge Abläße — volkommene — hundertjärige — hunderttägige u. s. w. Die Laien mußten diese bezalen, und die Mendikantenpfaffen wurden Generalpachter dieser neuen römischen Finanzquelle. Diese Mendikanten giengen gegen den Sinn der Kirche, vieleicht auch gegen die Meinung des Pabstes, noch weiter, sie ließen nicht nur begangene Sünden nach, sondern erteilten auch Ablaß — läugnen sie es nicht — für künftige Sünden (a), bis durch die Eifersucht zweier Orden über die Generalpacht dieser Finanz die glükliche Reformazion, von der sich eigentlich Denk- und Gewissensfreiheit herschreibt, veranlaßt wurde. Der Wan, als ob man für künftige Sünden Ablaß haben könne, ist nun zwar unter Katoliken so ziemlich verschwun-

---

(a) Es scheint unbegreiflich und ist doch nicht minder war, wovon Dezel dieser lezte Generalpachter eine unangeneme Erfahrung machen mußte. Er hatte seine Bourique an der Nikolaikirche zu Berlin aufgeschlagen. Ein feiner Spizbube kaufte sich einen Ablaß, um eine beträchtliche Summe stelen zu dürfen. Dezel gieng mit seinem gespikten Sekkel nach Potsdam. Im Walde zwischen diesen beiden Städten pakte ihn der Spizbube an, foderte die Summe, für welche er Ablaß hatte, und als Dezel nicht wolte; ihn an Sünde errinnerte u. s. w. so zeigte derselbe seinen Ablaßzeddel, und Dezel mußte geben.

den, allein der verderbliche Glaube, daß man für begangene läßliche Sünden auch die Strafen des Fegfeuers auslöschen, und sogar volkommenen Nachlaß für alle nicht ewige Strafen ienseit des Grabes erhalten könne, ist noch wirklich — mit oder gegen den Sinn der Kirche weiß ich nicht, aber gewiß (a) nach dem Sinne der Päbste — gäng und gäbe. Daß diese Lere notwendig Sittenverderbniß nach sich ziehen müsse, und notwendig noch mer nach sich ziehen würde, wenn nicht iede Untugend ihre natürlichen schlimmen Folgen mit sich fürte, ist so unbezweifelt war, daß ieder aufmerksame Reisende dieses gewiß bei der gemeinen Volksklasse bemerken wird.

S. 435. wänen die Monatsschriftsteller, die Reform des gewöhnlichen Brevirs sei ein blos bischöfliches Werk. Wenn nun aber die Bischöfe einsehen, daß das Brevir einer Reform bedürfe, und denn doch nicht reformiren? — So tue es der Landesherr. Die Monatsschriftsteller haben hier weislich das Wort Befelen, dessen sich der Kaiser bedient, nicht groß drukken lassen; nämlich damit der Leser darüber hinweghüpfe und den Widerspruch in der Monatsschrift nicht bemerke, da die Herren oben meinten, der Kaiser eröfne nur seine Wünsche und Willensmeinung dem Konsistorium. —

Im fünften Hefte liefern sie zuerst eine trefliche Kurtrierische Verordnung, die Abstellung der Prozessionen, Waldfarten und Misbräuche bei den Bittgängen betref-

(a) Ich errinnere blos an das sacrosanctæ & individuæ &c.

fend Durch die vorhergedrukte Vorerrinnerung verraten sie ihren Monachism, der zwar nicht so grob ist, wie iener im 12. Jarhundert, doch aber gewiß die nachteiligsten Folgen hat. Sie widersprechen sich endlich selbst, wenn man dieses mit ienem vergleicht, was sie oben über Goekingk wegen der Walltürer Waldfart sagten. Es ist Monachism, Dinge, die nach dem eignen Geständnisse nicht zu dem Wesentlichen der Religion gehören, notwendig aber oder doch gröβtenteils die schlimsten Folgen in Hinsicht auf Sitten und Religion mit sich füren, wie z. B. die Waldfarten, zu verteidigen, zwar deren Einschränkung, aber doch deren eingeschränkte Fortsezzung zu empfelen, und nicht zur gänzlichen Abschaffung derselben, wodurch Religion nichts verliert, sondern vielmer gewint, anzuraten. Es ist Monachism, von Juden und schwärmerischen Heiden-Philosophen auf uns fortgeerbte Lere, daß Gott durch Leiden, durch Fasten, Singen und Beten versönt werden könte. Diese Gott enterende Begriffe müssen in unsern aufgeklärten Zeiten vertilgt werden, wo die Moral durch die Bemühung der treflichsten Männer so viel Zusäzze und Berichtigungen erhalten hat. Unsere Vergehungen, unsere Feler, unsere Verbrechen werden ewige Folgen haben, ewig Spuren zurüklassen, daß sie da gewesen sind, aber eben so unsere Tugenden. Wir sind nicht im Stande diese Folgen durch Beichte, Beten, Leiden u. s. w. ganz auszutilgen, und nur durch merere gute Handlungen, durch Reue und Besserung, können wir bewirken, daß iene böβe Folgen von diesen guten dereinst überwogen werden. Dieses ist die Lere der gesunden Vernunft, welche uns aufrichtet, wenn wir gefallen sind, und aufmuntert, einen

rechtschaffenen tugendhaften Lebenswandel zu füren. Sagen sie selbst, ob nicht der Begrif von Gott blos von irdischen Monarchen abstrahirt ist, wenn sie glauben können, daß dieser Gott an dreitägigen Qualen der Menschen Vergnügen finden, dieser Qualen wegen Sünden vergeben könne? Zu welcher Sittenlosigkeit muß nicht notwendig dieser Glaube füren? Wenn ich mir versprechen darf, durch Glauben, Reue, Buße u. s. w. Verzeihung meiner Sünden zu erhalten, so muß dieses notwendig für den sinlichen Menschen Auffoderung sein, ferner in seinen Lüsten fortzuschwelgen. Wenn aber der Mensch überzeugt ist, daß er durch kein anderes Mittel, als durch Tugend die ewigen stätsbleibenden Folgen der Sünde überwiegen kan; so muß er notwendig stäts auf Besserung, auf Tugendwandel bedacht sein. Und nun gehen sie in das Detail der nicht wesentlichen Stükke der katolischen Religion, beobachten sie dabei nicht blos bei dem Vornemen, sondern hauptsächlich bei dem Geringen die Folgen dieser Lere, vergleichen sie die Sittenlosigkeit der Katoliken mit der Sittenlosigkeit der Protestanten, Paris und Wien, mit London und Berlin und Dreßden, und wenn sie dann noch zur Beibehaltung solcher nicht wesentlichen Dinge raten; so verraten sie deutlich, daß nicht Liebe zur Warheit und Tugend, sondern Nebenabsichten, Finanzoperazionen ihnen die Feder füren, kurz, daß sie die erklärtesten Patronen des Monachism sind.

Sie gestehen selbst, daß in den ersten drei Jarhunderten solcher Firlefanz nicht existirt habe. Und doch waren die Kristen gerade damals die tugendhaftesten. Warum

rät man also zur Beibehaltung solcher Dinge, die weder von Jesu, noch den Aposteln, noch den ersten Vätern empfolen werden?

Sie raten zwar S. 448, daß die Waldfarten u. s. w. genau untersucht, und wenigstens zum teil eingestelt werden. Warum aber zum teil? In Walltürn, in Maria Einsidl, im Plain, bei der heil. Anna Abends in Köln, wird eben so viel Unfug getrieben, als bei den trierischen springenden oder tanzenden Heiligen. Sie müssen alle abgeschaft werden, so wie die Flurprozessionen u. s. w. Und da dieses nicht geschieht, finden da die Worte Karlmanns im Conc. 742. apud Liptinas nicht Statt?

Bei dem Kaiserl. Zirkulare, in Betref der Resignazion der doppelten Bißtümer, Pfarreien u. s. w., welches durch die Oesterreichische Regierung, nicht durch das Konsistorium, bekant gemacht wird, haben die Monatsschriftsteller vergessen, die Ordinariatsgerechtsame zu salviren; oder sind das auch nur Wünsche und Willensmeinungen? Die Monatsschriftsteller benuzzen die Gelegenheit, da sie das Verbot der Eybelschen Schrift von den Ohrenbeichten publiziren, die mit Zensur und unter den Augen des gesamten katolischen Oesterreichischen Klerus gedrukt und frei verkauft wurde, und noch wird, gegen die kein Bischof, ongeachtet das Buch schon lange gelesen und hinlänglich bekant war, ein Wort sagte, bis Rom und die Monatsschriftsteller daran erinnerten, sie benuzzen diese Gelegenheit, der Mainzer Zensur ein untertäniges Kompliment zu machen, dem Wiener Bücherzensurkollegium eine

herbe Lekzion zu lesen, und den Pabst in einer vieleicht eben so heterodoxen Note zurecht zu weisen. Ueber den Inhalt der Eybelschen Schrift selbst sage ich nichts; allein was sol das Verbot helfen? Das Buch war schon in vielen Händen, war schon häufig gelesen, ia durch das Verbot selbst werden noch manche, die das Buch sonst vieleicht niemals in die Hände genommen hätten, gereizt, es zu überdenken. Was hätte man also tun sollen? — Widerlegen, oder fals es Warheit enthielt, der Warheit, troz aller entgegengesezten Vorteile, ein Opfer bringen. Verbote zeugen allezeit von einem Mistrauen in eigene Kräfte, sind allezeit Beweiß, daß man die Stärke des Schriftstellers fühle, beweisen allezeit, daß man zu der Weissagung seines Meisters: die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen — ein schlechtes Zutrauen habe. Daß Kaiser und Päbste und Bischöfe Bücher verboten haben, tut nichts zur Sache. Besizstand kan niemals Beweiß vom Rechte und vom Nuzzen abgeben. Und überdieß, wer liest denn Eybels Schrift? Wer las Isenbiehls Emmanuel? Der gemeine Mann? — So wissen sie warhaftig wenig von der Litteratur, wenn sie das glauben. Der Vornehme? kan durch solche Bücher weder irre gemacht, noch besser, noch schlimmer werden, kauft sich das Buch vieleicht erst dann, wenn es verboten ist. Als das Verbot der Isenbiehlschen Schrift erschien, waren zwei oder drei Exemplare in Erfurt, fast gar nicht bekant, und nur wenige kenten Isenbiehl dem Namen nach. Nun erschien das Verbot, jedermann war begierig das Buch zu kennen. Nur ein Exemplar war noch in den Händen eines Protestanten, und dieser versicherte mich, daß es von

Hand zu Hand gegangen sei. Die meisten Prediger traten auf die Kanzel, anathematizirten Isenbiehl, und der gemeine Mann stuzte, lauschte, fragte: Wer ist denn der? Worüber ist denn der Lärm? Möchte doch das Buch auch sehen. P. H. trat auf die Domkanzel, anathematizirte, und bedieute sich folgender Floskeln: „Ihr Hausväter durchsucht das ganze Hauß, alle Winkel der Zimmer, die Taschen und Rökke, die Pulte eurer Söne, ihr Mütter fragt eure Töchter, und so fort per inductionem aller Stände — daß das verfluchte Buch in keines Hand mer sei. Ihr werdet ewig, ewig verdamt.“ — Niemand hatte das Buch.

Vorher wußte man von Isenbiehl wenig oder nichts, nun wolte ieder etwas davon wissen. Isenbiehl wäre nur unter der gelerten Klasse bekant geworden, wenn man ihn statt zu verbieten, widerlegt hätte. So gings auch bei Eybel. Widerlegung ist das einzige Mittel, gefärliche Bücher unschädlich zu machen.

Nun liefern die Monatsschriftsteller wieder einen Viertelbogen römische, für Deutsche uninteressante Zeitungsnachrichten. Ich habe schon errinnert; sol das Journal sich auch auserhalb Deutschlands erstrekken; so müssen nur die wichtigsten französischen, italienischen u. s. w. Nachrichten aufgenommen werden. Allein die Herren wollen sich dadurch ein Ansehen, ein Gewicht geben, als ob sie große Korrespondenz hätten. Wir kennen die Quellen; warum zeigen sie solche nicht an. Der M. d. F. schreibt ihnen treulich aus der römischen Zeitung ab, wenn sie solche etwa nicht selbst halten.

S. 465. bringen die Monatsschriftsteller bei Gelegenheit, da sie der Einfürung des neuen Katechismus erwänen, welcher nach ihrem eignen Geständniß gut und richtig ist, ihr so beliebtes erwünschlich von der Oesterr. Regierung wieder bei, und meinen, die Einfürung eines Katechismus gehöre blos für den Bischof. Sie verraten aus Akten und Protokollen, „daß das Wormser Vikariat dieses einseitige Verfaren als einen offenbaren Eingrif in die „unläugbare, in dem algemeinen Kirchenrechte beßtgegründete Diözesanrechte angesehen — Sie verraten weiter, daß das Wormser Vikariat endlich nachgegeben," und schließen mit folgenden Worten: „Wir unseres Ortes „können nicht begreifen, warum es der Aufklärung und „Verbesserung des kristlichen Unterrichtes zuträglicher „sein solle, wenn von Gegenständen dieser Art der Ein„fluß einer höheren (doch wol nicht höher als die Landesregierung?) kompetenten (das ist eben die Frage, die der Kaiser durch sein Verfaren verneinend entschieden hat) geistlichen Behörde durch gesuchte Politik (das dürfte one Anathema von Vikariaten Niemand sagen) ausgeschlossen wird: welches notwendig die untergeordnete Geistlichkeit in Verlegenheit sezzen (so lange die geistliche Macht in einem andern souveränen State selbst Mitsouverän sein wil; so werden notwendig solche Kriege entstehen — also die Mitsouveräne aufgehoben) und den einfältigen Kristen mistrauisch machen muß; (Warum mistrauisch? Hat die Landesregierung nicht so viel fidem, als ein Vikariat, oder ist das leztere infallibel?) Wir sind begierig, die Wundertaten dieses allerneuesten, sich immer mer entwikkelnden Kirchenrechtes aus seinen Folgen

kennen zu lernen. Ich wil sie mit den Wundertaten dieses allerneuesten Kirchenrechtes (wenn es nur erst ganz ausgeübt wird) bekant machen. „Liebe und Treu wer„den sich entgegen wandeln, und Gerechtigkeit und „Friede sich küssen; die Treue wird aus der Erde auf„blühn, und Gerechtigkeit vom Himmel herabblikken, „der Ewige wird uns das Gute geben, und unser Erd„reich ihre Gewächse bringen. Die Gerechtigkeit wird, „sichres Schrittes, auf ihrem Pfade vor sich hingehen. „Alle Völker auf Erden werden seine Wege erkennen, „und seine Hülfe. Staten werden dir huldigen o Gott! „alle Staten werden dir huldigen. Nazionen werden „sich freuen und iauchzen, daß die Staten gerecht ge„richtet, und regiert werden auf Erden. Alle Völker „werden ihm huldigen, und Gott, unser Gott wird „uns segnen. Gott wird uns segnen, und alle Welt „wird den Algütigen lieben. Die Welt wird frölich „sein, sie wird vor dem Herrn frolokken und wonne„volle Tage volbringen.“ (a)

Aber solte denn wirklich der Landesherr das Recht nicht haben, seinen Mitbürgern ein Unterrichtungsbuch in die Hände zu geben? Haben seine Zensurkollegien nicht etwa ebensoviel Einsicht, als bischöfliche Vikariate? —

(a) Ich habe die vortrefliche Mendelssohnsche Uebersezzung nicht bei der Hand; glaube aber doch so ziemlich seine Worte, so viel mir errinnerlich, beibehalten zu haben. Wenigstens wolte ich es, da ich keine bessere Uebersezzung kenne.

In beiden sind Menschen!!! Und kan der Bischof keine Vorstellung machen, fals nicht zur Tugend fürende Grundsäzze in einem Volksbuche enthalten wären? — Und wenn nun gar unser Bischof nicht von selbst Hand anleget, und die verderblichen Katechismen hinwegschaft, kan dann der Landesherr dieses nicht mit noch größerem Rechte? —

Nachdem uns die Herren Monatsschriftsteller wieder mit einigen von ihnen so genanten höchstwichtigen, für uns aber höchst unwichtigen Nachrichten für unser bares Geld regalirt, und die große Neuigkeit mitgeteilt haben, daß die Maltheser in München eine würdige Simplizität in den Kirchenzierraten nicht aus gutem Eifer, sondern, wie es scheine, mer aus Sparsämkeit (— woher wissen denn das die Herren, daß sie es so one alles Bedenken in die Welt hineinschreiben?) eingefürt haben; so beleren sie uns diese hochweise und tiefgelerte Herren Tit. pl. daß unser Büsching samt allen Geographikern und Reisenbeschreibern eine derbe Lüge dem Publikum aufhefteten, wenn sie behaupten, daß das gesamte Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen bisher einzig und allein der evangelisch-luterischen Religion zugetan sei. Die Herren sagen uns also in einer Note, daß inkompetente Reformatoren (wodurch sie doch notwendig, fals sie das Fürstentum katolisch glaubten, den Fürsten oder das Vikariat verstehen mußten) in diesem nagelneuen katolischen Fürstentume eine Redukzion mit der Segensprechung mit dem Venerabile vorgenommen, und diese Herren gar nicht verstünden, was sie reformiren wolten. Nachdem der Heft erschienen, und

die Herren ihren Schnizzer sahen; so lassen sie sich durch die treugehorsamste Mainzer Anzeige folgendermaßen entschuldigen:

„Die Herren Herausgeber der M. S. von geistlichen „Sachen errinnern bei der S. 469 von einem ihrer Mit„arbeiter (a) beigefügten Note, daß man die dortige Ver„ordnung von einem etwa alda üblichen katolischen Privat„gottesdienste (b) genommen habe, dergleichen denn we„nigstens ehemals gewönlich gewesen sein sol (c). Solte „sie aber einen andern Sinn haben, und von protestanti„schem Gottesdienste zu verstehen sein (d), wie wir vielmer „glauben, so hört diese Anmerkung von selbst auf.“

Die Monatsschriftsteller selbst wollen diese Ignoranz Heft 6. S. 601. folgendermaßen entschuldigen:

„Die Nachricht von Sondershaußen ist aus dem Wie„ner Kirchenboten, da dieser sich hauptsächlich (e) mit ka-

---

(a) Sie schreiben Wir, und wo das Wir steht, müssen alle Mitarbeiter lesen, müssen alle für den Mann stehen. Sonst könte sich der Herausgeber bei vorgefallenen Sottisen ser leicht helfen.

(b) Gibt man denn da Segen mit dem Venerabile? —

(c) Freilich vor der Reformazion.

(d) Auch izt, da sie es wissen, schreiben sie noch solte. Ist das erlich?

(e) Sie hätten das 1) gleich sagen sollen, aber 2) wenn man iemand was nachschreibt, und dazu eine eigene

„tolischen, und nur dann mit protestantischen Angelegen-
„heiten beschäftiget, wenn sie mit katolischen in einiger
„Verbindung stehen; so hatte man Grund zu glauben“
(nicht den geringsten) „er spräche in der angefürten Stelle
„etwa vom Privatgottesdienst kleiner katolischen Versam-
„lungen in gedachtem protestantischem Fürstentume, wovon
„er sichere Nachricht hätte. Die Wörter Hochamt, Priester,
„die man sonst bei Protestanten selten (a) hört, scheinen
„dieses auser Zweifel zu sezzen (b). In dieser Vorausse-
„zung (die man gleich damals wenigstens hätte anfüren
„sollen) wurde ienem Artikel eine Anmerkung beigefügt.

Note macht; so untersucht man. Wenn der Wiener Kirchenbote sagte: Mainz ist luterisch, würden sie es ihm nachschreiben? Und sie besonders hätten wissen kön-nen, daß Sondershaußen luterisch sei, da es so nah an Erfurt liegt, und Mainzer Diözes wäre, wenn es sich zur katolischen Religion bekente.

(a) Also doch manchmal! Um desto eher hätten sie also un-tersuchen sollen.

(b) Wie denn. Sondershaußen liegt zwischen Erfurt und Heiligenstadt, beide Mainzisch. Reformirte der prote-stantische Fürst in katolischem Gottesdienste (der aber da-selbst gar nicht existirt), so würden beide Mainzische geist-liche Gerichte bald Anzeige nach Mainz getan haben. Tat es der Pfarrer; so würde es ebenfals geschehen sein. Ein Bischof ist aber, wie die Herren notwendig wissen müssen, nicht da. Folglich mußte es den Herrn immer zu Oren kommen, da sie uns von allem unterrichten, was das Vikariat beschließt. Sie mußten also vermut-lich gar nicht, wo Schwarzburg-Sondershaußen lag.

„Nun aber hat man sichere Nachricht, daß die ganze Sache „nur Protestanten angehe (a). Ein ser schäzbares Schrei„ben, vermutlich aus Erfurt, gibt uns über die prote„stantische Liturgie in dem Fürstentum Sondershaußen ei„nen näheren Aufschluß, u. s. w.“

Troz dieser beiden Aeußerungen bleibt es Ignoranz, die sich so grundgelerte Männer nicht solten zu Schulden kommen lassen. Ja ihre Aeußerungen geben uns die Gewißheit von dem geistlichen Stolze dieser Herren, die nicht einmal ihre Unwissenheit gestehen wollen; sondern sich hinter katolischen Privatgottesdienst, wo doch kein Venerabile exponirt wird, hinter den Wiener Kirchenboten verstekken, der sich doch keine solche Ignoranz zu Schulden kommen ließ. Allein es war höchstwarscheinlich den grundgelerten Herrn nur darum zu tun, um das behägliche: inkompetente Reformatoren anzubringen.

Was für Glauben sollen wir nun ihren römischen Nachrichten beimessen, die wir nicht so beurteilen, die auch sie nicht so einsehen können, wenn sie in deutschen Nachrichten so unwissend sind? Wenn ein protestantischer Schriftsteller so was sagte, so nenten sie es Verläumdung, Bosheit, Absicht auf Umsturz der katolischen Religion u. s. w., wir begnügen uns, diese Note für geschrieben von einem Ignoranten anzunemen und zu nennen.

(a) Sie hüten sich zu gestehen, daß das Fürstentum ganz protestantisch sei.

Mit Wolgefallen zeigen S. 471 die Monatsschriftsteller an, daß der Großherzog von Toskana nicht eigenmächtig die Aufhebung der Cas. reserv. befolen habe; lassen das Wort: zumuten, groß drukken, daß es der Leser nicht übersehe, supponiren, daß der Großherzog die Brüderschaften auch nicht eigenmächtig aufgehoben habe, und ermanen im Gerichtsstil die neuen Reformatoren, daran ein Beispiel zu nemen. Man sieht hieraus den Geist der religiösen Macht, und folgert daraus, wie präziß, wie äuserst genau Landesfürsten die Konzipisten ihre Befele ausfertigen lassen müssen.

Bei Gelegenheit eines Befels des Kaisers, wegen Prüfung der Geistlichen, machen sich die Herren Monatsschriftsteller wieder ein tiefes Kompliment, indem sie sagen:

„Diese Nachrichten von n. 12 an sind aus dem Wie„ner Kirchenboten, dessen Verfasser unsre Monatsschrift „kent und benuzt. Wir freuen uns, daß unser Jour„nal, dessen gemeinnüzzigen Inhalt kein unbefan„gener Sachkenner (kein Jesuit, kein Freund der geistlichen Macht, kein Feind der Landesfürsten) läugnen kan, schon so weit (von Mainz — bis Wien, gekent von einem Journalisten, der solche Blätter notwendig halten muß — hem! miraculum!!!) verbreitet ist, und hoffentlich Nuzzen stiftet (verhüte die Vorsicht nur, daß dieses Journal im Oesterreichischen kein Unheil anrichtet, vom Nuzzen wollen wir gar nicht reden,) welches wir einzig und allein zum Zwekke haben.

Daß doch die bösen Rezensenten da unten, troz aller Auffoderungen, noch keine Büklinge machen wollen!!

Bei Gelegenheit eines Reichshofrats Conclüsi in Sachen Dinkelsbühl contra Dinkelsbühl glossiren die Monatsschriftsteller wie folgt. Der Text spricht von selbst; ich habe nicht nötig ein Wort dazu zu sagen.

„Zu einer Zeit wie dermalen, da vom Schreiber an „bis zu manchem Kleinen und Großen sich ein ieder ein „Geschäft daraus macht, die Pfarrer in Kirchen- und „frommen Stiftungsrechnungen untätig zu machen, den „Bischöfen die Oberaufsicht zu disputiren, und à la Din„kelsbühl eigenmächtig und einseitig zu verfaren, verdie„net ein solches Conclusum, wodurch die ächten Grund„säzze so kräftig geschüzzet werden, von männiglich, dem „daran gelegen, mit vieler Bedachtsamkeit und leicht zu „findender Anwendung gelesen zu werden.“

„Wir hoffen, daß die Herrn *Ordinarii* sowol, als „ihre untergebenen Pfarrer hierdurch einen Mut be„kommen werden, auf solche Rechte entweder, wo sie „noch nicht weggenommen, für die Zukunft vest zu halten, „und davon, wo sie auf faktische Art darum gebracht „worden, dieselbe wieder durch rechtmäßige Wege an sich „zu bringen, zumalen, da es offenkündig ist, daß solche „Rechte schier durch alle Konzilien, und sonstige kano„nische Sazzungen in die Hände der Kirchenvorsteher ge„legt, die stäte Ausübung davon eingeschärfet, und sie „auch in der deutschen Kirche darin sonst nie, als nur in

„spätern und verwirten Zeiten gehemmet und gestöret wor=
„den sind. Es ist also eine Verdringung, die gegen Ge=
„sezze und Herkommen läuft, und ist demnach billig und
„recht, daß endlich die weltlichen Obergerichtsstellen gegen
„die niederen hin und her einschlagen. Wir haben in un=
„serer deutschen Kirche 600 und 700, auch merere hun=
„dertjärige geistliche Stiftungen, die sich auf diese Weise,
„troz aller Zeitunbilden, bis hierher erhalten, wol auch
„oft vermert haben. Die Verwaltung stunde aber unter
„der Aufsicht der Geistlichen, die sich derselben ohne Eigen=
„nuz oder Vorleihen für Weib und Kinder a) annamen.
„So viele Prälaturen und Stifter im Reiche sind die un=
„läugbaren Beweise davon. Wir wissen hingegen wenig
„andere Stiftungen, die sich unter einer andern Pflege
„so viele Jare hindurch wol erhalten hätten, und die
„Nachkommenschaft wird allein urteilen können, ob durch
„Entfernung aller Geistlichen von der Verwaltung der
„geistlichen Güter für deren Erhaltung wol gesorgt
„seie? "

Von Seite 477 an liefern die Monatsschriftsteller eine Rezension von Freimaurern und Illuminaten, wobei der Leser sogleich auf die Vermutung gerät, die Monatsschrift=steller selbst müssen selbst Freimaurer und Illuminaten sein, da sie nicht blos Nachrichten mitteilen, sondern rezensiren. Man kan auch Lügen und Unwarheiten als Nachricht

---

(a) Erzälen sie doch — Facta. Aber was etwa weltliche Minister taten, tun und taten Geistliche für ihre — Nepoten. Was ist nun besser?

und Erzälung dem Publikum mitteilen, aber rezensiren kan man nicht one volständige Sachkäntnis. Also die Mainzer Monatsschriftsteller sind selbst Freimaurer und Illuminaten, oder ihre Erzälung von denselben ist höchst ungewiß, hätte nicht einmal, wenn nicht die Monatsschriftsteller moralisch von der Warheit überzeugt gewesen wären, als Nachricht unter No. V. eingerükt werden dürfen. Da die Monatsschriftsteller, one nur Zweifel gegen so harte Beschuldigungen zu hegen, diese one Bedenken als Warheit mit einrükken; so machen sie sich selbst zu den Beschuldigern, und müssen Rede stehen. Jene Pieçe flog nur einzeln herum, kam wenig ausser Baiern; sie entreissen dieselbe der Vergessenheit, machen, daß die Beschuldigungen one Zweifel, one Gegengründe in geistlichen Biblioteken (denn dahin kömt doch die Monatsschrift) aufbewart werden, und sind demnach als die Beschuldiger selbst anzusehen, die entweder die Foderung der Freimaurer und Illuminaten erfüllen, oder aber die Warheit dessen, was sie behaupteten, beweisen müssen.

Um dem Leser, der vieleicht die Monatsschrift nicht gelesen hat, einen Begrif zu geben, wie diese Männergen denken, lasse ich ihr Gezische hier wörtlich abdrukken.

Ueber Freimaurer. Erste Warnung. Samt zwei Beilagen. Decipimur specie recti (†) Horat. 1784.

(†) Nicht decipimur, sondern decipimus specie recti, solte das Motto der Mainzer Monatsschrift sein.

73. S. 8. Auch eine Beilage zur ersten Warnung über Freimaurer 1785. 32. S.

Wieder etwas über einen Orden, von dem bereits so viel geschrieben worden, über den die Urteile immer so geteilt gewesen sind, und der vieleicht noch lange die Neugierde des Publikums reizen wird. Der Verfasser dieser Warnungen will für einen ehemaligen Bruder dieses Ordens gehalten werden, und nent die Loge S. 13, zu welcher er gehört haben wil. Der Inhalt ist freilich wichtig; nimt man aber weg, was Baiern, woher diese Warnungen rüren, insbesondere betrift, so findet man hier nichts neues, was nicht schon andere von dem Orden der Freimaurer behauptet, oder doch gemutmaßet hätten. Wenn indessen alles, wie es hier angegeben wird, seine Richtigkeit hat, so wäre Baiern in einer betrübten Lage, und dessen Beispiel müßte alle Staten aufmerksam machen. Durch die bekante Landesherrliche Verordnung sol dort das Uebel nichts weniger, als unterdrükt sein. Wir können unsern Lesern den Inbegrif dieser Schrift nur summarisch vorlegen.

Voraus gehen zwei Briefe, die von Freimaurern geschrieben sein sollen. Im ersten * aus Ephesus (Ingolstadt) an einen Freund in Athen (München) äußert der Briefsteller seine Verwunderung darüber, daß die Brüder, die doch die geheimsten Kollegien und Ratstuben besezt,

* Vor diesem lieset man den Vers: obstupui, steteruntque comae, et vox faucibus haesit.

und bis hieher alles Dienliche der Loge getreulich mitgeteilt hätten, das ergangene Mandat nicht solten haben anwenden, oder doch vorher sehen können. Er tadelt die Unvorsichtigkeit mancher Brüder, die zu leichte Aufname junger Leute, deren Schüchternheit oder unbesonnenes Wesen ihrer Sache geschadet haben möchte. — Sein entschloßnerer Freund benimt ihm die Furcht im zweiten Briefe. Er sagt, daß one diese Verordnung manche nüzliche Entdekkung ungemacht geblieben wäre: er kenne nun die zuverläßige Brüder, er kenne ihre Feinde, die dem Untergange nicht entkommen solten. Das Mandat habe sie nur von der Spreu gereinigt; ihr System habe nichts gelitten. Nur der Abgang vieler künftigen Beiträge sezt ihn in einige Verlegenheit.

Auf diese Briefe, die dem V. der Warnung von ungefer zur Hand gekommen sein solten, folgt nun diese; die Briefe sollen iedoch nur als Beiträge, nicht als der Grund davon angesehen werden.

Im Allgemeinen lauft die Warnung dahinaus, daß die Freimauerei der glänzenden Beschreibung, welche die Anhänger derselben davon zu machen pflegen, gar nicht entspreche. Der V. gestehet zwar, daß er in diesem Orden große und würdige Männer kennen gelernt habe; die aber nach seiner sorgfältig gemachten Beobachtung gerade nur von ihren schwachen Seiten mit dem Orden zusammen hiengen: am Großen und Aedeln derselben habe dieser keinen Anteil; was aber Tadelnswürdiges an ihnen wäre, gehöre dem Orden ganz zu.

Wäre der Orden eine eigene Schule der Weisheit, wozu das Geheimnis? warum sol der Stat alle Grundsäzze und Vorschriften derselben, nicht eben so, wie andre Erziehungs- und Schulanstalten einsehen, und unter seiner beständigen Aufsicht halten? Wer sichert den Stat, daß nicht unter dem Schleier des Geheimnisses die eingefürte Religion untergraben, nicht mit den Vorurteilen, die man ausreuten zu wollen vorgiebt, den Gemütern alles dasienige entrissen werde, was er mit Grunde heilig gehalten wissen wil? Wir sehen die Früchte solcher Aufklärung: ware Tugend wird immer seltner, ie mer sich der Orden verbreitet: Freimaurer wachsen wie Schwämme hervor, und der rechtschafnen Menschen werden weniger.

Dieser Orden, da er zu übelverstandnen Kosmopoliten und Weltbürgern umschaft, erstikt Patriotismus und Fürstenliebe, Stats- und häusliche Pflichten, als welche Worte dem Maurer sümlere Namen werden. Die Formel, wodurch die Mitglieder bei ihrer Aufnahme verpflichtet werden, zeigt, welch ein gefärlicher Stat im State der Orden sei. Sie ist S. 30. und 31. zu lesen, und wird auf der folgenden entwikkelt, nämlich, daß diese Gesellschaft den ganzen Menschen fodert, und folglich dem State, von dem sie doch verschieden ist, nichts übrig läßt; daß man auf alle Privateinsichten gänzlich Verzicht tun, und gegen iede Weisung der Gesellschaft, oder vielmer der Obern, einen blinden Gehorsam, als ie der despotischste Monachismus foderte, angeloben muß; daß man sich verpflichtet, die Feinde des Ordens als seine eignen zu betrachten, und nach empfangener Vorschrift zu behandeln; ist freilich höchst

bedenklich, und des schröklichsten Misbrauches fähig. Der V. hält die zalreichste entschlossenste Räuberbande nicht so schädlich, als eine solche Verschwörung.

Zween Scheingründe, heißt es S. 22. unterstüzten bisher den Orden: Der erste ist die affektirte Mildtätigkeit der Logen gegen die Armen. Aber diese Freigebigkeit, womit man so viel Aufsehens macht, ist kaum der zehnte Teil dessen, was zu unnüzzen Ausgaben und Privatabsichten verwendet wird. Der Stat hätte das Recht zu untersuchen, wohin so viele 1000 fl. von Beiträgen gekommen seien, und das Uebelverwendete zurükzufodern. 100 Profane von gleichem Stande und Vermögen werden wol iärlich so viel, und vieleicht mer an die Armen verteilen, als von einer Loge von 100 Brüdern geschieht. Der andere Scheingrund ist das Bonmot, daß die Freimaurerei das größte Weltnichts sei: die Freimaurer, glaubt man, sagen ihr Geheimnis nicht, weil sie keines wissen. Daß dies vieleicht bei 10000 Gliedern der Fal sei, giebt der V. zu; aber innerhalb des Heiligtums würden Entwürfe gebrütet, wovon die übrigen unwissende, oft unschuldige Werkzeuge sein müßten.

Aus dem bisher gesagten solte man schließen, es gelte dem ganzen Freimaurerorden; aber der V. macht sich Reservazionen. Er bemerkt zuerst, daß der Orden hie und da ausgeartet sei, seitdem man ums Geld ieden Schurken und Taugenichts aufneme: Wo Monarchen selbst die Oberhäupter und Triebfedern der Logen seien, die vor ihnen kein Geheimnis hätten, könten diese so gar erenvolle Ver-

samlungen der ersten Statsbedienten und besten Köpfe, und Hülfsmittel zur Ausfürung guter Entwürfe sein: Unter dieser Bedingnis allein könte eine weise Regierung eine Freimaurerloge dulden. Die Ursachen solcher Ausnamen sind nicht schwer zu erraten. Ueberhaupt wird immer zwischen guten, ächten Freimaurerlogen, und den baierischen Afterlogen, die mit keiner von ienen in Verbindung stünden, ein Unterschied gemacht. Nur auf diese ist es also abgesehen; ihr Unfug sol aufs äußerste gestiegen sein, und das Landesherrliche Mandat veranlasset haben. Die Schilderung, die davon geliefert wird, ist nicht vorteilhaft.

Die Loge ist zalreich: in München allein zält sie über 300 Mitglieder, und auf dem Lande hat sie die vornemsten Pfarrer und Beamten geworben; wer Geld hat, sei er auch der lüderlichste Knabe, ist ihr wilkommen. Sie hat auch Filiallogen; selbst garantirte Mitglieder, für die nämlich eigentliche Glieder gut gesprochen haben, daß sie nicht gegen die Loge und ihre Absicht handeln werden.

S. 28. "die Exiesuiten mußten durch dieses Komplot viel ausstehen: man machte im In- und Auslande ein schröckliches Getöße über geheimen, in Baiern fortgesezten Jesuitismus, klagte ihn verborgner Ränke und eines schädlichen Einflusses an: nun aber entdekt sichs auf einmal, daß dieses ungegründete Vorgeben ein bloser Kunstgrif iener Loge war, die ihr eigenes Verfaren mit einem fremden Mantel dekken wolte." — Nach dem Mandate suchten sie, demselben in der Erlanger Zeitung die Interpretazion zu geben, daß die Jesuiten damit gemeint wären.

Sie haben indessen fortgefaren, von verschiednen Gliedern die monatlichen Beiträge einzufodern, und bei allerlei Gelegenheiten ihre verderblichen Ratschlüsse zu betreiben: ein Beweis, wie wenig sie die Verordnung achten.

Die herschende Grundsäzze dieser Afterloge sollen ein Auszug des rohesten Materialismus, und ein unverdauter Epikurismus sein. Beweise wären überflüßig, da die Handlungen der Glieder so laut redeten. Der Beweis ist ziemlich unbestimt.

Das politische Verbrechen dieser Gesellschaft sol weniger nicht, als Verräterei der Statsgeheimnisse, Veruntreuung der wichtigsten Urkunden und Dokumente sein. Die meisten Landeskollegien bestehen gröstenteils aus Mitgliedern dieser Loge, und als solche, nicht als unparteiische Räte, fizzen sie hier. Nur ihre Anhänger werden unterstüzt; wer in Baiern eine Bedienung sucht, dem wird sprüchwortweise geraten: werde ein Freimaurer; wider ihre wirklichen oder vermeinten Feinde ziehen sie erst mit Verläumdung zu Felde; und wie fürchterlich muß diese nicht im Munde von ungefehr 400 Personen sein, worunter sich so viele von Stand und Ansehen befinden? Ist sie nicht kräftig genug, so wird zu andern Mitteln geschritten; denn nach ihren Grundsäzzen ist alles erlaubt, was zu ihrem Ziele füret. Wer ihnen nur verdächtig scheint, wird nach einer ser detaillirten Liste, die man S. 58. findet, von Kopf bis zu den Füssen protokollirt. Diese Aufträge besorgen die Infimisten (Minervalen in der Logensprache) mit großem Eifer.

Der V. der sich immer auf offenkündige Tatsachen beruft, beschließt mit diesen Worten: „Dieses ist nun, lieber Leser! der so verschriene, heimliche sogenante Jesuitismus in Baiern, der alle Geschäfte verwirret, Schurken erhebt, rechtschafne Männer erniedrigt, sich durch Geld und Ränke Eingang verschaft, und die ganze Nation nach seinen Absichten lenkt, der die Jugend mit seinen verderblichen Grundsäzzen erfült, und keinen übrig läßt, der dem Vaterlande wieder aufhelfen könte, der schon durch seinen ausgestreuten Samen die künftige Generazion infizirt, und alle Hofnung des Bessern vertilget.“

Freilich kan der Leser nach allem dem Bösen, was die Monatsschriftsteller von Freimaurern und Illuminaten sagen, nicht wol vermuten, daß sie Freimaurer und Illuminaten sind; allein wenn die Herren es nicht sind, wenn die Endzwekke und Verfassung des Ordens Geheimniße sind, woher wissen und beweisen die Herren, daß die Briefe von Ephesus und Athen ächt sind, daß die in dem Orden befindliche große und würdige Männer von ihren schwachen Seiten mit dem Orden zusammenhangen, daß das Große und Aedle derselben an dem Orden keinen Teil habe, daß lediglich das Tadlenswürdige dem Orden zugehört? Die Herren müssen die Verfassung des Ordens durchaus kennen, um dergleichen behaupten oder nachschreiben zu können. Ware Tugend ist gemeiner geworden; daß die Freimaurer und Illuminaten daran Teil haben, läßt sich weder behaupten, noch verneinen, wenn man kein Maurer ist. Aber daß ware Tugend und Aufklärung anheut algemeiner sind, daran zweifelt Niemand, obwolen die Monats-

schriftsteller sich zum Beweise des Gegenteils darbieten. In dem Grade als Möncherei und Pfaffheit abnemen, in eben dem Grade nimt ware Tugend zu; und der redende Beweis davon ist wol, daß man heutiges Tags über teologische Klopffechter lacht, ihr Geschwäzze verachtet, und ihrentwegen nicht mer Kriege fürt. Daß Patriotism und Fürstenliebe, Stats- und häußliche Pflichten für Maurer sinnlere Namen seien, ist — nicht bewiesen; allein das Maurerjournal, Maurerreden, Handlungen der bekanten ächten Maurer beweisen gerade das Gegenteil. Die Herren mögen uns doch sagen, wodurch Jesuiten und Konsorten, Patriotism, und Fürstenliebe, Erfüllung der Stats- und häußlichen Pflichten bewiesen haben? Etwa in Frankreich und Portugall? — Der Freimaurerorden ist keine Hierarchie, nicht einmal ein Mönchsorden gewiß nicht Stat im State. Sonderbar daß die Herren, um den Orden auf der häßlichsten Seite vorzustellen — ihn für Hierarchie und Mönchsorden, für Stat im State ausgeben wollen! Das Geheimnis selbst hat nichts verdammungswürdiges, so bald es Regenten und Ministern frei steht, des Geheimnisses theilhaftig zu werden. Die Griechen und Egyptier, deren Statsverfassung doch warlich nicht Stat im State erlaubte, hatten änliche geheime Verbindungen. Aus der Wirkung und den Handlungen muß eine Gesellschaft beurteilt werden. Und hier erwarten die Maurer Beweise, oder die Monatsschriftsteller sind — Verläumder. Und hätten nicht die Monatsschriftsteller, ehe sie diese Säzze drukten, bedenken sollen, daß Joseph, Friedrich, Georg und andre Fürsten, die doch warlich die Maurer kennen, ihre Verfassung gut

heißen, sie, die auf alles, was dem State und der ächten Religion nachteilig ist, so genau Acht haben?

Der Leser wird sogleich auch hier die gewönliche List, mit der Pfaffen von ieher soviel rechtschaffene Männer unterdrükt haben, bemerken. Von alten Zeiten her wurden immer iene, die man unterdrükken und ausrotten wolte, von Seiten der Moral verdächtig gemacht, so auch hier. Aber Cicero mag sagen, ob die Maurer oder die Monatsschriftsteller die ächte Moral leren.

„Quid est autem, non dicam in homine, sed & in omni cœlo atque terra, *ratione* divinius, quæ cum *adolevit* & perfecta est, nominatur rite *Sapientia* — prima hominis cum Deo societas — vera lex, recta ratio, naturæ congruens, diffusa in omnes, constans, sempiterna, quæ vocet ad officium iubendo, vetando a fraude deterreat. Quæ neque probos frustra iubet, aut vetat, neque improbos iubendo aut vetando movet. Huic legi neque abrogare fas est, neque derogari ex hac aliquid licet, neque tota abrogari potest. — Omnes gentes & omni tempore una lex & sempiterna & immutabilis obtinet, unusque est communis quasi magister & imperator omnium — *Deus*. Ille legis huius magister, disceptator, lator, cui qui non parebit, ipse se fugiet, ac naturam hominis aspernabitur, atque hoc ipso licet pœnas etiam si cetera supplicia, quæ putantur, effugiet, e. s. p.

Woher wissen denn die Monatsschriftsteller mit den Warnern, daß hundert Profane von gleichem Stande so viel und mer iärlich an die Arme verteilen, als eine Loge von hundert Brüdern? Woher, daß innerhalb des Hei-

ligtums Entwürfe ausgebrütet werden, wovon die übrigen Unwissende oft unschuldige Werkzeuge sein müssen? — Beweis oder Verläumdung. Worin besteht denn der Unterschied zwischen ächten Freimaurerlögen und den baierischen Afterlogen, die mit keiner von ienen in Verbindung stehen? Woher die Behauptung von einer Gesellschaft, der das Geheimnis zum Verbrechen angerechnet wird? Wenn der lüderlichste Knabe, der Geld hat, wilkommen ist; so versuchen doch nur einmal die Monatsschriftsteller, ob sie aufgenommen werden können; wenigstens um nicht wie der Blinde von der Farbe zu sprechen. Wenn die vornemsten Pfarrer und Beamten zur Loge in München gehören, und die Loge ein so schlechtes Corpus ist, wie mag denn folgends gar das Corpus beschaffen sein, wozu die gemeinen Beamten und Pfarrer gehören? Woher wissen die Monatsschriftsteller, daß der roheste Materialism und unverdaute Epikuräism die Grundsäzze der Afterloge zu München sind? Woher, daß Verräterei der Statsgeheimnisse, Veruntreuung der wichtigsten Urkunden und Dokumente, die politischen Verbrechen der Gesellschaft sind? Woher, daß die Gesellschaft wider ihre wirkliche oder vermeinte Feinde durch Verläumdung (wie die Monatsschriftsteller) zu Felde ziehen? Woher, daß die Minervalen — Infimisten sind, denen obliegt, die Feinde der Gesellschaft aufzuziehen und zu detailliren. — Von den Jesuiten und andern Mönchsorden ist dergleichen längst bewiesen. Daß doch die Monatsschriftsteller, um die Maurer auf der scheußlichsten Seite vorzustellen, sie durchaus zu einem geistlichen Orden machen wollen! — Haben die Monatsschriftsteller etwa Lust zu sagen, daß sie an diesen Beschuldigungen keinen

Anteil nemen; so eröfnen dieselben der Pasquilsucht Tür und Tor; so könte ia ein Journalist drukken, schmähen, schimpfen, verläumden, wie er wolte. Er dürfte die niedrigsten Pasquille nur einige hundermal besonders drukken lassen, ia ein leidenschaftlicher Einsender dürfte das nur tun, und der Herausgeber wäre dann frei? — Wenn man eine Sache drukt, so muß man durchaus vorher prüfen, so muß man beide Meinungen anfüren. Allein sie schlüpfen über die erste Beilage ganz sanft hinweg, und kaum bemerkt der Leser die Anzeige deren Existenz. Die Freimaurer fodern nun nicht mer blos vom Warner, sondern von ihnen Beweis oder Wiederruf. Wären die Beschuldigungen detaillirte Facta; so läge den Maurern ob, die Falschheit der Factorum zu beweisen, oder sie wären besiegt. Allein da hier blos algemeine Beschuldigungen vorhanden sind; so liegt ihnen ob, diese durch detaillirte Facta zu rektifiziren; darauf replizirten die Maurer, und das Publikum ist — Richter. Also noch einmal Facta — Beweis — oder sie sind Verläumder und müssen wiederrufen.

So geschwind sie über die erste Beilage hinwegschlüpfen, weil diese nicht in ihren Kram taugte; so ausfürlich sind sie in der zwoten. Sie füren alle die Schandtaten, die den Maurern Schuld gegeben werden, an, und wollen die Beschreibung derselben, so schwarz sie auch ist, wie sie sich ausdrükken, den Lesern nicht vorenthalten; ia sie geben an verschiedenen Orten nicht undeutlich zu verstehen, daß sie denselben noch merere Laster würden Schuld gegeben haben, wenn sie diese Schrift zu verfertigen gehabt hätten.

S. 486 wünschen die Monatsschriftsteller, daß die zeitherigen Hypokriten entdekt werden mögen. Unmöglich können sie hierunter Illuminaten verstehen, denn das sind ja Materialisten, Epikuräer u. s. w. die können nicht heucheln; und solche Männer nahe am Trone verraten sich selbst. Dann aber ist der Tron von Hypokriten umgeben, wenn nur gewisse Personen und Familien, die stäts das Wort Religion im Munde füren, und den Kopf hängen, die ersten geistlichen und weltlichen Bedienungen gebant haben, wenn nur Personen von einer gewissen Verbindung und vorzüglich Fremde, die es mit der hypokritischen Familie halten, befördert, andere hingegen, die nicht von der Verbindung sind, unter geheimnisvoller Vorstellung des großen geheimen Etwas auf eine höchst illegale und gewalttätige Weise von den Geschäften entfernt werden, wenn gewisse Personen den Regenten, unbemerkt, aber unumschränkt beherschen, und, one daß er selbst fült, bei der allerdurchlauchtigsten Nase herumfüren — dann ist in einem solchen State eine geheime Verbindung boshafter Hypokriten. Kennen sie einen solchen Hof, kennen sie solche Hypokriten, o so erzeigen sie dem unglüklichen Lande, erzeigen sie der Menschheit den wichtigen Dienst, und nennen diese Hypokriten mit Vor- und Zunamen im nächsten Hefte ihrer Monatsschrift, entlarven sie diese boshaften Buben, und klären sie den Fürsten dieses Landes über seine unglükliche Lage auf. Denn

„die Folgen dieser Statsverwaltung waren so betrübt,
„als man sich vorstellen kan. Die wichtigsten Stellen
„wurden nach und nach mit untauglichen Personen besezt,

„die Gerechtigkeit ward Anfangs heimlich verhandelt, und „zulezt öffentlich feil geboten. Die Schikane triumphirte un„ter ihrem Namen; die öffentlichen Einkünfte wurden ver„schwendet, und die Foderungen unersätlicher Günstlinge „unter dem Namen der Bedürfnisse des Stats befriediget. „Alle die höheren und mühseligeren Pflichten der Regierung, „deren Ausübung mit keinem unmittelbaren Privatvorteil „verknüpfet war, wurden vernachläßiget, und das Laster, „welches sich den Schuz der Großen zu verschaffen wußte, „blieb ungestraft; ia es wurde nicht selten unter dem Titel „des Verdienstes noch durch Belonung aufgemuntert. „In der Tat, man wird wenig Regierungen finden, wo „die Verdienste so häufig und so übermäßig belont worden „wären, als in dieser. Aber man verwunderte sich eine „lange Zeit, wie es zugehe, daß sich diese Verdienste im„mer nur bei den Angehörigen oder Freunden der Günst„linge fänden; man verwunderte sich noch mer, wie es zu„gehe, daß die Nation durch lauter Leute von Verdiensten „zu Grunde gerichtet werde; und nur eine kleine Anzal von „spekulativen Leuten begrif, daß in allem diesem gar nichts „sei, worüber man sich so ser zu verwundern habe.“

Wielands goldner Spiegel.

Noch einmal, kennen sie einen solchen Hof, kennen sie solche Hypokriten; so erzeigen sie der Nazion, der Menschheit den verlangten wichtigen Dienst. Wol mir, daß ich ein Deutscher bin, und keinen solchen deutschen Fürstenhof kenne. Allein da sie, sie von Hypokriten schwazzen; so ist es ihre Pflicht, die Nazion und die Menschheit durch Facta, nicht durch Machtsprüche und Deklamazionen, zu

warnen. — Auch das ist Sünde an der Menschheit, sie schlimmer machen, durch bloße Deklamazionen schlimmer machen, als sie ist. Facta, meine Herren, sonst hilft all ihr Räsonnement nichts, und die Welt hält sie, bis sie das tun, für hypochondrische Verläumder der Menschheit. Sie krönen endlich ihre Verläumdungen mit einer Note, worin sie uns sagen, daß Freimäurer, wenn sie auch gut wären, doch ihren verschrienen Namen ablegen sollen, und erquikken uns mit der Errinnerung an die Bullen Pabst Klemens 12. und Benedikt 14. Sagen sie selbst, wie konte Klemens und Benedikt die Exkommunikazion auf Freimaurerei sezzen, da diese, wie sie selbst gestehen, ein Geheimnis ist, da folglich iene davon gar keinen Begrif hatten? Der Regent muß untersuchen, welche Gesellschaft dem State nachteilig ist; der Pabst hat sich darum nicht zu bekümmern. Anderstwo sezzen sie den Primas herab, hier und an manchen andern Stellen sezzen sie ihn hinauf. Solte man doch fast glauben, als ob ihre Absicht überhaupt sei, die geistliche Macht im Ganzen in Gegensaz des Landesherrn zu heben, und daß sie dieses nur nach Maaßstabe ihres Privatvorteils (sie verstehen mich) tuen. Da die Monatsschriftsteller sich es so ser zur Pflicht machen, vor Freimaurern zu warnen, und ihnen so böße Anschläge und Laster Schuld geben; so glaube ich befugt zu sein, vor einer andern Klasse von Menschen warnen zu dürfen, deren Schädlichkeit die Geschichte beweißt. Ich kan dieses nicht besser, als mit einem Aufsazze in der Berliner Monatsschrift tun. Sie scheinen diesen Feind — so belieben sie alle iene zu nennen, die Jesuitism u. s. w. aufdekken — noch nicht zu kennen, wie hätten sie es sonst über das Herz

bringen können, auch hier ihr Schimpfwörterbuch noch nicht auszuschreiben? Ich lasse den Aufsaz daher ihnen zu Gefallen wörtlich abdrukken. Ich habe aber auch noch eine ändre Absicht. Nächstdem, daß der Kontrast, wie Protestanten und Katoliken warnen, ser auffallend ist; so glaube ich, daß meine Schrift von manchem Leser der Mainzer Monatsschrift, der die Berliner Monatsschrift noch nicht kente, vieleicht aus Neugierde gelesen werden dürfte. Es giebt so viele gutherzige Selen darunter, die von den Jesuiten bei der Nase herumgefürt werden, daß ich mich unendlich freuen würde, wenn ich dadurch nur eine gewönne. In dieser Hinsicht, und noch aus einer Absicht, die aber gleich vereitelt würde, sobald ich sie sagte, glaube ich Verzeihung erwarten zu dürfen, daß ich aus einer sonst algemein gelesenen, vortreflichen periodischen Schrift hier einen Aufsaz abdrukken lasse. Die Berliner Monatsschrift hat in der Folge noch einige wichtige Beiträge zur Geschichte der geheimen Machinazionen und Verbindungen des Jesuitism, dessen Organ die Mainzer Monatsschrift zu sein scheinet, geliefert. Es sei an diesem für izt genug.

Beitrag zur Geschichte izziger geheimer Proselytenmacherei.

(Auszug eines Schreibens aus . . .)

Da ich mich beinahe drei Monat im Reiche, und besonders in Schwaben und in verschiedenen am Rein gelegenen Provinzen, meiner Geschäfte wegen habe aufhalten müssen, und Gelegenheit gehabt habe, mit Leuten von allen Ständen umzugehn; so habe ich mit warem Erstau-

nen bemerkt, daß sich in nicht wenig protestantischen Ländern der Katolizismus, und zwar der von der gröbsten Art, eindrängt.

Man fängt auch schon hin und wieder öffentlich an, es zu merken; und kan sich nur nicht erklären, wie es zugeht, und kan sich nur gar nicht vorstellen, wie so etwas im achtzehnten Jahrhundert möglich ist. Allein dies Werk der Finsternis wird auch fer in geheim getrieben, hat aber izt schon Fölgen, wovon sich Niemand, der die Umstände nicht weiß, einen Begrif machen kan. Verlarvte katolische Geistliche schleichen herum, und suchen allenthalben die Begriffe ihrer Kirche auszubreiten. In Gegenwart eines meiner Bekanten entfur noch im Monat Julius d. J. einem Dominikaner zu Frankfurt am Main die Aeusserung:

„Wir haben viele heimliche Glieder unsers Ordens „in Dännemark, Schweden, und Rußland.“ (*)

Ich weiß aus zuverläßigen Nachrichten, daß Franziskaner und Minoriten, ganz in bürgerlicher Kleidung, nach Holland gehn, und, mit vierlerlei Dispensationen versehen, das Bekerungsgeschäft nicht one Erfolg treiben. Die Jesuiten unvergessen, die man allenthalben, in allen Arten von Kleidungen antrift. Wer die geheime Kanzlei des Mon-

(*) Wie auch Passionei in vertrauter Gesellschaft änliche Dinge von Holland sagte. S. Monatsschr. B. IV. S. 187. A. d. H.

ſignor Borgia, Sekretärs der Kongregazion de propaganda fide in Rom, durchſuchen könte; würde darin gar keine Nachrichten von Deutſchland und von den nordiſchen Reichen finden. — Mit unglaublichem Eifer wird daran gearbeitet, vielen proteſtantiſchen großen Herren Neigung zum Katoliziſmus beizubringen; und es ſind nicht wenige, bei denen dies nur alzuſer gelungen iſt. Es giebt auch ſchon hin und wieder, ſonderlich im Reiche, Protestanten von mittlern Stande, welche wirklich heimliche Katoliken (*) ſind, und vom Pabſte Dispenſation haben, es vor der Hand noch heimlich zu halten. Ja es giebt ſogar wirklich ſchon proteſtantiſche Prediger, welche heimliche Katoliken ſind. Ich ſelbſt habe einen durch Schriften bekanten proteſtantiſchen Gottesgelerten beſucht, von welchem es beinahe ſchon öffentlich geſagt wird, daß er nicht nur den Jeſuiten affiliirt, ſondern ſelbſt ein Jeſuit von der vierten Klaſſe iſt, von der Klaſſe, welche das Gelübde

---

(*) Es iſt ein unſtreitiges Faktum, daß vor einigen Jahren ein Jude aus Breslau, dem man in Polen ein wichtiges Geſchäft unter dem Vorwande rükgängig machen wolte: weil er ein Jude ſei, — nach vielem Wortwechſel, zum groſſen Erſtaunen der Anweſenden, aus ſeiner Schreibtafel ein Zeugniß hervorzog: daß er vor ſechs Jaren katoliſch getauft ſei, und vom Pabſte Dispenſation habe, es heimlich zu halten, und nach wie vor öffentlich als Jude zu leben. Kan ſich der Pabſt dieſes bei Juden erlauben, ſo wird er es auch bei Proteſtanten tun, wenn es ad maiorem Dei gloriam, das heißt: zu ſicherer Ausbreitung des Pabſtthums, nötig iſt.
Anm. d. Einſenders.

tun muß, sich zu Missionen brauchen zu lassen. Dies wird der größten Menge Protestanten unglaublich scheinen. Aber darum sind diese Dinge doch war, zuverlässig war!

Eben so unglaublich, aber eben so war, als die Sache selbst, sind die Mittel, welche man anwendet, um die Sache zu Stande zu bringen. Alles wird zu Hülfe genommen: politische Vortheile, Aussichten zur Erlangung gewisser, sonst schwer zu erreichender Zwekke, Bestechungen, Versprechungen geheimer Wissenschaften, wornach unser so aufgeklärt sein sollendes achtzentes Jarhundert so lüstern ist. Noch — — —

heit erhält, katolische Begriffe annemlich zu machen, und endlich wol gar unterzuschieben. Dazu giebt die Toleranz den besten Vorwand. Da misbraucht man den so ser waren Saz: daß Kristen sich als Brüder lieben sollen; und schiebt dabei die schädliche Meinung unter, daß sie sich gegen die Freigeister (von denen man so gräßliche als unbestimte Vorstellungen verbreitet) wie gegen gemeinschaftliche Feinde mit Eifer vereinigen, und lieber selbst einander etwas nachgeben, als jene aufkommen lassen müssen. Man arbeitet, besonders bei denjenigen gutmütigen Protestanten, welche den höchsten Wert der Religion in die Gefüle sezzen. Man sucht sie noch mer in dieser Meinung zu bestättigen; weil die schlauen Emissarien, selbst aus der katolischen Politik (zufolge welcher man in den Klöstern durch tägliche Kontemplationen und beschauliche Andachten, die Novizen vom reifen Nachdenken abhält) ser wol wissen, daß der Zustand dunkler Gefüle derjenige ist, wo der Verstand am leichtesten betöret werden kan. Hier hat der güte Lavater durch die fanatischen und dunkeln mistischen Begriffe, die er bei den Protestanten wieder hat geltend zu machen gesucht, unendlich vielmehr Uebels gestiftet, als er sich ie wird vorstellen können, weil er in der Tat die Welt nicht kennet, und selbst in einem seligen dunkeln Gefül seiner Einbildungen lebt. Die schleichenden Emissarien nemen gar zu gern die mistische Sprache an; und ich habe Beispiele, daß sie sich auch die besondere Lavaterische Sprache ziemlich haben zu eigen zu machen gewußt.

Viele gutmütige fromme Leute sind nicht mistrauisch und besorgen von Menschen, die sie gleichfals für gut und

gottesfürchtig halten, nichts Arges. Ihnen geht gleich das Herz auf, wenn sie die fromme Sprache vom Gefüle des Kristentums und von Bruderliebe hören. In kurzem wird der Bruderliebe eine Vereinigungsliebe untergeschoben. Da heißt es denn, man muß sich brüderlich mit allen Kristen vertragen, man muß nicht auf die weltliche Wortteologie, nicht auf die kalte untätige Exegese achten, nicht in die grundlosen Moräste trostloser Philosophie (*) hineintreten, sondern nur blos allein auf den Herrn Kristum gehen. Wie man dies eigentlich machen solle, wird niemals deutlich gesagt. Alles wird nur in der Region der dunkeln Gefüle gelassen, und statt Erklärung und Anleitung wird alles mit schwankenden Worten ausgedrükt. Da wandelt denn ein solcher gut meinender Mann immer so im Hinbrüten weg, one zu wissen was er tut. Bleibt er sich selbst überlassen, so entstehet eben nichts schlimmes daraus: allenfals verwirret er sich und einigen Nachbarn ein wenig mehr den Verstand, in welchem vorher schon weder viel Kraft, noch Ordnung war; sonst geht bei dieser mistischen Apatie, unter wirklich frommen und gutherzigen Leuten, alles noch so leidlich einher. Ser viel schlimmer ist es aber, wenn listige Menschen die Sprache des frömmelnden Misticismus annemen, und

(*) Man sehe die Schrift: „Ueber Schwärmerei, Toleranz „und Predigtwesen von Joseph Gedeon Kr.“ (1776. 8.) S. 67 und 134. — Dies Traktätchen ist eigentlich schon in die verdiente Vergessenheit zurukgesunken. Indeß verdient es nachgelesen zu werden, weil es die Gesinnungen gewisser Leute ser offenbar zeigt, und ihre Handlungsart erklärt.

sich unter erliche fromme Leute mengen, um dadurch Absichten auszufüren. Alsdann entstehen scheußliche Folgen. — — Mir sind davon verschiedene merkwürdige Beispiele bekant; aber keines ist so arg, als das, was ich izt erzälen will. Es wird allen denen unglaublich scheinen, die nicht wissen, was für eine Menge geheimer schädlicher Geselschaften izt in Deutschland vorhanden sind, Geselschaften, wo man es sich zur Pflicht macht, den Gebrauch der Vernunft als eine Versuchung des Teufels vorzustellen, und der blindesten Schwärmerei eine Sanktion zu geben, ia sie zu einer Bedingung der Erlangung höherer vermeinter Stufen zu machen. Wer diese Geselschaften nicht etwas näher kent, wird die Wirkungen derselben, wozu diese Geschichte gehört, für unmöglich halten. Dennoch ist die Geschichte, so unglaublich sie manchen scheinen möchte, gänzlich war. Aus gewissen Rükſichten verschweige ich noch einige nähere Umstände, welche den ganzen Vorgang in einem viel warscheinlichern Lichte zeigen würden. Die Leute, welche in Geheim durch die unverantwortlichsten Mittel ihre Absichten durchsezzen, verlassen sich eben darauf, daß sie ihre Maaßregeln so gut genommen haben, daß man nicht alles entdekken, nicht sie ganz entlarven kan, indem demienigen, welcher aus Eifer für die gesunde Vernunft uud für das ware Wol des menschlichen Geschlechts reden wolte, immer von einer gewissen Seite der Mund verschlossen wird. Aber ich hoffe gewiß, die Zeit wird kommen, daß man ganz und völlig das Geheimnis der Bosheit wird entdekken können, wodurch so viele, sonst ser rechtschaffene Leute auf Wege geleitet und weit fortgefüret werden, die sie nachher bereuen.

Vieleicht ist diese Zeit nicht so weit entfernt; denn man merkt, daß die obersten immer unbekant bleiben wollenden Stifter und Anfürer dieser Rotte, welche die Stärke und die Schwäche ihrer Intrigue am beßten kennen, und zuverläßig eben so feig, als hinterlistig und rachsüchtig sind, — schon selbst einzusehen scheinen, daß sie nicht ganz unentdekt geblieben sind, welches sie immer so ser gesucht haben. Sie fangen an, die beleuchtende Fakkel der Warheit, die, wie sie wol merken, ihnen immer näher rükt, zu scheuen; und daß sie feig sind, sieht man daraus, weil sie denen, welche iene Fakkel ihnen ins Gesichte halten, unbestimte (*) und bestimte Drohungen entgegen sezzen, — welche aber hoffentlich keinen erlichen Mann, der das Gute um des Guten willen liebt, abschrekken werden.

Die Geschichte ist folgende: Der Diakonus ***, in ***, einer Stadt, wo Katoliken und Protestanten vermischt wonen, ein erlicher, frommer, aber höchst schwacher Mann, hatte sich aus guter Meinung in die Kristusteologie ganz versenkt, und besonders von der Genugtuung Kristi die ungeheure Meinung einiger Lavaterischen Schwärmer ser liebgewonnen: daß nemlich durch dieselbe auch phisische und körperliche Wirkungen an den glaubigen Kristen noch bis izt geschehen; womit er die

(*) Wer mich versteht, wird auch gewisse Stellen in dem Buch: Tableau des rapports entre Dieu l'Homme & l'Univers verstehen, einem eben so schändlichen Buche, als das Des Erreurs & de la Verité, und welches aus derselben Quelle kömt.

eben so ausschweifenden Meinungen von dem sichtbaren Reiche Kristi auf Erden, und von der Wunderkraft des Gebets gläubiger Kristen verband. In diesen dunkeln und grundlosen Hipotesen verwirrte er sich, wie es so leicht geschieht, iemer er ihnen nachdachte; und dies um destomer, da er von den vielen Begriffen, die er beim Nachsinnen hierüber in seinem Kopfe herumwarf, keinen einzigen richtig erörterte, sondern nur einfältig glauben wolte, was er in der Bibel fände, ohne sich weder auf exegetische Erläuterungen, noch auf philosophische Erklärungen einzulassen. Und da glaubte er dann, einfältig genug, seine Einbildungen in der Bibel zu finden; weil er die Bibel immer mit Rüksicht auf die schon vorher gefaßten unverdauten Grillen las, womit er sich den Kopf angefült hatte.

Dieser Mann, welcher bei seiner Gemeinde ser beliebt war, ward, eben deshalb, von heimlichen Missionarien als ein Werkzeug, um durch ihn zu wirken, ausersehn; und sie glaubten mit Recht, ihn leicht gewinnen zu können, weil seine fromme Einfalt eben so weit von Mistrauen, als von untersuchendem Prüfungsgeist, entfernt war. Sie wußten sich seiner bald ganz zu bemächtigen, indem sie zu ihm in der gesalbten Sprache redeten, die der gute Mann so ser liebte. Je mer sie nun sein Gefül erhizt, und seinen Verstand verdunkelt hatten, desto leichter war es ihnen, von seinen Lieblingsideen auf diejenigen zu kommen, welche sie ihm eigentlich unterschieben wolten. So wußte man ihn, der weder Kirchengeschichte studirt, noch iemals sorgfältig sich um richtige philoso-

phische oder gesunde exegetische Begriffe bemüht hatte, nach und nach mit dem Vorgeben familiar zu machen: daß nicht alles, was den Kristen zu wissen nötig, in der Bibel deutlich aufgeschrieben wäre, sondern daß sich viele Säzze und Nachrichten von den Zeiten der ersten Kristen her durch Tradition erhalten hätten. Man kam immer darauf zurük, den Glauben der ersten Kristen in unbestimten, aber ser hochtönenden, Ausdrükken zu erheben; und: daß izt ieder ware Krist trachten müsse, sich zu der Einfalt und dem Glauben jener Erstlinge zu erheben, um die Geistesgaben zu unterhalten, mit welchen jene durch die unmittelbare Einwürkung Jesu wären ausgerüstet gewesen. Man offenbarte ihm endlich im anscheinenden engsten Vertrauen: „Es sei noch izt eine geheime Gesellschaft unbekanter Väter vorhanden, welche seit den Zeiten der erstern Kristen in ununterbrochener Folge fortgesetzet worden. Durch dieselbe und ihre unausgesezte Dauer sei nicht allein die ware Tradition von den geheimen Kräften, vermittelst welcher Kristus und die Apostel Wunder gewirkt hätten, völlig erhalten; sondern es sei auch diese geheime Gesellschaft in dem Besiz eines Teils dieser Wunderkräfte, wodurch sie nicht nur die Natur erkennen, sondern auch mit Hülfe des Geistes oder des geistigen Rauchs (אֵד רוּחַ גְּבוּר), in derselben die wichtigsten Wirkungen hervorbringen könten. Diese Geheimnisse aber wären ein heimlicher Schaz der Weisen, daher sie nur frommen Kristen mitgeteilt würden.“

Es läßt sich leicht denken, wie aufmerksam dies einerlicher, aber schwacher Mann, welcher von dem Kristen-

tum sichtbare Wirkungen erwartete, und in frommer Einfalt von der Wunderkraft des Gebets, zur Beschämung der Ungläubigen, Beispiele zu haben wünschte, — werde angehört haben. Der Eifer des guten Diakonus ward entflamt; er wünschte senlichst, in diese Gesellschaft zu kommen, worin ihm auch bald gewilfart ward. Man ließ ihn die ersten Stufen schnell ersteigen. Bei den folgenden hielt man ihn schon länger auf. Man ließ ihn vielerlei Prüfungen ausstehen, man ließ ihn mancherlei sogenante Arbeiten vornemen, man ließ ihn viele Schriften machen, und das Gebet ward nicht gespart. Man verwikkelte seinen Verstand immer mer durch Widersprüche vol unverständlicher absichtsvoller teosophischer Ausdrükke, von welchen ganze Reden und weitläuftige Abhandlungen zusammen gesezt und umhergeschikt wurden; und welche dem guten Diakonus, ie weniger er sie verstand, destomer Vergnügen verursachten. Denn es ward ihm eingebildet: des Höchsten Segen von oben sei über ihm gekommen; und er glaubte wirklich: er empfinde einen starken geistigen Rauch, durch welchen er zum Priester der Natur sei eingeweihet worden. Er vertiefte sich an zwei Jare lang in diesen törichten Einbildungen. Nun ward ihm anvertraut: die Gesellschaft sei wirklich im Besiz des waren magischen Feuers, welches ein Ausfluß der Kraft Gottes sei. Es ward ihm zu verstehen gegeben: dies magische Feuer sei nichts anders, als der heilige Geist, welcher über den Häuptern der Apostel in Gestalt von Feuerflammen sich habe sehen lassen, und durch welchen dieselben so viel Wunder verrichtet hätten. Man vertröstete ihn damit, daß er nun bald zur Käntnis dieses magischen Feuers

gelangen solle; und man lerte ihn nach und nach, unter vieler angeblichen Behutsamkeit und Vorsicht, die grossen Worte Emhimphoreth und Chexaphchaphat kennen.

Ehe er aber bis dahin gelangte, hatte man ihm in einer ganz auserordentlichen Versamlung, wozu er vorher mit Fasten und Beten war vorbereitet worden, nach vielem Gebete und Geseufze des Vorstehers, — eröfnet:

„daß Niemand, als wer im Glauben den ersten Kri„sten gleich, und daneben ein rechtmäßig geweihter „Priester der Kirche sei, zu dem volkommenen Genuß „dieser Geheimnisse gelangen könne."

Man legte ihm, unter dem Siegel unverbrüchlicher Verschwiegenheit, Zweifel vor: daß in der protestantischen Kirche, obgleich so viel von Geistesgaben auf sie gekommen sei, dennoch die Priester nicht eine gehörige Weihe haben könten, weil ihre Weihe nicht von den Aposteln abstamme. Man stelte ihm vor: daß hingegen in der katolischen Kirche diese Abstammung in ununterbrochner Folge da sei. — Man wußte sich bei diesem Vortrage (welcher den guten Diakonus äuserst befremdete und bekümmerte) ser listig zu benemen. Man gab anfänglich der protestantischen Kirche ser viel Lobsprüche. Man sagte: daß die Geistesgaben in derselben zu dem gewönlichen Glauben der Kristen ser wol hinreichend wären; daß man aber zur Käntnis des Innern der Natur nicht anders als durch das magische Feuer gelangen könne, welches nun einmal durch die ununterbrochen fortgesezte Weihe bei den Priestern der

katolischen Kirche geblieben sei, und auf andere Art nicht habe bis izt können fortgepflanzt werden. Zugleich gab man ihm aber hinterlistiger Weise zu verstehen: es sei doch auch für die Mitglieder der protestantischen Kirche möglich, dazu zu gelangen. Die Priesterweihe erfordere keinen Glaubensartikel, sondern sei eine blose, obgleich höchst kräftige Zeremonie. Man zeigte ihm die Möglichkeit an, daß er von einem mit den Brüdern verbundenen katolischen Bischof, welcher von ihm ganz und gar kein Glaubensbekäntnis verlangen würde, rechtmäßig könne zum Priester geweihet werden. Man versicherte ihm, daß er dabei ein eben so guter Protestant bleiben könne, als vorher; wovon man ihm verschiedne Beispiele protestantischer Prediger, namentlich — Gott weiß, ob mit Recht oder mit Unrecht — anfürte. Nachdem man seine Grundsäzze auf diese Art schon wankend gemacht hatte, stelte man ihm vor, um ihn zum völligen Entschluß zu bringen: es werde dadurch sogar der protestantischen Kirche ein Dienst geleistet. Denn sie könne ia im Grunde nichts von dem verlieren, was sie vorher gewesen; und gewinne viel an innerer Stärke, wenn auf solche Weise die rechtmäßige Priesterweihe in sie übertragen würde. — So ward dieser Mann endlich dahin gebracht, sich ganz insgeheim die sieben katolischen Weihen geben zu lassen. Man hatte sich seiner Einbildungskraft dermassen bemächtiget, daß er glaubte, nunmer bei Ausspendung des heil. Abendmals an sich und andern eine ungewönliche geistliche und körperliche Würkung zu verspüren. Er faßte, aus herzlich gut gemeinter Absicht nunmer mit verdoppeltem Eifer den Entschluß, blos Kristum zu suchen, und ihn sowol unter

den Katolischen, zu denen er vermöge der geheimen Weihe, als unter den Protestanten, zu denen er vermöge seines öffentlichen Amtes gehörte, zu verbreiten. So kam er ganz natürlicher Weise auf die Idee der Vereinigung der Religionen, in welcher man ihn auf alle Art zu bestärken suchte. Sein gesunder Verstand ward izt so völlig verstimt, daß er, ohne vernünftige Rükksicht auf das, was er tat, hinträumte; und wenn ihm zuweilen Zweifel aufstiegen, so unterdrükte er sie sogleich zu folge des blinden Gehorsams, der ihm gleich im Anfange war empfolen worden.

Indessen ward er nunmer durch einen unvermuteten Zufal aus seinem Traume aufgewekt. Er war nicht der einzige Protestant seines Orts, der in diesen geheimen Orden aufgenommen worden, welcher seinen Jüngern so große Dinge in einer wichtigen Tabelle, als eine Lokspeise — als ein Aas um Adler zu versamlen — vorlegt, sie immer durch dunkle Anspielungen in großer Hofnung hinhält, indessen seine eigenen Absichten durchsezt, und seinen Anhängern nichts dafür giebt, als eine ser weitläuftige Korrespondenz mit den hinter dem Berge haltendeu Obern, welche die bei ieder Stufe immer zunemenden Aufnamegebüren ohne Abzug einstreichen. Man hatte die übrigen Neophiten eben so behandelt, wie ihn, iedoch mit einiger Veränderung. Denn dieser Orden, bei dem das, was er für ein ser wichtiges Materiale ausgiebt, in Absicht seiner selbst nichts als ein leeres Formale ist, das den Leuten nur deswegen den Kopf mit allerlei Vorspiegelungen anfült, damit des Ordens Absichten desto zuverläßiger erreichet werden können, — weiß sich ser wol nach den Umständen zu

richten; und, nach dem der Mann ist, nach dem geht er mit um. Dies ist desto leichter tunlich, da keiner weiß, was mit dem andern vorgeht; wozu gleich von Anfang an die erste Einrichtung mit ser großer Schlauigkeit gemacht worden ist. Indeß wird die Hinterlist leicht entdekt, wenn irgend einmal ein denkender Kopf dazwischen kömt, welcher sich mit blosen Worten nicht wil abspeisen lassen. So hatten sich auch hier schon einige Mitglieder gefunden, die sich gegen einander beklagt, und ihre Zweifel sich wechselseitig mitgeteilt hatten; dabei einer dem andern entdekte: wie man mit ihm umgegangen war, was man ihm zugemutet, und was er getan hatte, welche Anfragen geschehen, und was für Antworten erfolgt waren. Ihre Zweifel hatten sie indeß nicht öffentlich gesagt, sondern miteinander abwarten wollen, was endlich aus der Sache werden würde. Und auf diese Art waren sie immer fortgeschritten, one daß man ein Mistrauen in sie gesezt hatte. — Endlich ward einmal eine ausserordentliche Versamlung einiger Auserwälten anberaumt, worin, nach einer künstlichen Einleitung, eröfnet ward: es sei ein Befel der Obern eingelaufen, daß iedes Mitglied dieser Versamlung ein von ienen überschiktes Ordenszeichen insgeheim auf der blosen Brust an einem Bande tragen solte, teils um sich bei gewissen Gelegenheiten einander zu erkennen, teils um es als Simbol der höhern Wissenschaften, zu welchen sie solten eingeweiht werden, zu betrachten. Dies Ordenszeichen ward ausgeteilt; und siehe da! es war ein Marienbild; mit magischen Karaktern umgeben. Ueber Mariens Haupte war die Sonne, und sie selbst stand auf einem halben Monde; beinahe so, wie sie in katolischen Ländern auf den

Säulen der unbeflekten Empfängnis, welche die Jesuiten an so vielen Orten haben aufrichten lassen, pflegt vorgestelt zu werden.

Hier riß einem iungen edlen Mann, der schon lange seinen Unmut in sich verborgen hatte, die Gedult. Er sagte dem Vorsteher geradezu:

„daß man endlich gar nicht absehen könte, wozu so „ser viel verkerte Dinge dienen solten, womit sie be„ständig aufgehalten würden, indessen die Obern noch „nichts von den vielen pompösen Versprechungen, „welche ihnen zu verschiedenen Zeiten getan worden „wären, gehalten hätten. Die Sache würde nun„mero so arg, daß es schiene, man wolle nicht blos „einen schändlichen Betrug zu spielen fortfaren; son„dern selbst dies neue Ordenszeichen vernere den ge„rechten Verdacht, daß weit aussehende unlautere „Absichten im Hinterhalte verborgen lägen.“

Er redete darauf namentlich den Diakonus auf eine ernsthafte Weise an:

„Ob er sich nicht schäme, daß er, als ein protestan„tischer Prediger, sich zu so vielen Alfanzereien habe „brauchen lassen, welche so stark nach dem Katolizis„mus schmekten?“

Er verlangte von ihm:

„daß er gerade heraus seine Meinung sagen solle, was „es mit diesem neuen Kinderspiele für eine Bewand„nis haben könne, und was dahinter verborgen sein „möge.“ — —

Der Diakonus war zwar ein schwacher, doch ein erlicher Mann, und war selbst bei Erblikkung dieses katolischen Bildes ein wenig befremdet gewesen. Da nun in ihn gedrungen ward, so gestand er: daß ihm allerdings dieses Bild der Jungfrau Maria unschiklich scheine, und er nicht recht wisse, was er dazu sagen solle.

Der beredte katolische Vorsteher nam zwar sogleich das Wort, und wolte sich, wie sonst geschehen, teils auf den Willen der hochweisen und hocherleuchteten Obern beziehen, teils sich mit einer lamen Anspielung durchhelfen, indem er ihnen zu Gemüte fürte, was ihnen über die jungfräuliche Erde sei mitgeteilet worden, als sie die Einweihung zu Priestern der Natur empfangen hätten. Aber es half nichts, die Misvergnügten hatten zu laut und zu deutlich geredet, und die Versamlung ging in ziemlicher Unordnung auseinander.

Nun ward von den listigen Vorstehern mit Eifer gearbeitet, um bei iedem einzelnen Mitgliede, teils durch Vorstellungen, teils durch Drohungen, teils durch Belonungen, das Misvergnügen zu dämpfen; aber es gelang nur bei wenigen. An dem Diakonus arbeiteten sie am eifrigsten, weil sie ihn brauchten, und weil ihnen der Einfluß wol bekant war, den ihm sein unbescholtener Lebenswandel bei seinen Mitbürgern gab. Um sich seiner noch mer zu versichern, suchten sie ihn noch näher mit sich zu verbinden; indem sie ihn mit dem Herrn Sabaoth bekant machten. Aber ob ihm gleich seine Neigung unwiderstehlich zu dunklen mistischen Dingen hinriß; so hatten doch einige mis-

vergnügte Brüder so deutlich und so eifrig mit ihm geredet, und hatten ihn so stuzzig gemacht, daß ihm die Schuppen von den Augen fielen, und er zurüksah, wie vielerlei unbedachtsame Schritte er seit zwei Jaren getan hatte. Er fing an sich zu schämen; und, weil er ein wirklich erlicher Mann war, der in der Tat alles in der beßten Absicht getan hatte, so fing er an sich ser zu bekümmern, und sich über seine getanen Schritte Gewissensvorwürfe zu machen. Und doch wußte er nicht, wie er aus der Verbindung, in der er so lange gewesen war, loskommen solte. Sein Gram darüber verursachte ihm ein heftiges hizziges Fieber. Im Parorismus sagte er vor einem seiner Verwandten und beßten Freunde, der ihm in der Krankheit beistand, viele Dinge aus, die er sonst vor allen Menschen würde geheim gehalten haben. Der Verwandte geriet in Erstaunen, da er auf dem Haupte des Kranken die Tonsur bemerkte, und in seinen izt unverschlossenen Papieren eine Menge höchst bedenklicher Korrespondenzen erblikte. Nachdem der Kranke genesen war, so konte ietzer nicht umhin ihn zu befragen: was denn die Tonsur und verschiedene andre Sachen, die er gefunden hätte, bedeuten solten? Dem Diakonus war durch den harten Stoß, den er erlitten hatte, das Blut abgekült; seine träumende Einbildungskraft fing an, dem Verstand Raum zu geben; er gestand seinem Freunde einen Teil seiner Feler, und bereute sie. Die Sache hatte aufferdem eine ser sonderbare Wendung genommen, und die List der Vorsteher hatte sie dennoch aus der Schlinge zu ziehen gewußt. — — — Hier wären Nachrichten hinzu zu sezzen, welche aber dem Papiere anzuvertrauen izt noch nicht ratsam ist.

Ich wil weiter nichts zu der Erzälung dieses merkwürdigen Vorfals hinzusezzen: sondern wil iedem redlichen Mann unter den Protestanten überlassen, darüber zu urteilen. Es ist so mancher würklich fromme und rechtschafene Mann unter uns, welcher aus beßter Meinung die Religion durch alle Mittel befördern wil. Ich ere und liebe solche Leute, auch wenn sie solche Mittel und solche Art des Vortrags wälen, die meinen Einsichten nicht gemäs sind. Lavater und Klaudius sind unter dieser Zal. Aber es kan doch wol nötig sein, sie zu errinnern, daß dunkle mistische Worte, deren rechte Bedeutung niemals erforscht worden, auf Wege leiten können, die sie gewiß nicht haben geben wollen. Es ist wol nötig sie zu errinnern, daß man bei hellem Lichte den Weg besser sehen kan, den man wandelt, daß auch die Vernunft ein Geschenk Gottes ist, und daß Religion mit derselben nicht streiten, sondern vielmer mit derselben in edler Harmonie bleiben müsse.

Wer hat nun detaillirter, umständlicher, bescheidener, warer gegen geheime Machinazionen geeifert? Die Berliner Monatsschrift oder die Warner und Monatsschriftsteller? — das Publikum sol entscheiden.

Von S. 490—503. wird ein Aufsaz eingerükt, der eine Satire sein sol. Er betrift das berüchtigte Religionsvereinigungswesen. Man weiß eigentlich nicht, ob der unterschriebene große Teologe über die Wiener Skribler, oder aber über die Berliner Bibliotek sich lustig machen wil; und wenn man den ganzen Aufsaz hundertmal durch-

gelesen hat; so weiß man am Ende weiter nichts, als daß die Wiener sich vereinigen wollen, die Protestanten nicht wollen, und der vortrefliche Aufsäzler die Untrüglichkeit der Kirche als das erste Hauptbedingnis ansieht, one welches gar keine Vereinigung zu denken. Er möchte herzlich gern die verirten Schäflein in den mütterlichen Schafstal, zurükfüren, und weil er nicht weiß, wie das Ding anzufangen, so wird er sich wol einsweilen begnügen, täglich im heiligen Meßopfer ein Memento pro diuinitus illustranda Secta haereticorum protestantium, vt reuniantur cum infallibi, ac solum beatificante ecclesia romano-catholica zu machen. Geht seine Intoleranz nicht weiter, als daß er meint, diese Herren irren, und faren nach ihrem Tode lebendig zum Teufel (das sezt doch wol alleinseligmachend voraus); und tut er sonst nichts, als daß er Gott um Erleuchtung der Kezzer, solte es auch nur am Karfreitag sein, bittet; so wollen wir ihm die wonnevolle Empfindung, die notwendig aus dem Gedanken entstehen muß, daß Gott sein besonderes Vergnügen an dem Elende von so vielen Millionen Selen finde, nicht rauben. Die Empfindung ist eines eheloſen Priesters würdig, der so äuserst selten menschlicher Gefüle teilhaftig werden kan. Es ist und bleibt doch einmal gewiß, daß nicht eher an eine Religionsvereinigung zu denken, bis der Grundsaz von der Untrüglichkeit und alleinseligmachenden Kirche aufgehoben ist. Eher können sich Protestanten mit Katoliken in gar keine Traktaten einlassen, und da Katoliken diesen Grundsaz nicht aufgeben können, one aufzuhören Katoliken zu sein, da Protestanten ihre so teuer erkaufte Denk- und Gewissensfreiheit nicht wegschleudern dürfen, one auf-

zuhören, Protestanten zu sein; so ist vor der Hand eine Religionsvereinigung platterdings unmöglich, ist — Chimäre pfiffiger Jesuiten und gutmütiger Protestanten. Es ist intolerant, von Protestanten die Verschleuderung ihrer Denk- und Gewissensfreiheit zu fodern, aber meines Erachtens eben so intolerant von Protestanten, unbedingt die Aufgabe ienes Grundsazzes geradezu von Katoliken zu verlangen. Möchten doch würdige Protestanten bedenken, daß hier durchaus nichts auf einmal bewirkt werden kan. Möchten doch auch sie bedenken, daß sie noch nicht allenthalben die köstliche Freiheit der eignen Untersuchung — freilich gegen des woltätigen Luters Sinn — genießen. Was haben sie nicht selbst gegen Simbolen und alle dergleichen statt der untrüglichen Kirche eingefürten Dinge zu kämpfen? Es giebt auch unter ihnen noch viele Kirchenlichter, die iene so angebetete Chimäre von Einheit der Protestanten als den köstlichsten Schaz aufbewaren, und verteidigen; es giebt auch unter ihnen noch Kirchenlichter, die allen gegen die Simbolen Lerenden das ewige Selenheil absprechen. Ich weiß, daß diese Leute durch dieses ihr Benemen gerade aufhören Protestanten zu sein, und durch diese Foderung protestantische Gemeinheiten zu katolischen klemeren Kirchen bilden. Allein fodert eine vernünftige Duldung nicht eben so wol, daß wir iene, welche nun einmal glauben, daß sie nur durch Glauben an Untrüglichkeit der Kirche oder Simbolen glüklich sein können, nie gewaltsam in ihrem sie wenigstens scheinbar glüklich machenden Glauben stören? — Sie wissen, wohin diese Aeuserung fürt, aber ich kan mich noch immer nicht überzeugen, daß die daraus entstehende Frage so ganz positiv schon

beantwortet sei. Ich hoffe diese Gedanken werden nicht misverstanden werden, da ich sonst nichts sagen wolte, als welche unumschränkte Denk- und Gewissensfreiheit ich für ieden Menschen fodere. — Ich kere zum obigen Thema zurük.

Eine volkommene Einheit bleibt also unmöglich; sie ist aber auch gar nicht dem Plane des Höchsten gemäs, und würde uns gerade wieder in die finstern Zeiten des elften Jarhunderts zurükfüren, wenn iemals der unselige Einfal einer Religionsvereinigung unter katolischen oder protestantischen Bedingnissen realisirt werden solte, und dabei nicht Freiheit der eignen Untersuchung zur Basis diente. Hätte Gott diese Einheit haben wollen; so hätte er unsre Empfindungswerkzeuge u. s. w. auch überein schaffen, uns unter ein Klima, in eine Regierungsform sezzen, einerlei Speisen geben müssen u. s. w. Denn ohnstrittig haben auch diese Dinge auf Simbolen Einfluß gehabt, wie aus einer Vergleichung der orientalischen Simbolen mit den okzidentalischen satsam erhellet.

Allein troz dieser Verschiedenheit in Meinungen können wir uns lieben; ia ich getraue mir zu behaupten, daß wir uns bei Verschiedenheit der Meinungen mer lieben können, als bei der Einheit, da wir dadurch entweder Hülfe erhalten, oder geben können, ie nachdem unsre Einsichten groß oder klein sein. Das ist eben der Feler, daß so viele noch immer die für ieden Stat pflichtmäßige Duldung auf Warheit der Lere gründen wollen. Sie gründet sich darauf ganz und gar nicht; sondern entquilt aus den Zwekken der

bürgerlichen Geselschaft, und den natürlichen Rechten des Menschen, und man ist intolerant, so lange man Duldung für Gnade, nicht für Pflicht ansieht. Diese Grundsäzze sind volständig in der vortreflichen Eberhardischen Apologie entwikkelt, wohin ich also verweise. Zweiter Band II. et III. Besonders rate ich dem Herrn Verfasser dieses Aufsazzes an, hier recht bedächtlich zu lesen und sich zu erbauen, und dann daraus zu lernen, daß Vereinigung ganz und gar unmöglich sei; und daß der Menschheit kein größeres Unglük vor der Hand zustoßen könte, als wenn wirklich diese von bigotten und schwärmerischen Köpfen projektirte Vereinigung zu Stande käme. Die Ausfälle auf die Berliner Bibliotek wird diese schon selbst beantworten, wenn sie es nicht anders für enterend hält, solchen Klopffechtern zu antworten.

Bei Gelegenheit als es in der Berliner Bibliotek heißt: „Wie viel möchten der aufgeklärten Köpfe in so großen „katolischen Ländern, wo noch ein so dikker Aberglauben „herscht, wol sein?“ machen die Monatsschriftsteller die Anmerkung — „Leider nur zu viel! und wir, wir beklagen genug, daß sogar unser altkatolisches Mainz von sogenanten aufgeklärten Köpfen nicht mer frei ist. Wir werden es uns zum Geschäfte nemen, dieselben almälig noch sicherer und namentlich ausfündig zu machen, um das unverdorbene Publikum gegen ihre im Finstern schleichende Unternemungen iederzeit warnen und verwaren zu können.“ Das Publikum ist unendlich auf dieses Verzeichnis begierig, vermutet aber nicht, daß er einen der Mitarbeiter an der Monatsschrift unter den aufgeklärten Köpfen finden

werde. Wenigstens würde das Publikum die Herausgeber, nach der Monatsschrift zu urteilen, sonst der Lüge strafen. Der Leser hat aber auch bemerkt, und wird es in der Folge noch bemerken, daß die Monatsschriftsteller immer viel versprechen und wenig halten. Sie wolten oben den Museumsbriefsteller, die Korrespondenten der Journalisten, die Hipokriten u. s. w. nennen, taten es aber nicht, und werden also wol dieses Verzeichnis schuldig bleiben. Es scheint mir fast, als ob die Herren, wie ächte spanische Großinquisitoren, so zu sagen, nur auf den Busch schlügen, um die Patrioten sich selbst verraten zu machen. Sieden und braten würden sie dieselben freilich nicht, das ist in Deutschland nicht mer Mode, aber exkommuniziren, bannen, exerziren ꝛc. ꝛc. Das wäre doch lustig und lieblich für die sanftmütigen Nachfolger Jesu. Sie sängen vermutlich zur Dankbarkeit das Te Deum laudamus in Tomo primae Classis; oder tränken auf den Untergang ihrer Woltäter, oder, wie sie solche nennen, ihrer Feinde ein paar Bouteillen Reinwein. Wol behage ihnen diese kristliche Sauftmut ! ! !

Sie geben uns aber auch noch durch diese Note die Lere, daß man diejenigen Leute, durch welche das Publikum irre gefürt werden könne, namentlich in Journalen auffüren, und dafür warnen könne. Diese Lere wollen wir benuzzen, und künftig vor den Bannfamilien, den Hipokriten, den Proselitenmachern, den teologischen Klopffechtern, den intoleranten Pfaffen, den iesuitischen Machinanten, den Hildebrandianern, den Statsfeinden, u. s. w. das Publikum recht oft warnen; denn wir halten diese

Herren für noch weit gefärlicher für den Stat, als sie die aufgeklärten Köpfe und die gesunde Vernunft für die katolische Religion!

Von S. 503. teilen die Monatsschriftsteller die Reskripte in Betref des Herrn Prof. Weishaupt mit, und loben das Verfaren S. K. D. zu Pfalzbaiern. Es ist nun Weltbekant, durch welche Schleichwege dieses Reskript erhalten worden (s. d. Zuschauer Heft 4) und daß S. K. D. hier gemisbraucht und überrascht worden. Die Reskripte selbst reden zu klar, als daß hier noch eine Note nötig wäre. Der einzige Grund, der angegeben wird, ist, weil er ein renomirter Illuminaten Logenmeister sei, diesem geben die Monatsschriftsteller ihren vollen Beifal. Aber ist denn bewiesen, daß die Illuminaten Verbrecher sind? Daß H. P. Weishaupt ein Logenmeister ist? Von den Jesuiten ist Königs- und Menschenmord und Statsverräterei rechtlich erwiesen. Gleichwol wird Niemand behaupten wollen, daß iemand seiner Stelle entlassen werden müsse, blos weil er Jesuit oder Exiesuit ist.

S. 506. machen uns die Monatsschrifsteller eine ganz neu erfundene Warheit bekant, „daß nemlich die strengste „Auffsicht und zwar mit einem ganz ortodoxen Mikroskop, „über die philosophische Lerart vonnöten sei.“ Wenn sie doch zugleich gesagt hätten, wo denn ein solches ortodoxes Mikroskop zu haben sei. In Rom, und Madrit, oder in Wien, Berlin, Halle, Dreßden? Wer es fabrizirt habe? P. Merz und Konsorten oder H. Hauptpastor Götz u. s. w.? Sie hätten sich da bestimter erklären sol-

len. Denn wer kent denn nun das ortodoxe Mikroskop? Können wir nicht angefürt werden und sehen nachher gar nicht, werden ganz blind! Im Ernst. Sie könten gegen das schönste Geschenk der Gottheit, gegen die Vernunft eifern? — Gegen sie, die zugleich der Grund aller offenbarten Religionen ist? — Das heißt in der Tat Religion untergraben, wenn man dem Gebäude die Grundpfeiler nimt.

Aus dem sogenanten gründlichen Aufsazze über die Seligsprechung der Menschen lernen wir weiter nichts, als daß es um die Heiligmachung doch immer ein ser mißliches Ding sei, indem weder Landesherr, noch Päbste und Bischöfe die Gründe der Handlung eines Verstorbenen einsehen können, und daß es folglich immer möglich sei, daß izt das Bild eines heuchlerischen Buben auf manchem Altare stehe, und zu ihm das ora pro nobis ertöne. Die richtigste Bemerkung ist diese, daß die Teologen und Pfaffen von ieher sich das Recht angemaßt haben, Martirer zu machen, daß sie sich dieses Recht auch izt noch nicht wollen nemen lassen, und daß sie es endlich auch izt noch sorgfältig ausüben.

S. 517 verwaren die Monatsschriftsteller die bischöflichen Gerechtsame gegen Herrn Hartleben, meinen, Landesherren sollen mit Bischöfen als mit einer unabhängigen Macht traktiren, und sprechen sogar dem Landesherrn das Recht der Inspekzion und Entscheidung, ob etwas dem State schädlich sei, ab.

S. 519 teilen die Monatsschriftsteller das Königl. Preussische Ministerialreskript in Betref H. K. Goekingk's mit. — Die erste Frage, die der Leser notwendig an diese Eiferer gegen Publizität tun muß, ist: Woher haben sie dieses noch nicht im Druk erschienene Reskript? Ist es Sünde und Verbrechen, Mainzer Befele zu publiziren, warum ist es dann in Mainz erlaubt, Kaiserl. Verordnungen, Verordnungen andrer Fürsten und Bischöfe und izt dieses Preussische Reskript zu publiziren? Wenn andre Höfe auf die Namen der Einsender drängen, wie würden sich da die Herausgeber der Mainzer Monatsschrift betragen? — Das Preußische Reskript ist aber auch gar nicht gegen die Publikazion; es sagt nur, daß eine Privatperson nicht ermächtigt sei, über die Handlungen, das Verfaren, und die Gesezze, die Maasregeln und Anordnungen des Souveräns und Höfe ihrer Statsbedienten ꝛc. öffentliche, sogar tadelnde Urteile oder aber Nachrichten, die ihr zukommen, durch den Druk bekant zu machen oder zu verbreiten — und giebt den Grund an, weil eine Privatperson in ihrer Lage dazu nicht fähig sei. Nun haben wir aber gesehen, daß die Mainzer Monatsschriftsteller in Mainz auch tadelnde Urteile über Befele ꝛc. der Souveräne gefält haben; sie haben auch Nachrichten, z. B. von der Kurpfälzischen Gesandschaft, von dem Kurfürsten selbst wegen der Dominikalsteuer publizirt, ia publiziren sogar eine Anekdote vom Könige von Preußen in dem nächsten Hefte; man kan sich also unmöglich in Mainz über andere Journalisten beklagen, one sich selbst zu widersprechen, und die Mainzer Monatsschriftsteller dürfen über andere nicht muchzen, wenn sie dadurch nicht zu erkennen geben wollen, daß sie blos

aus Eigennuz und Absicht schreiben, und daß sie sich zu katolischen Literar=Despoten aufwerfen wollen.

Das Beispiel des Preußischen Hofes spricht aber auch selbst für Publizität; mitten in Berlin selbst sind Preußische Verordnungen publizirt und kritisirt worden, und Niemand hat sich darüber beschwert. Aber warum sol denn auch eine Privatperson nicht ermächtigt sein? — Waren die Kommentatoren der römischen, salischen, suevischen und anderer Gesezze dazu fähig und ermächtigt, warum sol izt eine Privatperson, die in den gegenwärtigen Zeiten doch alles weit besser sehen kan, dazu nicht fähig und ermächtigt sein? Ueberdies ist diese Stimme des Privatmannes äuserst selten die Stimme eines einzigen Privatmannes; sondern die Stimme mererer Privatpersonen. Diese Stimme kan der Gesezgeber, der Hof ꝛc. nicht widerlegen; sie schleicht im Geheim herum, und kan schädlich werden. Wird das Urteil mererer Privatpersonen aber öffentlich vorgetragen, so ist der Regent, der Gesezgeber, der Hof, das Kollegium u. s. w. im Stande, das auch one dieses gedrukte Urteil übel unterrichtete Publikum zu beleren. Der Regent ꝛc. ist eben sowol schuldig, dem Volke Rechenschaft von seinen Handlungen zu geben, als das Volk izt allenthalben ihm die nämliche Rechenschaft geben muß. Diese Pflicht muß ihm heilig sein, weil er sich gerade dadurch die Liebe und Treue seiner Mitbürger erwirbt. — Ueberdieß werden über Höfe u. s. w. in den Journalen (das einzige Mainzer geistliche Journal ausgenommen) keine Urteile gefält, sondern Facta erzält, und das Urteil dem Publikum überlassen. Diese Facta sind aber schon vorher bekant. Erdichten kan

sie Niemand, weil kein Journalist Facta auf das Wort eines Anonymi einrükt, und der Einsender eines erdichteten Facti zur Anduug angezeigt zu werden befürchten muß. Der einzige Fal ist also der, daß ein Factum verstümmelt erzält werde, aber dadurch verliert Niemand, weil es sogleich berichtigt werden kan, und wird. Ja derienige, von dem ein Factum verstümmelt erzält wurde, gewint durch diese Berichtigung unendlich mer, als wenn das Factum von Mund zu Mund verstümmelt fortgeschlichen, und stäts verstümmelter geworden wäre. Endlich ist das Geschrei der Mainzer gegen falsche Facta u. s. w. in Schlözers Statsanzeigen u. s. w. offenbar selbst falsch. Sie sollen doch die Falsa anzeigen, nicht im Algemeinen räsoniren, was nichts hilft, und wodurch sich die Herrn nur verdächtig machen. Auch scheinen sie iede Gegennachricht für einen Beweis der Falschheit anzusehen, und oft beweißt doch diese Nachricht selbst die Warheit. Man vergleiche H. G. V. Lehenbauers Schrift und Schlözers Briefe nach Eichstädt, den Justizmord von Amberg u. s. w. Und überhaupt wil man dann den Nuzzen der Publizität gar nicht in Anschlag bringen? Nicht auch die Rechte des Bürgers anerkennen? Nicht das Beispiel der Reichsgerichte ansehen? Auf die übrigen Einwendungen habe ich schon geantwortet. Der Leser vermißt übrigens das Spandau, womit die Monatsschriftsteller oben drohten. Nach Gründen, one Exkommunikazion, Glaubensbekäntnis, Suspension, Todsünde, u. s. w. wird dem Hn. Kanzleidirektor aufgelegt, seine Entschuldigung und Verteidigungsgründe und Vorschläge anzugeben. Die Monatsschriftsteller sehen nicht ein, daß sie ein weit herberes Reskript

verdient hätten. Von ihnen ist nicht nur gewiß, daß sie sich der Gefar ausgesezt haben, Verläumdungen ꝛc. auszustreuen; sondern es ist erwiesen, daß sie es wirklich und zwar mit Vorbedacht getan haben. Die Monatsschriftsteller dürften änliche Gesinnungen, als die Leser in der Monatsschrift gefunden haben, gegen Kaiserl. Maiestät, gegen den Pabst, gegen verschiedene Landesherren, und gegen die Landeshoheit insbesondere nicht äusern, wenn sie als wirkliche Geschäftsmänner sprächen! Wie viel weniger dürfen sie es als anonime Schriftsteller! Se. Kurfürstliche Gnaden müssen daher notwendig kompromittirt werden. Die Sache hätte ruhig abgehen können, wenn man nicht von Mainz aus Goekingk, Schlözer und andere Journalisten, wie Feinde von Kurmainz behandelt hätte. Die Monatsschrift ist zu schlecht, als daß sie hätte bekant werden, und Aufsehen machen sollen; nachdem aber diese Monatsschrift gleichsam die Hofzeitung ist, in welcher die Manifeste, die Unterhandlungen, die Siege und die Friedensschlüsse gegen die sogenante Feinde von Kurmainz — Schlözer, Goekingk, das Museum u. s. w. angezeigt, geheime Hofartikel geliefert, und fremde Höfe wie Journalisten behandelt werden; so dürften Verdrüßlichkeiten nicht ausbleiben. —

Für das Kompliment in der Note S. 520 danke untertänigst, wil nächstens nach Mainz kommen, meine Sünde Ihro Hochwürden beichten, mich absolviren lassen, und — nicht bessern. Schlüßlich bitte ich sie nicht blos zu warnen; sondern weil sie doch alles zu wissen scheinen, einmal mit der Sprache herauszurükken, und nicht immer

so mistisch zu sprechen, wie — Jesuiten. Oder wollen sie etwa bald ein Auto da fe halten? — Wünsche Glük.

Die Monatsschriftsteller krönen dieses Heft mit einem in ächten Jesuiten Latein abgefaßten Schreiben an die Herausgeber der Helmstädter Annalen, worin sie ihre an Schimpfworten so reiche Vorratskammer aufschließen, und es höchlich übel nemen, daß man in Helmstädt die Herrn Schlözer und Goekingk höher schäzt als die gnädigen Herausgeber der Mainzer Monatsschrift. Eine Stelle, die von dem auserordentlichen Stolze dieser Herren zeugt, muß ich dem Leser mitteilen: *Honorem inuidiosum*, sagen sie, nuncupatis, quem vindiciis nostris DD. *Schloezero* et *Goekingkio* in nostris commentariis detulimus. Non inuidemus hunc vobis honorem, vosque, qui ita vultis, nunc in eius partem ad perpetuam rei memoriam venire finimus, plura spondentes, si pergatis illaudabili odio rem catholicam (als wenn die Mainzer Herren ein Concilium oecumenicum ausmachten, als wenn ieder, der die Mainzer Monatsschriftsteller angreift, zugleich auch Feind der katolischen Religion wäre! Die Katoliken erkennen sie ia noch lange nicht für kompetente Richter) nostrasque lucubrationes persequi — (crimen laesae maiestatis) — Neque etiam repugnamus, si et istam desideratis gloriam, quae istis duobus *pugilibus*, (nun möchte ich doch wissen, wie man die Mainzer nennen, welche Beinamen man diesen Lilliputsgeschöpfen geben solte) qui nunc cum honore videntur e theatro discessuri, et quietem captaturi partim Ratis-

bonae, partim a suis principibus obtigit. (a) — Die Herrn Helmstädter mögen sich also in Acht nemen, daß sie von den Herrn Monatsschriftstellergen nicht auch als Feinde von Kurmainz behandelt werden! Damit man in Helmstädt aber künftig vor den Mainzer Männergen doch auch den Hut abnemen möge; so erhalten sie noch folgende Lere, bei der der unbefangene Leser notwendig wieder die Anmerkung machen muß, daß es in der Tat höchst sonderbar klinge, daß die Herausgeber der Mainzer Monatsschrift, welche ieden auch noch so vernünftigen Tadel, iede Kritik ihrer Hefte und Grundsäzze für leidenschaftlichen und neidvollen Tadel der Ausländer, oder größtentheils der Inländer, die aus persönlichem Hasse an der Monatsschrift was auszusezzen fänden, und die sich nur über sie one Grund lustig machen wollen, ausgeben, im Gegenteil iedes Kompliment, das ihnen in Mainz, Banz, Frankfurt und Gießen gemacht wird, sorgfältig ausposaunen. Wenn in der Tat ienes Geschrei Warheit wäre; so könte man ihnen ia eben sowol vorwerfen, daß auch sie Freunde haben, die mit Banz, Frankfurt und Gießen in Korrespondenz stünden, und die Rezensionen dahin einsendeten. Noch Niemand

---

(a) Wie ganz anders denkt der Rezensent der Schlözerschen Statsanzeigen in der algemeinen Deutschen Bibliotek. S. 603. Band 61. 2. St. — Da die Herausgeber diese ihnen so heilsame alg. D. B. lesen (möchte ich doch auch sagen können, verdauen); so darf ich blos dahin verweisen, und bitte sie, die Stelle nachzuschlagen und zu überdenken, fals ihre Geschäfte ihnen erlauben, solche für die Menschheit wichtige Warheiten zu überdenken.

hat das laut gesagt; und Niemand wird es sagen, bis er es erweisen kan. Die Rezensenten in diesen Zeitungen ꝛc. haben andere Gesichtspunkte, in Helmstädt u. s. w. hat man wieder andere. Das Publikum kan alle Rezensionen mit dem Werke selbst vergleichen, und dann urteilen. Allein diese Herren glauben, daß man ihnen gar nichts mit Grund vorwerfen könne. — Diese oben angefürte Lere lautet nun, wie folgt:

Vniuersim mirandum est, ita dissidere crisin vestram a iudicio aliorum *emunctioris naris* criticorum tam catholicorum quam protestantium, puta *Moguntinensium*, (a) *Banzensium*, *Frankofordiensium*, *Gissensium*, *Halensium* cet. (b) qui omnes vel abscisse, & sine exceptione commentarios nostros laudibus cumulant, vel saltem pleraque omnia, ac præcipue materiarum *delectum*, *grauitatem*, sententiarum *stilique moderationem* (c), *iudicii soliditatem*, *libertatemque* consentaneam promissis primaeque delineationi

---

(a) Apprime ad rem est, quod praeter multa alia aliis locis Moguntinenses scribunt: ieder unbefangene Freund *ächter* geistlicher Literatur wird der Fortsezung sehnlich entgegen sehen, und bei dem *hæmischen Gekræchze* des Helmstædter *Zwitterrezensenten* mit ganz gelassener Seele denken; *Liceat inter olores anserem strepere.* — Die Herausgeber merken es sich doch ein für allemal, daß die Stimme der Mainzer Anzeiger wegen der wechselseitigen Harmonie verdächtig ist und bleibt.

(b) Wer sind die ceteri — Die Großsprecher!

(c) Möchte doch wissen, was die Leute unter Stili moderationem verstünden. Etwa Schimpfen? —

operis profecutionem: ſemper ſibi ſimilem commendant, & hinc Moguntinorum in re literaria progreſſibus ſub immortali *Friderico Carolo Joſepho* mirum in modum gratulantur. Vos nec vnam in iis lucubratiunculam, nec vnam lineolam deprehenditis, quam laude dignam cenſeatis. Nihil a ferula veſtra cenſoria tutum eſt. Ipſe iam conatus noſter publicaque denuntiatio haud obſcure vos offendit. Aliquid myſterii lateat, neceſſe eſt. Erit haud dubie vel generale in animis veſtris aduerſus omnes catholicorum in literis conatus odium, vel imberbium quorundam iuuenum ſiue apud nos, ſiue apud vos ſtudium, qui aut petulantia, aut offenſione inducti, folia veſtra ſubmiſſis ſcribillationibus, aut denuntiationibus inquinant, quod ſane duumuiris ſupra nominatis male vertit. —

In der Tat, das nenne ich doch Stili moderationem.

Das ſechſte Heft fängt mit einer Generalvikariatsverordnung, das Nachſuchen der Dispenſazionen in Rom betreffend, an, die ich bereits im 2. Heft des deutſchen Zuſchauers, und alſo zwei Monate früher als die Monatsſchriftſteller, publizirte. Die lange Note, worin die Herren die Gerechtigkeit dieſer Verordnung dartun wollen, iſt überflüßig. Nur finſtere Köpfe können ſich einbilden, daß der Pabſt einem deutſchen Biſchofe was zu befelen habe. Hätten ſie dafür bewieſen, daß es nicht nur beſſer, ſondern auch gerechter und anſtändiger ſei Van-Eſpen's angefürten Wunſch zu erfüllen, und das römiſche Geldka-

nälgen ganz zu verstopfen, und daß es für uns Deutsche höchst lächerlich sei, die römischen Kurialisten und Statsdiener zu füttern. Es würde auch gut gewesen sein, anzuzeigen, ob das placetum episcopale unentgeltlich gegeben oder noch einmal nach schon einmal nach Rom spedirten Sümmgen mit barem Gelde ausgelößt werden müsse. Wenigstens kan dieser Zweifel im Auslande entstehen, und dann dürfte, im Falle wirklich diese doppelte Zalung notwendig wäre, der Vorwurf einer Finanzoperazion nicht ausbleiben.

Hierauf teilen die Monatsschriftsteller eine Salzburgische Verordnung mit, und bemerken, daß das hohe Erzstift Salzburg erst vor kurzem so heilsame (in Maintz auch erst vor kurzem 1782) Beispiele nachgeamt habe. Wie versichern uns aber nun die Monatsschriftsteller, daß auch diese Salzburgische Urkunde und Verordnung ächt und unverstümmelt sei, da sie weder ihren Gewärsmann, noch sich selbst nennen? — Sie haben doch nicht etwa das Commissorium von allen deutschen Fürsten und Bischöfen, Urkunden und Verordnungen in extenso zu publiziren? Warum wollen sie denn also andern Journalisten dieses verweren? Die Monatsschriftsteller kommentiren diese und alle inn- und ausländische Verordnungen ebenfals, und glauben sich dazu als Privatpersonen, und noch dazu als anonime Privatpersonen ermächtiget, warum sollen das andere genente Privatpersonen nicht dürfen? Welcher Unterschied ist zwischen ihnen und dem Herrn Schlözer ꝛc.? Haben sie etwa das Kommentir- und Edir-Monopolium! So lassen sie die Urkunden drukken, durch welche sie mit diesem litterarischen

Despotism begnadigt worden. Oder sind sie etwa die infallibiles und die doctissimi? —

Bei der Nachricht von der Gräflich Sikingischen Toleranz wäre es der Monatsschriftsteller Pflicht gewesen, wenn sie so genau wären, als ein Schlözer und Goekingk, in einem der folgenden Hefte auch der Bitschrift Erwänung zu tun, welche die evangelische Gemeinde (a) beim Reichstage durch Kursachsen hat diktiren lassen. Diese Gemeinde verlangt das als Recht, was der Herr Graf nur als Gnade zugestehen wil. Sie können nicht unterlassen, dem Herrn Grafen bei der toleranten Freigebigkeit eine Errinnerung zu geben, daß er auch freigebig gegen die Katoliken sein möchte. Da man izt Grundsäzze vom deutschen katolischen Kirchenеigentume aufstelt, warum werden denn Paramente u. s. w. aus diesem Kirchenfond nicht angeschaft? Warum wil man blos die fructus geniesen, nicht auch die onera tragen? —

In der Kritik der Weberschen Predigt vermisse ich iene Unbefangenheit, welche die Monatsschriftsteller im Plane versprachen. Es ist doch historisch war, daß die goldenen Tage des Kristentums entflohen sind, sobald die Kirche zu einer äußern Macht gelangte, (die ihr nach Jesu Sinne nie zukommt) sobald man den Glauben an eine Reihe von Lervorschriften zu fesseln anfing, und iede Partie, nachdem sie die Oberhand behauptete, sich das Monopol der Warheit, des Beifals Gottes, und der künftigen Selig-

(a) s. deutschen Zuschauer 5. Heft.

keit anmaßte, ia mit der Fakkel der Furie in der Hand ihre Vermerungssucht zu stillen suchte . . . Freilich, wer seine Kirchengeschichte nur aus Baronii Annalen hat, der findet hier historische Unrichtigkeit; wer aber die Urkunden der ersten Kristen selbst nachschlägt, dem ist es historisch war. Man lese nur Semler, Mosheim, Walch, Eberhards Apologie u. s. w. um sich von der historischen Warheit zu überzeugen, und die philosophische Richtigkeit des Sazzes, daß iene Lervorschriften solche Folgen gehabt, einzusehen. Das Wort Kirche hat freilich blos als Wort kein Unheil angerichtet, allein die Begriffe, welche die Religionslerer damit verbanden, die Rechte, die man ihr zuschrieb, die übertriebene Erfurcht, die man Fürsten für die Kirche einflößte, diese haben uns in ein Labirint und in ein Elend gestürzt, aus welchem wir uns vieleicht erst in zehn Menschenaltern wieder herauswinden können.

Sie finden an einer Reihe von Lervorschriften nichts Böses? — Warum widerlegten sie denn aber nicht wenigstens iene, die darin viel Böses finden? Ist es nicht Wille des Höchsten, daß wir täglich in der Erkäntnis fortschreiten? Und wird nicht durch Lervorschriften dieses Fortschreiten gehemt? Es ist war, troz alles Bestrebens der geistlichen Macht, hat sich der menschliche Verstand durch diese Lervorschriften hindurchgearbeitet; aber welche gewaltsame Mittel! welche Revoluzionen! Wie viel Menschen Blut und Menschen Leben hat dieses nicht gekostet, was one iene Lervorschriften früher und weit leichter hätte geschehen können? — Sie haben Recht, auch andere Religionen haben ihre Lervorschriften; allein alle ädle, recht-

schaffene, praktische Kristen arbeiten daran, uns von diesen lezten Fesseln des menschlichen Verstandes zu entledigen, die Vernunft in ihre natürliche Rechte einzusezzen; das praktische, so ser verkente, Kristentum zu befördern, und uns von den gefärlichen Ulemas, diesen Unterdrükkern der Menschen Rechte, zu befreien.

Ihr Tadel des von dem H. Pfarrer Weber nicht zuerst aufgestelten Grundsazzes, daß Menschenliebe nur das einzige Gebot des Kristen sei, ist eben so ungegründet. Haben sie doch die Gefälligkeit uns zu beleren, wie man Gott anders als durch Menschenliebe, und ich sezze hinzu, als blos durch verädelte Selbstliebe, lieben köune? Sagen sie uns doch was besser auf den gemeinen Mann wirkt: du mußt Gott lieben: oder du mußt dich selbst ädel lieben? Der Mensch, den verädelte Selbstliebe zu Handlungen leitet, liebt seine Mitmenschen, und Gott immer mer, als der, welcher von oben herab anfängt, und den verkerten Weg betrit. Aus Liebe zu Gott läuft der Schwärmer in die Klöster und nach Wallfarten, vergißt aus Liebe zu Gott die Leiden der Menschen, vergißt aus Liebe zu Gott die Verädlung seines eignen Herzens. Dieses war der natürliche Gang des menschlichen Verstandes, und Geschichte bestätigt es, daß so manche Müttergen aus Liebe zu Gott mit ihrem Vermögen die Mönche fütterten, und mästeten, wärend daß sie ihre Kinder darbend hinterließen, und zwangen, von diesen gefütterten und gemästeten Mönchen das Bettelbrod zu fodern, das ihnen diese aus Liebe zu Gott so oft versagten. Sie müssen aber in der Tat in den Schriften der englischen und deutschen

Philosophen ser fremd sein, daß sie diesen schon längst bekanten Saz sonderbar nennen. Er ist schon längst gesagt, bestritten und ventilirt worden. Wären sie auch nicht der Meinung; so hätten sie doch wenigstens die Gegengründe angeben sollen. Man solte sich aber eigentlich über diese Aeußerungen nicht wundern; sie haben sich ia oben als Feinde der Menschen und Selbstliebe erkläret! Möchten sie doch nur diese Grundsäzze in der Teorie haben, nicht in Praxin übertragen, nicht sogar Menschen hassen und Martirer machen!!!

Niemand wird einsehen können, warum die Monatsschriftsteller S. 548. in der Speierschen Verordnung, die Kleidung der Geistlichen betreffend, verschiedenes groß drukken ließen, wenn er sich nicht entsint, daß im Mainzischen die nämliche Verordnung auch vor einigen Jaren ergangen. Man wolte sich also hier ein Kompliment machen und die hohe und niedere Geistlichkeit ermanen, fein gehorsam zu sein. Allein ist es denn so ausgemacht, daß ein langer schwarzer, bis an die Knöchel reichender Rok, der wie eine Mönchskutte aussieht, gerade die anständigste Kleidung für einen Religionslerer sei? Ich gebe zu, daß der Religionslerer mit gutem Beispiele vorgehen, und der entfernteste vom Luxus sein müsse. Aber wird denn das durch die Mönchskutte erreicht? Der Rok und Mantel sind insgemein von ausländischem Zeug, wärend daß das inländische Tuch, Stuft u. s. w. liegen bleibt. Das heißt aber Luxus. Ferner, warum sol nun gerade der Verkündiger der Freude und Ruhe bringenden Gebote die Farbe der Trauer tragen, und uns durch seine Kleidung erin-

nern, daß wir, wie er, stäts trauren sollen? Und endlich woher erhält denn der geistliche Regent die Macht, einen freien deutschen Religionslerer zu zwingen, daß er sich ir eine Kutte stekke? Der Stat kan wol verordnen, daß Niemand luxuöse Kleidung trage, kan auch wol befelen, sich blos in inländische Fabrikaten zu kleiden, aber wie er befelen könne, diese so zugeschnittene, so gefärbte Kleidung zu tragen, nur diesen so ausstaffirten Hut aufzusezzen, kurz, wie er die freien Religionslerer, die sich dazu nicht verbindlich gemacht hatten, gleich einem Heere Soldaten, wobei aber ganz andere Gründe eintreten, in eine auszeichnende, singuläre Kleidung stekken, und als ob auch sie ein Heer Soldaten wären, überein montiren könne, und dürfe, davon kan ich keinen Rechtsgrund finden. Diese singuläre Kleidung hat aber auch seine Nachteile. Der geistliche Stand, der onehin höher geschäzt wird, als er verdient, weil die Glieder desselben sich wider Warheit, Recht und Billigkeit für Ambassadeurs plenipotentiairs der Gottheit ausgeben, gewinnen durch diese Sonderheitlichkeit ungemein an Ansehen und Gewicht. Der gemeine Manu sieht sie als kleine Herrgottgen an, fürchtet sie blos, und hat zu den stolzen Herren auser dem Beichtstule kein Zutrauen. Wie viel dadurch ächte Tugend verringert wird, kan ieder einsehen, der nur die Gefälligkeit haben wil, sich in ein Land zu bemühen, wo die Kapuzinerpfaffen, diese singulärsten Menschen, ihren Unfug treiben.

Die römischen Nachrichten, die man insgesamt auch in dem Diario ordinario di Roma findet (die erste gleich in 1064 u. s. w.) sind so unbedeutend für uns Deutsche,

daß ich gar nicht begreifen kan, wie solche einsichtsvolle Herren dergleichen Zeitungsnachrichten noch einmal drukken, sich vom deutschen Publikum bezalen lassen, und denn doch noch auf Uneigennüzzigkeit pochen können! Was interessirt uns, daß Herr Buschi Erzbischof in Ephesus geworden? u. s. w. Mag er doch Erzbischof im Cap, in Madagaskar auf der Linie oder sonst wo geworden sein. Das alles interessirt uns noch weit weniger, als daß die Königin von Portugal diesen oder ienen Herrn zum Leutnant ernent habe. Ueberhaupt aber hat man schon lange das Ernennen der Bischöfe in partibus getadelt, und gewiß mit einigem Grunde. Sähe es der Großsultan nicht für ein Kinderspiel an, so wäre er allerdings befugt, den Herrn Fürst Oberbischof in allem Ernste zu fragen, wie er sich unterfangen könne, einen Erzbischof in Athen, Korinth u. s. w. zu ernennen. Es klingt sonderbar ein Erzbischof über Griechen, Muhametaner u. s. w. Andre wollen hierin gar die Herschsucht des römischen Hofes, und seine wolwollende Meinung, alles unter seinen eisernen Stab zu zwingen, finden. Sei das aber auch nicht, so bleibt es immer so lächerlich, als wenn der Pabst einen Episcopum iudaeorum ernennen wolte.

S. 551 teilen die Monatsschriftsteller eine Anekdote von dem Könige von Preussen mit, von der sie selbst gestehen, daß sie wol für nichts anderes, als für einen scherzhaften Gedanken eines andern angesehen werden könne. Warum lassen sie denn also solche drukken? Man trägt sich auch mit allerhand Anekdoten von Mainz herum, z. B. von dem artigen satirischen Gemälde auf Demois. - - - -; aber eben weil man von der Warheit nicht überzeugt ist; so läßt man solche Sachen

nicht drukken. Ich kan ihnen aber doch nicht eine Anmerkung vorenthalten, die ein einsichtsvoller, lustiger Mann machte, als er sich bis zu dieser Stelle durch ihre Monatsschrift hindurch gearbeitet hatte. Er meinte, das Publikum würde an die Fähigkeit, Gelertheit und Verstand merer sonst angesehener Personen in Mainz, ia sogar an die dasige Aufgeklärtheit und Aufklärung geglaubt haben, wofern nur nicht die Monatsschrift von geistlichen Sachen erschienen wäre.

Die neue Montirung der Kapuziner zu Wien, und die Zurükweisung der Passauer Mönche in Passauer Klöster u. s. w. geschah also mittelst Hofdekrets und mittelst einer Regierungsverordnung. Hat hier der Kaiser seine Wünsche und Willensmeinung auch erst dem Vicario generali, Prouicario u. s. w. bekant gemacht? Warum merken sie hier nichts an, da sie doch allezeit das erwünschlich u. s. w. recht groß drukken lassen.

S. 553 teilen die Monatsschriftsteller die befremdliche Nachricht mit, wie folgt:

„Nach Briefen aus Weißrußland vermert sich die „Zal der daselbst in Ansehen stehenden Jesuiten ser. „Sie sollen durch ihr leutseliges Betragen, durch ihre „Nachgiebigkeit, und durch ihren frommen Eifer den „größeren Teil der griechischen Bischöfe bereits an „sich gezogen haben, und man glaubt, daß durch „eine solche vernünftige Behandlung die Vereinigung „der römischen und griechischen Kirche leichter als iemals bewirkt werden könte."

Das ist eben die Klage nicht nur von Protestanten, sondern auch von vernünftigen Katoliken, daß die Jesuiten durch tausenderlei Schlangenkünste in die Staten sich einzuschleichen wußten, und diese Staten dann selbst beherschten, unterjochten, unglüklich machten. Frankreichs Geschichte bietet ein auffallendes Beispiel dar, was Jesuiten bewirken konten. Troz aller Widersezlichkeit der Bischöfe und Parlamenter nisteten sich diese Schlangen in Frankreich, und bissen in den Bußen derjenigen, die sie so liebreich endlich aufnamen. Sie rissen nebst Vermögen und Reichtümern auch die Verwaltung der Statsgeschäfte an sich, und Heinrich der vierte, ja selbst Ludewig 14 mußten die Schwere ihrer eisernen Hand empfinden. Bei dem mitgeteilten Reichshofrats-Concl. in Sachen des Herrn Fürsten von Salzburg gegen das dasige hohe Domkapitul machen sie die Anmerkung, daß dergleichen Conclusa izt viel häufiger seien als sonst, und dem Leser fält auch zugleich dabei ein, daß auch die Metropolitan-Conclusa izt viel häufiger ergehen als sonst. Sie hätten, sagen sie 556, das obige Conclusum mit gründlichen Anmerkungen begleitet, wie es iedem Privatkanonisten erlaubt sei, wenn sie es früher erhalten hätten. Sie erkennen also hiedurch an, daß eine Privatperson ermächtigt sei, über fürstliche und andere Rechtssprüche zu urteilen, und doch tadelten sie Hn. Hofrat Schlözer, daß er auch ein Privaturteil über einen Mainzer Generalvikariats Rechtsspruch publizirte. Sie wollen ungeheuchelt dem Publikum ihre Bemerkungen zur Beurteilung mitteilen. Gut. Tat aber Herr Hofrat Schlözer etwas anders? Er teilte auch ungeheuchelt, und gewiß ungeheuchelter, als sie, seine Be-

merkungen zur Beurteilung mit. Was für ein Unterschied ist also zwischen Herrn Hofrat Schlözer und ihnen? — Sie sagten, er urteilte falsch; aber wir sagen und beweisen von ihnen, daß auch sie falsch urteilen. Sie müssen also einräumen, daß sie sich entweder für Viros infallibiles apostolicos halten, oder daß sie inkonsequent schreiben und handeln, an andern tadeln, was sie selbst tun, und auf Kosten der deutschen Bürgerfreiheit sich ein geistliches Kommentir- und Edir-Monopolium erwerben wollen. Kommentiren und ediren sie immerhin, das wird ihnen Niemand weren, aber gönnen sie nur auch andern deutschen Männern die Freiheit, ihre Meinung zu sagen, und fangen sie nicht einen Lärm an, als ob das ganze heilige römische Reich und die alleinseligmachende katolische Religion zu Grunde gehe, wenn eine protestantische Privatperson sich erlaubt, ihre deutsche Meinung über einen Generalvikariatsrechtsspruch frei, mit Vorsezzung ihres Namens, was sie nicht einmal tun, zu sagen. Urteilt diese Privatperson nicht nach Monatsschriftstellerischem Sinne, so beleren sie solche. Das ist alles, wozu sie berechtigt sind. Aber diese Privatperson für einen Feind von Kurmainz, für einen Majestätsverbrecher ansehen ist eben so unartig, als wenn man sie wegen ihrer Anmerkungen über die Reichshofrats-Concluſa u. s. w. für Feinde des gesamten deutschen Reichs ansehen wolte. Und dann noch der Unterschied zwischen einem Kollegium fürs ganze Reich, und einem Vikariate für eine Provinz!!!

Bei den mitgeteilten Metropolitanurteilen finde ich nur zu errinnern, daß, fals solche und alle Urteile für

deutsche Kanonisten, Publizisten, und Rechtslerer von Nuzzen sein sollen, diesen Urteilen selbst allemal eine Aktenmäßige Geschichte vorhergehen, und die rationes decidendi et dubitandi, wenn dergleichen vorhanden, beigesezt werden müssen. Denn was lernen wir nun aus diesen Urteilen? — Daß die Metropolitangerichte zu Mainz eine höhere Instanz sind, sonst nichts. Bei Rezensirung der Schriften: was ist der Stat u. s. w. behaupten die Monatsschriftsteller mit der ihnen eignen Feinheit und Höflichkeit:

„die *materia prima* der milden Stiftungen müsse „immer im Schooße der Kirche bleiben.

oder wie man es richtiger übersezzen könte und solte:

die Kirche müsse stats nemen, aber niemals wieder geben.

Daß dieser Grundsaz leider! stäts ausgeübt worden, beweißt die Weltgeschichte. Indeß bleibt doch bei der Veränderung der Klostergüter immer die Frage, ob nicht die noch vorhandenen natürlichen Erben der Dotatoren um die Verwendung der Güter zu andern auch nüzlicheren Zwekken mitbefragt werden müssen. Es ist wider die Geschichte, wenn man behauptet, die Dotatoren haben die Bereicherung der Kirche zur Absicht gehabt. Sie schenkten grösstenteils ihr Vermögen diesen Mönchen, in diesem Kloster, damit diese stäts für sie Messe läsen, ihre Sünden abbäten, sie aus dem Fegfeuer erlößten u. s. w. Sobald diese Absicht nicht mer erfült wird, so scheint mir, das Vermögen müsse an die natürlichen Erben zurükfallen, wenn sie nicht großmütig selbst ihre Beistimmung zur an-

dern Verwendung geben. Ueberhaupt ist es der Mühe wert zu untersuchen, ob die Kirche im Algemeinen ein Eigentum haben könne, wie der Stat. Bei dem State ist es unbezweifelt war, da derselbe zu befriedigende Stats=bedürfnisse hat. Nicht so bei der Kirche. Das, was gewisse Herren kirchliche Bedürfnisse nennen, sind ware Statsbedürfnisse, und müssen aus der Masse des Stats befriedigt werden. Die Materie ist zu weitläufig, als daß sie hier ganz erörtert werden könne, ich werde mir die Freiheit nemen, sie im Zuschauer auseinander zu sezzen.

Die bekante Streitfrage: ob die Kirche im State oder der Stat in der Kirche sei; erklären die Monats=schriftsteller für eine Aequivokation und Sophisterei, we=nigstens für einen Misbegrif; und sagen, eine iede beson=dere kristliche Kirche sei in ihrem besondern State, und die ganze kristliche Kirche in allen Staten zusammenge=nommen, in welchen sie zerstreuet ist, weil sie in diese Staten teilweis aufgenommen, und darin, unbeschadet der Rechte der Regenten, ihren Siz und Schuz erhalten hat. Das ist es ia eben, worüber ieder freimütige deutsche Mann klagt, daß die hierarchische Kirchengewalt den Rechten der Regenten schade. In den ersten Zeiten frag=ten die geistlichen Hirten zwar einander, wie sie wol am beßten und glüklichsten das Volk unterrichten könten, aber sie bildeten keinen eignen Stat. Es maßte sich keiner eine Gewalt über den andern an, keiner machte einen Lan=desherrn in dem State, worin schon ein Landesherr war. Sie waren Statsuntertanen und mußten den Befelen des

Stats gehorsamen, konten keine eigne Befele geben. Izt bilden die Bischöfe aber einen eignen Stat, und stehen unter fremden Herren. Da Bischöfe izt oft auch Landesherren sind; so handeln sie, so oft sie befelen, nicht als Bischöfe, sondern als Fürsten, aber eben dadurch, daß man solche Fürstliche Verordnungen für Bischöfliche ausgab, ist das Unheil in die Welt gekommen. Es ist grundfalsch, wenn man sich den Bischof und den Fürst als zwei unabhängige Mächte denkt, die sich stäts in Haaren liegen. Ich habe die unseligen Folgen dieses Grundsazzes schon oben angefürt, und es bleibt doch war, daß nach Jesu Geboten der geistlichen Macht gar keine Befugnis zu herschen und zu befelen zukomme, und daß man den Fragmentisten durch wilkürliche Auslegungen von Schrifttexten die Waffen in die Hände gebe, und einräume, daß Jesus zur Absicht gehabt habe, ein politisches Reich zu stiften und sich zum Könige aufzuwerfen.

Bei dieser Gelegenheit rechtfertigen die Monatsschriftsteller Herrn Strauß S. 572, erweisen ihm aber schlechte Ere, indem sie Herrn Neureuter zum eigentlichen Verfasser machen. Als wenn Herr Strauß nicht Vater zu den Kindern und Produkten wäre, die auf seinen Namen in die Welt kommen. Wenn man einem Manne die Schriftsteller Ere absprechen wil, so muß man Gründe angeben, weil es ungerecht ist, einem Manne one weiteres vor dem Publikum zu sagen, daß der Mann nur den Namen zu fremden Kindern hergegeben habe.

Ueber die Vorteile, welche geistliche Minister dem State verschaft haben, liefern die Monatsschriftsteller eine eigne Apologie. Sie lautet wie folgt:

Diese Minister aus dem geistlichen Stande haben immer das gegründete Zutrauen der Regenten gehabt, daß sie vermöge ihres Berufs ein besonderes Augenmerk auf das Beßte der Religion richteten, und zugleich das Wol derselben und des Stats in gleichem Grade beförderten.

Wenn aber nur einzig auf das zeitliche Interesse des States gesehen, und die Religion nur als ein Nebending wie eine Magd angesehen, behandelt, oder gar von den ersten Dienern des States innerlich verachtet und verspottet wird; o wehe dem State! es werden dadurch nach und nach alle Grundvesten der bürgerlichen Pflichten untergraben werden, und endlich das ganze Gebäude in Trümmer zerfallen. Wenn nun dieses von den Staten insgemein war ist, so trift es doch besonders jene, die, wenn die alte Religion darin aufhört, oder nur leidet, alsdann einen totalen Umsturz notfolglich zu besorgen haben. In diesen ist die Religion die einzige Erhalterin des Ganzen. Die Fürsten solcher Staten müssen sich demnach wol umsehen, wie es mit der Religion ihrer Diener beschaffen seie, wenn sie nicht Gefar laufen wollen, daß diese die Werkzeuge selbst zum almäligen Untergange des States werden.

Sie berufen sich auf das blühende Frankreich, das seine Anlage zur dermaligen Größe vorzüglich den geistlichen Ministern zu verdanken habe. Sie müssen in der Tat ser schlecht in der französischen Geschichte bewandert sein, wenn sie so etwas zu behaupten sich getrauen. Wer war es, der Ludewig 13 bewegte, seine Mutter von sich

zu entfernen? Wer ließ den Herzog von Montmorenci, seiner großen Verdienste ongeachtet, enthaupten? Wer war es, der alle Großen seinen ergeizigen Absichten aufopferte? Wer war es, der den Adel, die Parlamenter, und selbst die Geistlichkeit zum Despotismus gewönte? Wer war es, als Richelieu? Unter was für Ministern wurden die Dragonermissionen vollzogen? Unter welchen verließen so viele Franzosen ihr Vaterland? — Wer bereicherte und hob seine Familie mer, als der sonst verdienstvolle, große Mazarini? Wer fürte dem Anfangs so keuschen und treuen Ludewig dem 15 die erste Maitresse zu, durch welchen Schritt Frankreich so viel verlor? Wenn hatten die Jesuiten volle Macht mit Königen zu spielen, wie mit Puppen? — Ich müßte den ganzen Tag schreiben, wenn ich alle die Nachteile, welche das französische Haus von geistlichen Ministern gehabt hat, erzälen wolte; und wie beißend ist nicht das Sinngedicht (a), worinn die geistlichen Minister den Straußen verglichen werden, wenn man dagegen hält, was im Leipziger Universallexikon T. 40. voce Straußvogel von diesem Vogel gesagt wird. „Die Strauße, heißt es, halten sich jederzeit Familien weiße auf, sind taub, und werden meist im Schlafe gefangen, ihrer Flügel ungeachtet können sie sich kaum von der Erde erheben. Ihr Magen wird durch fünf Zwergfälle in 5 Teile geteilt, daher kömt es auch, daß die Strauße so ungeheuer viel zu sich nemen können — deshalb auch der Strauß das Sinnbild der Heuchelei ist,

(a) Es steht, wenn ich nicht irre, in den Memoires secrettes pour servir à l'hiſtoire de France.

oder eines Menschen, der mittelmäßige Naturgaben besizt, aber eine äußerst boshafte Sele hat, die ihm nicht verstattet, iene zum Guten anzuwenden.“

Ich weiß nicht, ob dieses Gemälde eines französischen Schriftstellers von den französischen geistlichen Ministern gar zu rümlich ist. Es bleibt allezeit war, was Rousseau sagt: „Wehe dem State, dessen erste Bediente keine bürgerliche „Tugend besizzen!“ und leider! ist das der meiste Fall bei den Geistlichen. Titus, Augustus, Heinrich 4, Friederich, Katharina, Joseph die Grosen, haben keine Geistliche zu Ministern, und sehen nicht darauf, was die Leute glauben, sondern auf ihre Käntnisse und was sie tun, wie sie handeln. Der eheloſe Minister ist niemals so fer ans Vaterland gebunden, als der Mann, der Kinder hat, von denen der nachfolgende Regent Rechenschaft von der Ministerschaft des Vaters fodern kan. Er wird durch ware Verdienste die Freundschaft des Landesvaters und seiner Nachkömlinge zu erhalten sich bestreben. Das Herz des beweibten Ministers schlägt wärmer, er hat mer Gefül für das Elend der Untertanen, und verlangt niemals die Statsopfer, die ein Richelieu foderte. Man macht den weltlichen Ministern den Vorwurf, daß sie ihre Familien bereichern, und erheben. Es kan Fälle geben, wo es war ist; allein die geistlichen Minister haben eine noch größere Familie, die weit habsüchtiger ist, als irgend eine Ministerfamilie, nämlich Rom und die Priesterschaft, an welche sie durch das Zölibat gebunden werden. Dessen ongeachtet gestehe ich gern, daß es auch gute geistliche Minister geben könne, nur daß sie gewiß weit seltener sind, als weltliche große Männer; und daß der Stat bei

weltlichen und geistlichen Ministern von gleich großen Talenten bei den erstern immer besser daran ist.

S. 583 streichen die Monatsschriftsteller die Verdienste der Bischöfe um das deutsche Reich fer lebhaft heraus. Lassen sie uns den Vorhang über Dinge ziehen, die den deutschen Patrioten ein Aerger sind. Verlangen sie es aber, so sol auch dieser Vorhang weggezogen werden; nur schimpfen sie dann nicht auf den Patrioten, der aufgefodert, dieses tut.

S. 584 wundern sich die Monatsschriftsteller, daß Herr von Ruhstein die Gleichheit im Apostolat, mit dem Unterschied des Primats nicht zusammenreimen könne. Es können aber dieses recht viele Katoliken auch nicht zusammen reimen, ia diese gehen noch weiter, sie können sogar den Unterschied zwischen Bischöfen und Priestern nicht begreifen. Ich weiß nicht, ob Ihnen Apologia pro sententia Hieronymi de Episcopis et Presbyteris, Autore Davide Blondello, Amstelodami 1646 bekant ist. Sie solten dieses Büchlein wirklich lesen, und verschiedene vorgetragene Grundsäzze widerlegen, und gewisse fleisig gesammelte Facta umstoßen. Und dann möchte ich doch wol von ihnen einen Kommentar über Petri I. 5. selbst nach der Vulgata lesen, möchte das *Consenior*, und das spontanee erklärt haben.

S. 585 sagen die Monatsschriftsteller: Unter andern paradoxen und mit vielfältigen Zweideutigkeiten verwikkelten Säzzen behauptet auch der Verfasser §. 11. daß neben

der weltlichen Macht keine andere oberste geistliche Macht im State bestehen könne, daß die kristliche Religion, als eine Gesellschaft im State unter demselben stehe, §. 36 demselben untergeordnet sei. Lauter Mischmasch aus Mangel der deutlichen Begriffe, sagen sie. Sonderbar! Ist denn dieser Saz etwa so neu? Er ist so alt, als die kristliche Religion, als die menschliche Vernunft selbst.

„Freilich ist die weltliche Macht, faren sie fort, in Rükficht iener Gegenstände, die geradezu die Wolfart des Stats betreffen, unabhängig und souverän, und in so weit sind ihr auch alle Glieder der kristlichen Gemeinde, selbst die Vorsteher derselben, als Bürger des Stats untergeordnet; allein eben so ist auch die geistliche Macht in Betref iener Gegenstände, die den kristlichen Gottesdienst und das Selenheil gerade zu betreffen, souverän und unabhängig, und sind ihr in dieser Rükficht alle Glieder der kristlichen Gemeinde, seien sie, wer sie wollen, selbst die Monarchen und Regenten untergeordnet.“ Hier vermisse ich iene Deutlichkeit und Bestimtheit, die sie von obigem Schriftsteller foderten. 1) Alles zugegeben, wer bestimt nun, welche Gegenstände geradezu die Wolfart des States betreffen? Der Souverän oder der Priester? In iedem Falle dürfte das Urteil parteiisch ausfallen, und Niemand mer unter dieser Kollision leiden, als der Statsbürger. Sagen sie selbst, war nicht bei Heinrich 8 die nämliche Frage? Und sind selbst hiernach die Regenten von der geistlichen Macht nicht gar ser beraubt worden? Wir wollen nur ein einziges Beispiel annemen. Oben sagten

sie, daß Wallfarten, Segnungen, Ablässe u. s. w. die Wolfart des States nicht geradezu betreffen. Nun wird aber der Regent geradezu das Gegenteil behaupten. Meine Mitbürger werden dadurch Müßiggänger, wird er sagen, sie gewönen sich daran, Zeremonien mer Wert beizulegen, als der Erfüllung der Bürgerpflichten, sie werden abergläubisch u. s. w. und dadurch muß notwendig die Wolfart des States unmerklich, aber desto gewisser, desto stärker untergraben werden. Der Bischof wird mit seinen Adhärenten das Gegenteil behaupten. Wer sol entscheiden? — Der Primas? — So haben wir alle die unglüklichen Folgen wieder, welche aus diesem Grundsazze geflossen sind. Es bleibt also ein immerwärender Streit, wenn nicht der Souverän ganz und allein Souverän ist, wenn nicht alle Handlungen unter der Aufsicht des Stats sind, und wenn der geistlichen Macht mer zugestanden wird, als die Gesinnungen der Menschen zu berichtigen. Aber 2) scheinen sie aus einem grundfalschen Begriffe von Stat zu räsonniren. Sie scheinen mit Locke anzunemen, „der Stat sei eine Geselschaft von Menschen, die sich ver„einigen, ihre zeitliche Wolfart gemeinschaftlich zu beför„dern.“ Aus diesem Begriffe, aus welchem der gutherzige Locke die bürgerliche Toleranz folgerte, schlossen minder gutherzige die höhere Macht der Kirche. Sie folgerten ganz richtig, wenn es erlaubt ist zusammen zu treten, und gemeinschaftlich die zeitliche Glükseligkeit zu befördern; so muß es auch erlaubt sein, fals die ewige Glükseligkeit durch Handlungen erlangt werden kan, uns zu vereinen, um gemeinschaftlich unsre ewige Glükseligkeit zu befördern. Da nun der Stat sich blos um das Zeitliche bekümmert,

so muß es erlaubt sein, einer andern Macht die Sorge für die ewige Glükseligkeit anzuvertrauen; und diese Macht ist — die Kirche, und diese muß ihr Haupt um so mer über die weltliche Macht rekken, als wichtiger die ewige Glükseligkeit ist. Allein der Begrif selbst vom State ist falsch. „Sobald der Mensch, spricht der vortrefliche Moses Mendelssohn, zur Erkäntnis kömt, daß er ausserhalb der Geselschaft, so wenig die Pflichten gegen sich selbst und gegen den Urheber seines Daseins, als die Pflichten gegen seinen Nächsten erfüllen, und also one Gefül seines Elends nicht länger in seinem einsamen Zustande bleiben kan; so ist er verbunden, denselben zu verlassen, mit seines Gleichen in Geselschaft zu treten, um durch gegenseitige Hülfe ihre Bedürfnisse zu befriedigen, um durch gemeinsame Vorkerungen ihr gemeinsames Beßte zu befördern. Ihr gemeinsames Beßte aber begreift das Gegenwärtige sowol als das Zukünftige, das Geistliche sowol als das Irdische in sich. (Das heißt ihre ganze Glükseligkeit zu befördern, sich alle ihre natürlichen Rechte auszusichern, sich in Erfüllung aller ihrer natürlichen Pflichten behülflich zu sein. S. H. Prof. Eberhards neue Apologie des Sokrates.) Eins ist von dem andern, färt Hr. M. M. fort, unzertrenlich. One Erfüllung unsrer Obliegenheiten ist für uns weder hier, noch da, weder auf Erden, noch im Himmel ein Glük zu erwarten. Nun gehört zur waren Erfüllung unsrer Pflichten zweierlei: Handlung und Gesinnung. Durch die Handlung geschieht das, was die Pflicht erfodert, und die Gesinnung macht, daß es aus der waren Quelle komme, d. i. aus ächten Bewegungsgründen geschehe. Also Handlungen und Ge-

sinnungen gehören zur Volkommenheit des Menschen, und die Geselschaft hat, so viel als möglich, durch gemeinschaftliche Bemühungen für beides zu sorgen, das ist, die Handlungen der Mitglieder zum gemeinschaftlichen Beßten zu lenken, und Gesinnungen zu veranlaßen, die zu diesen Handlungen füren. Jenes ist die Regierung, dieses die Erziehung des geselligen Menschen. Zu beiden wird der Mensch durch Gründe geleitet, und zwar zu den Handlungen durch Bewegungsgründe und zu den Gesinnungen durch Warheitsgründe. Die Geselschaft hat also beide durch öffentliche Anstalten so einzurichten, daß sie zum algemeinen Beßten übereinstimmen." (a) Nach diesem ist also der Stat eine Geselschaft von Menschen, die sich vereinigen, um ihre ganze Glükseligkeit gemeinschaftlich zu befördern. Der oder dieienigen also, denen die Geselschaft die Sorge für ihre ganze Glükseligkeit übertragen hat, stellen Regierungen u. s. w. an, welche die Menschen zu Unterlassungen solcher Handlungen, welche der Geselschaft nachteilig, und zu solchen, welche derselben vorteilhaft sind, durch Zwang, durch Gesezze anhalten; sie stellen aber auch wieder Lerer an, die durch Warheitsgründe, durch Gebote — nie durch Gesezze, nie durch Zwang — die Gesinnungen der Menschen berichtigen, bewirken sollen, daß ihre Handlungen gut werden. Diese Lerer sind ware Statsbürger, und stehen, wie iene,

---

(a) Ueber das Ganze verdient Eberhards Apologie nachgelesen zu werden, wo auch zugleich erwiesen wird, daß der Mensch nie die Befugnis gehabt habe, ein Stük seiner Glükseligkeit zu vergessen.

welche die Aufsicht über die Handlungen haben, selbst unter der Aufsicht des Stats, dessen Vorsteher diese Leute von geübten Lerern prüfen lassen, ob sie zum Leramte die notwendigen Erkäntnisse und Fähigkeiten haben. Diese Lerer können daher nie eine unabhängige Macht werden, können nie befelen, stehen selbst unter den Regierungen, die allein zu sprechen haben, sobald von Handlungen die Rede ist. Auf der andern Seite aber ist es auch war, daß diese Lerer ihre, wenn ich mich so ausdrükken darf, geistige Gewalt selbst über den Regenten haben. Sie können ihn beleren, so gut wie ieden andern Menschen. Nur darf sich ihre Macht nicht weiter erstrekken. In einem solchen State können niemals Kollisionen entstehen, es ist alles deutlich und bestimt; statt daß im andern Falle, wenn die geistliche Macht einen unabhängigen Stat im State bildet, und selbst befielt, stäts alles in Verwirrung und Unordnung ist, wie die Geschichte beweißt. Und auf diese Grundsäzze gründet sich die vernünftige Religionsduldung, nach der ieder Bürger von der Regierung Schuz fodern kan, und darf, so lange seine Meinungen der Geselschaft nicht schädlich sind. Der Stat allein kömt hier in Betrachtung, und der Religionslerer hat hiebei nichts zu sagen, als zu leren. Ueber das Zeitliche und Ewige hören Sie den nämlichen treflichen Philosophen. „Von einer andern Seite, spricht er, ist es im genauesten Verstande weder der Warheit gemäs, noch dem Beßten der Menschen zuträglich, daß man das Zeitliche von dem Ewigen so scharf abschneide. Dem Menschen wird im Grunde nie eine Ewigkeit zu teil werden. Sein Ewiges ist blos ein unaufhörliches Zeitliche. Sein Zeitliches nimt nie ein

Ende, ist also ein wesentlicher Teil seiner Fortdauer, und mit derselben aus einem Stükke. Man verwirret die Begriffe, wenn man seine zeitliche Wolfart der ewigen Glükseligkeit entgegen sezzet. Und diese Verwirrung der Begriffe bleibt nicht one praktische Folgen. Sie verrükt den Wirkungskreiß der menschlichen Fähigkeiten, und spannet seine Kräfte über das Ziel hinaus, das ihm von der Vorsehung mit so vieler Weisheit gesezt worden. Auf dem dunkeln Pfade, den der Mensch hier zu wandeln hat, ist ihm gerade so viel Licht beschieden, als zu den nächsten Schritten, die er zu tun hat, nötig ist. Ein mereres würde ihn nur blenden, und iedes Seitenlicht nur verwirren. Es ist nötig, daß der Mensch unaufhörlich errinnert werde, mit diesem Leben sei nicht alles aus für ihn, es stehe ihm eine endlose Zukunft bevor, zu welcher sein Leben hienieden eine Vorbereitung sei, so wie in der ganzen Schöpfung iedes Gegenwärtige eine Vorbereitung aufs Künftige ist. Dieses Leben, sagen die Rabbinen, ist ein Vorgemach, in welchem man sich so anschikken muß, wie man im innern Zimmer erscheinen wil. Aber nun hütet euch auch, dieses Leben mit der Zukunft weiter in Gegensaz zu bringen, und die Menschen auf die Gedanken zu füren: ihre ware Wolfart in diesem Leben sei nicht einerlei mit ihrer ewigen Glükseligkeit in der Zukunft; ein anderes wäre es, für ihr zeitliches, ein anderes für ihr ewiges Wol sorgen, und es sei möglich, eines zu erhalten, und das andere zu vernachläßigen. Dem Blödsichtigen, der auf schmalem Steige wandeln sol, werden durch dergleichen Vorspieglungen Standpunkt und Gesichtskreis verrükt, und er ist in Gefar schwindlicht zu werden, und auf ede-

nem Wege zu stolpern. So mancher getraut sich nicht, die gegenwärtigen Woltaten der Vorsehung zu genießen, aus Besorgnis eben so viel von denselben dort zu verlieren, und mancher ist ein schlechter Bürger auf Erden geworden, in Hofnung dadurch ein desto besserer im Himmel zu werden.“

Wie war das leztere in katolischen Staten! Und wie treflich haben Jesuiten diese Lere zu ihrem Vorteile zu nüzzen verstanden!!

Nach diesen bisher vorgetragenen Grundsäzzen muß auch die Frage entschieden werden, welche sie S. 587 aufwerfen. „Wer wird wol nach dem katolischen Glaubenssisteme bestimmen können, welches die waren Grundsäzze des heiligen Evangeliums, welches die ächte Erblere sei, nach welcher die erste kristliche Kirchenverfassung eingerichtet war? Der Kaiser mit einigen frommen Bischöfen? oder aber die ganze katolische, entweder in einem Konzilium versammelte oder zerstreute Kirche mit ihrem Primas?“ Nämlich kömt es auf Handlungen an; so haben die Bischöfe gar nicht mitzusprechen; kömt es darauf an, durch Warheitsgründe zu überzeugen, die Gesinnungen der Untertanen zu berichtigen, so mögen sich die Kaiserlichen Bischöfe (gerade wie zu der Apostel Zeiten,) immer unter einander über die beßten Warheitsgründe mündlich oder schriftlich besprechen, mögen sogar andere ausländische Bischöfe und den Primas befragen; es wird den Kaiser freuen, wenn seine von ihm gesezte, und durch einsichtsvolle Männer geprüfte Religionslerer so eifrig für die

Wolfart des Stats sorgen, aber befelen dürfen sie nicht. Ich glaube ganz gern, was sie kurz hierauf sagen, daß sich andere Bischöfe ausserhalb der Staten des Kaisers vom Kaiser nichts werden befelen lassen; allein der Kaiser hat sich dieses auch noch nie angemaßt. Andre Bischöfe mögen in ihren Landen neue Waldfarten und Gnadenbilder anlegen, mögen dieienigen anatematisiren, sieden und braten, die etwa ein Wörtgen sagen, das durch das Monatsschriftstellerische ordotore Mikroskop, wie leidige Kezzerei aussieht; darum wird sich der Kaiser nicht bekümmern, wenn nur seine Landesbischöfe ihm gehorsamen, und der Ausfürung nüzlicher Endzwekke keine treu ungehorsamste Hindernisse entgegen stellen.

So ser sie auch übrigens dagegen eifern, daß der Verfasser vorschlägt, daß Kaiser und Stände eine Reformazion im D. Reiche vornemen möchten; so ist und bleibt es doch gewiß, daß durch Niemand besser diese Reformazion geschehen könte. Annaten, Palliengelder, Appellazionen und Rekurse nach Rom, Zölibat, kanonisches Recht, geistliche Gerichtsbarkeit — alle diese Dinge können durch Reichstagsschlüsse abgeschaft werden; so wie sie größtenteils durch Reichstagsschlüsse angenommen worden sind. In seinem eignen Lande kan das der Fürst onehin, und er wird nicht erst den Konsenz der guädigen Mainzer Monatsschriftsteller einholen.

Sagen Sie: so was könne nicht angehen, weil mit dem Pabste desfals Traktaten geschlossen worden; so frage ich sie: Konten iemals Fürsten ihre freien Mitbürger nach

Tunis, Tripoli und Algier verkaufen, oder versprechen, einen iärlichen Menschentribut zu senden? Und fals sie durch List oder Macht gezwungen waren, einen dergleichen Vertrag einzugehen, nun aber Kraft fülen, sich vom Joche zu entbinden, dürfen sie da nicht diesen Vertrag brechen? — Zur Gültigkeit eines ieden Vertrags auch zwischen Nazionen gehört die sitliche Befugnis, den Vertrag schließen zu dürfen, und der Gegenstand des Vertrags selbst muß gerecht sein. Wenden sie dies auf Pabst und deutsche Nazion an. Und nachher wäre es nicht kleiner schwacher Ersaz für die Unbilden, welche die Hildebrande unsern Fürsten und unsern Mitbürgern zufügten? — Die Zeiten sind vorbei, wo man Bullen und Exkommunikazionen als Ausflüsse von der Gottheit ansah: wir erkennen in Päbsten und Bischöfen blos unsre Mitmenschen, denen nicht mer und nicht weniger Einsichten zu teil wurden, als anderen Menschen. Wir vereren sie als Tugendlerer, prüfen ihre Leren, behalten das, was wir für war halten, sind überzeugt, daß sie uns nichts zu befelen haben, werden täglich klüger, lassen uns durch Schrekschüsse nicht mer zurechtweisen, und beweisen ihnen, fals sie Fürsten sind, alle die Achtung, allen den Gehorsam, den sie, als unsre lieben Väter von uns fodern und erwarten dürfen, und lieben sie recht herzlich, wenn sie sich bestreben, uns in täglicher Fortschreitung zur Volkommenheit, in stäter Erfüllung unsrer moralischen Pflichten behülflich zu sein.

Den Herausgebern der neuesten Religionsbegebenhei-

ten in Gießen wird nach Recht und Billigkeit S. 596.

das Gegenkompliment, im patetischsten Tone von der Welt gemacht, daß diese Herren die Gefälligkeit gehabt haben, die nichts als untrügliche Gründsäzze und die unverfälschtesten, unverstümmeltsten Nachrichten enthaltende, so bescheidene, so ganz im geistlichen Tone geschriebene Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen als wichtig anzupreißen, und nach der Logik a la don Inigo machen die Herausgeber die Anmerkung, daß es ihnen hier nur darum zu tun sei, um bei dem unparteiischen Publikum durch die Urteile so verschiedener Gelerten die gegründete Vermutung zu bestärken, daß die Helmstädter Rezension aus einer unlautern Quelle geflossen sei. Q. E. D. 1) Wie beweisen sie uns denn, daß die Gießener, Mainzer und Banzer Rezensionen nicht auch aus unlautern Quellen geflossen? Wenn Feinde, wie sie sich ausdrükken, nach Helmstädt eine Rezension gesendet haben; so können ia Freunde in honorem obedientiae nach Giessen auch dergleichen geschikt haben. 2) Der Verdacht spricht noch mer gegen sie; denn was tut man nicht aus nachbarlicher Gefälligkeit? was tut man nicht aus Dankbarkeit für genossene Ere? — Das findet in Helmstädt nicht Statt. 3) Gestehen sie aber doch nur aufrichtig, daß sie sich durch dergleichen Ausfälle bei einer gewissen Klasse von ihren Lesern, denen nach und nach die Augen aufgehen, wieder in Gunst sezzen wollen. Sie bemühen sich zu verhindern, daß diese nicht urteilen, sondern glauben. Und darum sprechen sie immer, daß aller Tadel blos von leidenschaftlichen Mainzern herkomme; und sonst Niemand könne etwas an ihnen tadeln. Was wird aber der Leser dazu sagen, wenn er hört, daß sie izt den Wiener-

kirchenboten u. s. w. herausstreichen, in den folgenden Heften aber, da auch dieser ihnen seine Meinung frei heraussagt, wieder tadeln, und das ebenfals leidenschaftsvollen Mainzern Schuld geben. Sagen sie lieber, man betrachtet in Helmstädt ihre Monatsschrift aus einem ganz andern Gesichtspunkte, als in Gießen; lassen sie nur das Publikum urteilen, welcher Gesichtspunkt der beßte sei. Und endlich wird man in Helmstädt sowol als in Gießen ihre mitgeteilte Urkunden, ie nachdem sie beschaffen sind, wichtig nennen, nur ihr Räsonnement ist unwichtig, und durch ihre pöbelhaften Ausfälle auf verdienstvolle Männer machen sie sich lächerlich und verächtlich.

Eben so gründlich danken die Monatsschriftsteller der göttlichen Vorsehung, die uns durch Offenbarung allein die reine Naturreligion und Moral nach ihrem ganzen Umfange auf eine so faßliche, sichere, den menschlichen Bedürfnissen so algemein angemessene Art gelert hat, und noch lert. — Sie schreiben hier der Offenbarung mer zu, als ihnen ie ein Bekenner der Vernunftreligion einräumen wird. Die Erkäntnis eines Gottes, und die daraus und aus der Selbstkäntnis entspringende Rechte und Pflichten, wird der Deist sagen, sind älter als alle Offenbarungen; Religion und Moral sind durch Offenbarungen nicht evidenter geworden; und Vernunftreligion ist die Basis aller offenbarten Teologien. Wer iene angreift, greift diese zugleich an; wer iene für ein schlechtes Fundament ausgiebt, der bekent zugleich, daß alle Offenbarungen schlecht gegründet seien. Widerspricht eine Offenbarung der Vernunftreligion und Moral; so trägt sie das gewisse Kennzeichen der Falsch-

heit an sich. Es kan sein, wird der Deist fortfaren, daß durch Offenbarungen Zusäzze hinzugekommen; allein diese sind nicht der Gegenstand der Untersuchung, sondern des auf Zeugniße gegründeten Glaubens. Religion und Moral, auch in wie fern sie in Revelazion bestätigt wird, kan untersucht, behelligt, ventilirt, bestritten werden; die Warheit siegt am Ende, und allezeit werden dadurch praktische Gottesvererer entstehen. Was die Misterien, als den eigentlichen Gegenstand der Revelazionen betrift, so ist die Offenbarung derselben nie algemein, sondern allezeit nur speziel gewesen. Und warum woltet ihr nun den anfeinden, dem das erste, älteste Geschenk der Gottheit — die Vernunft — genug ist, und der sich von keiner andern Erkäntnisquelle überzeugen kan? — Hat irgend iemand Anspruch auf Duldung zu machen, so ist es der Deist, der niemals — one inkonsequent zu handeln — intolerant werden kan. Und ongeachtet Intoleranz an dem Glauben einer unmittelbaren Offenbarung, einer ausschließend seligmachenden Warheit ihre vornemste Stüzze hatte, und nur bei dieser Lere konsequent sein kan; so hat man den Bekennern derselben doch Duldung zugestanden, um wie viel mer muß diese den Deisten gestattet werden, die — wie Herr G. Rat Dohm ser richtig bemerkt — wenn sie einmal die zalreichere (herschende werden sie nie sein wollen) Partei ausmachen solten, sich von aller Verfolgung und Drükkung rein erhalten würden.

Und dann „den menschlichen Bedürfnissen so algemein angemessen.“ Dieser Grundsaz, daß in Religion und Moral alles schon getan, alles schon evident genug

hingestelt sei, ist die Quelle des Elends, unter welchem wir seufzeten. Unsre Bedürfnisse werden stäts verändert, unsre Einsichten werden stäts vergrössert, und wir müssen uns täglich bemühen unsre Erkäntnis von Gott zu verädeln, unsre Pflichten besser zu erkennen und zu erfüllen, kurz fortzurükken. Es konte ehmals für eine der heiligsten Pflichten sein, die Menschen, die sich nicht taufen lassen wolten, gleich einer Heerde Schweine in den Fluß zu treiben, um sie von der Erbsünde abzuwaschen; es konte sonst für eine Gott ser wolgefällige Sache gehalten werden, ihm zu Eren, die Kezzer zu braten und zu sieden; allein izt sind unsre Begriffe von Gott richtiger, und man iagt die gefangene Türken nicht mer in die Donau, noch brät man iene, die nicht so denken, wie wir. Die Vertilgung einer Nazion, die sonst nichts getan hatte, als daß sie in einem fruchtreichen Lande wonten, ward auf sogenanten Gottes Befel von den Juden vorgenommen; Jesu zu Eren zerhakte und zerfleischte man Muhametaner in Palästina. Wir würden nach erlangten bessern Einsichten uns solche Dinge nicht zu Schulden kommen lassen. Das Faustrecht, der Duell u. s. w. waren sonst ser erlaubte Dinge, sind es izt nicht mer. Wir wachsen täglich an Einsichten, täglich an Tugend; wir sind tugendhafter als unsre Vorfaren, aber unsre Enkel werden es in einem noch höheren Grade sein, werden vielleicht manches, was wir izt für Tugend halten, für Verbrechen ansehen, und sich so ser über uns wundern, als wir über die Eroberung Kanaans, und die Kreuzzüge. „Das gröste Verbrechen, sagt der vortrefliche Garve, ist der geringste Grad von Tugend.“ Und vieleicht ist das, was wir izt die höchste Tugend nennen, dann, wenn wir

auf diese oder iene Art verklärt sind, der geringste Grad. Wir lernen vieleicht neue, uns izt ganz unbekante Tugenden kennen. Der menschliche Geist wächst stäts, wie der Körper; der einzige Unterschied ist der, daß iener unaufhörlich fortwachsen wird. Ein Stilstand auf einen einzigen Augenblik würde das Universum zerrütten. Und auf diese Grundsäzze gründet sich die moralische Pflicht des Menschen, ieden anders denkenden zu dulden und zu lieben. Und darum giebt es kein algemeines, allen menschlichen Bedürfnissen zu allen Zeiten angemessenes Sistem. Und daraus entspringt das natürliche Gesez sich zu bestreben, täglich weiser zu werden. Dieses Gesez erfüllen auch wider ihre Absicht, wiewolen in einem minderen Grade, iene, welche da behaupten, alle Pflichten, alle Gebote, seien schon revelirt, es könne nichts neues mer entdekt werden u. s. w. — —

Im siebenten Hefte teilen die Monatsschriftsteller zuerst S. 605 u. f. eine Kurmainzische Generalvikariatsverordnung mit, vermöge welcher nur iene zu Aebten ꝛc. gelangen können, welche einen gradum haben, oder Korrepetitoren in Klöstern gewesen sind, und nur in einzelen Fällen sol Dispensazion Statt finden. Ser vortreflich, daß nur solche zu Vorstehern der Mönche gelangen sollen, welche von etwas mer als ihren Pferden, Kellern, u. s. w. zu sprechen wissen. Allein es ist gewiß nicht verwegen, wenn ich einige Worte über diese Verordnung sage. Mönche sind — Mönche; bleiben, troz der weisesten Vorkerungen — Mönche, das heißt, sind neidische Geschöpfe, die jeden mit scheelen Augen ansehen, der nur von fern Mine macht, als ob ihn die Lust anwandle, Prälat zu werden. Um

Ruhe und Friede zu haben, wird mancher gute Kopf lieber gar keinen gradum nemen, also zur Prälatenwürde sich unfähig machen, und gerade ein anderer mittelmäßiger Kopf, der eben, weil er ein mittelmäßiger Kopf ist, sich eher über die scheelen Augen hinwegsezt, einen gradum nemen, und — Prälat werden. Ich kenne Klöster, wo seit einigen Zeiten her, ehe eine solche Verordnung erschien, immer nur Doktoren zu Vorstehern kreirt wurden; sobald es in diesen Klöstern einem einfiel, sich zum Baccalaureus schlagen zu lassen; so hieß es: dem stekt auch der Prälat im Köpfgen. Nun hatte der gute Mann seine Not, und ich kenne wirklich einige vortrefliche Köpfe, die blos, um diesem Vorwurfe auszuweichen, den Doktorhut verschmäheten. Und ist denn endlich der Doktorhut so ein großer Beweis von — Einsichten? Die gradus academici werden izt von vielen aufgeklärten Männern für ser unerheblich angesehen, weil man weit merere Mittel hat, die Einsichten eines Mannes zu prüfen, als durch ein Examen, und eine diss. theologica de sacrosancta Trinitate. Wollen sie mir die erste Einwendung nicht aufs Wort glauben; so fragen sie nur den ersten beßten graduirten Mönch, aus einem Kloster, wo Graduirte oft oder immer Vorsteher wurden. Bei Korrepetitoren findet das nämliche Statt. Denn nun wird die Kabale um diese Stelle desto mächtiger wirken; wird ieder um die Gunst des Vorstehers, der blos Korrepetitoren sezt, bulen, und der Vorsteher, um ebenfals Ruhe und Frieden zu haben, wird bei iedem neuen Kursus auch einen neuen Korrepetitor aufstellen, wodurch niemand als die sogenante Fr. studentes verlieren. Da izt alle Mönche akademisch frequentiren; so könnten ia wol

die Einsichten derselben noch näher als durch einen gradum geprüft werden, oder könte man nicht den kreirten Vorsteher vor der Konfirmazion einer näheren Prüfung unterwerfen? —

Nennen sie diese Aeußerungen für nichts, als was sie sind, für gutgemeinte Aeußerungen eines Privatmannes, der die Mönche kennt.

Sie liefern uns übrigens ein vortrefliches Gemälde von den Klostervorstehern. Ihre Aufrichtigkeit entzükt, und das Publikum wünscht nichts, als die Namen solcher würdigen Vorsteher, als sie schildern, zu wissen. Ich kan mich nicht enthalten dieses so treue Gemälde hier ganz herzusezzen.

„Ein Vorsteher, der selbst keine geläuterte (a) Wis-
„senschaft besizt, wird gemeiniglich indiskret mit seinen
„Untergebenen verfaren; er wird mit falschen Begrif-
„fen von Tugend, und besonders von Demut, in sei-
„nem Kloster umherwandern, und seine Religiosen da-
„mit austekken, oder die Vernünftigeren mit den zwar
„meistenteils, doch noch nicht ganz ausgestorbenen,
„teils äußerst lächerlichen, teils äußerst impertinenten
„Mönchenstrafen belegen, das ist, sie demütigen wol-
„len, er wird gute Köpfe, welche nach dem Lichte
„streben, und zur Ere des ganzen Ordens, zum Nuz-
„zen unzäliger Menschen bearbeitet werden konten,

(a) Was heißt geläutert?

„unter die Bank drükken, und iede Schnelkraft in „ihnen zu zerstören suchen; er wird den Fortgang der „Wissenschaften hemmen, und wenn eine Reihe von „solchen unwissenden Vorstehern in einem Orden auf= „einander folget, so kan man sicher rechnen, daß sol= „cher in den Wissenschaften um ein Jarhundert gegen „andre Menschen immer zurük bleiben wird. Das „iämmerliche Prinzipium: zu meiner Zeit war es so, „also muß es auch so bleiben, (a) oder dergleichen „mit einer Dosis von Neid, Dumheit, Gemächlich= „keit und rohem Stolze, und von der Weinflasche stäts „begleitet, dieses Principium a la Turque stiftet tau= „send und tausend Unheile, indessen daß die Un= „wissenheit ihr träges Haupt auf diesen Polster hin= „legt, und sich wol sein läßt . . . .“

Was für einen Lärmen würden sie haben, wenn es einem protestantischen oder einem andern katolischen Schrift= steller einfiel, ein eben so treues Gemälde zu zeichnen. Er wäre wenigstens — Pasquillant, und sie würden dann kek gerade das Gegenteil behaupten. Aber so geht es bei Herrn, die nur aus Leidenschaft und Absicht schreiben, und nach litterarisch= katolischer Diktatur ringen. Uebrigens interpretiren sie auch hier authentice, in welchen Fällen die Dispensazion Statt finden könne, und diese in der Mo=

(a) Gerade den Grundsaz hegen auch die Monatsschriftsteller. Zu unsrer Zeit sagten die Jesuiten: das ist Warheit; so muß es also izt auch Warheit sein. Dies sagen sie stäts bald ausdrüklich, bald verblümt.

natsschrift so gewönlichen, in Mainz gedrukten Interpretazionen fürten, ihrer Protestationen ungeachtet, auf die Vermutung, daß der geistliche Stat allerdings an den Säzzen in ihrer Monatsschrift Teil neme.

S. 617 hören wir die äußerst merkwürdige Nachricht, daß der H. Erzherzog Maximilian zum Erzbischof von Köln geweiht worden, damit dadurch, wie sie sich ausdrükken, iene niedrige Schriftsteller und Schmäher zu Schanden werden, die hier immer, wie Nikolai und Konsorten, mit Pfaffheiten um sich werfen, und die Geistlichen in die geringste Klasse der Menschheit heruntersezzen! — Was sie da sagen! als ob Herr Nikolai und alle iene, welche gegen Pfaffen und Pfaffheiten sprechen, iemals daran gedacht hätten, gegen würdige Geistliche zu eifern, oder diese herabzusezzen. Ich habe schon oft errinnert, daß dies alles nur für die geistliche Beutelschneider und Taschenspieler, für die Volksbetrüger, für die Heuchler gilt, die das Wort Religion nur zum Dekmantel ihrer schändlichen Absichten nemen. Der Herr Kurfürst von Köln wird diese Klasse von Geistlichen nicht lieben, und er hat es zum Teil schon bewiesen, erst neuerlich durch den Befel bewiesen, daß Niemand kontroversiren soll. Allein sie haben auch irrige Begriffe, wenn sie glauben, daß ein Stand durch einen Fürstenson geheiligt werden könne. Wäre der geistliche Stand auf dieser Erde überflüßig und schädlich, wie er es nicht ist; so möchten alle Prinzen von der Welt in diesen Stand treten, er würde dadurch nicht besser. Auch Fürsten waren Despoten, wer wolte aber hieraus schließen, der Sultanismus ist — gut? Wenn auch alle Fürsten

von der Welt Despoten würden; so würde der erliche Mann, der nicht heuchelt, dagegen eifern. Wenn auch alle Fürsten von der Welt Mönche und Jesuiten würden; so blieben Mönchswesen und Jesuitismus doch überflüßige, dem State und der Religion gleich gefärliche Dinge. Hören sie also auf, solche hämische Ausfälle, als ob es Protestanten einfalle, den ganzen geistlichen Stand umzustürzen, zu wagen. Wir verstehen schon, warum sie dieser und änlicher Ausdrükke sich bedienen; sie möchten gar zu gern die mächtigen, geistlichen Fürsten täuschen, als ob man auch sie unter Pfaffen verstehe. Der Mann, der das Volk weiser und besser zu machen bemühet ist, bleibt iedem Freunde der Tugend und Aufklärung vererungswert; wer aber das Volk nur zu betrügen und auf eine feine Art zu bestelen sucht, wie bisher oustreitig viele Pfaffen taten, und an manchen Orten noch tun, der bleibt, und wäre er Fürst und Pabst, dem erlichen Manne verächtlich.

Ob alle ihre Leser die von tiefer Gelersamkeit strozzende, beinah fünf Bogen starke Abhandlung über das Fasten und Enthalten vom Fleischessen mit so vielem Beifalle und so vieler Begierde gelesen haben, als die Monatsschriftsteller, weiß ich nicht, ich zweifle aber daran, daß sie ihnen dieses Dank wissen. Wir werden insgesamt durch solche tiefe Käutnisse weder besser, noch weiser. Sie hätten untersuchen sollen, ob irgend ein Bischof befugt sei, einem Menschen zu befelen, zu hungern, wenn er Appetit zu essen hat; sie hätten zeigen sollen, daß das Verbot der Fleischspeißen nichts wirke, und das Fasten von keinem Nuzzen sei. Lassen sie iedem Menschen die Wal, zu

fasten, wenn er wil, oder sein Beutel ihn zwingt, und die Freiheit zu essen, wozu er Appetit und Vermögen hat. Dieses ist ein natürliches Recht des Menschen, dessen er sich nicht begab, als er in die bürgerliche Geselschaft trat, und dessen ihn Niemand, one ungerecht zu sein, berauben kan. Und was sol denn endlich das Fasten- und Abstinenzgebot wirken? An blosen Abstinenztagen erhielten die Jesuiten drei und viererlei Fisch, und Bier und Wein im Ueberfluß, an Fasttagen, Abends ein Süpple, ein Ei und ein Sallätle, zweierlei Käse und Butter, etwas Gebakkenes, Bier und Wein. Das nenne ich doch fasten! Und so leben alle Mönche, wenn sie das Vermögen haben, und die vornemen Laien ließen sich für ihr bares Geld — dispensiren.

Der Leser wird sich entsinnen, wie die Monatsschriftsteller von den Freimaurern dachten, daß sie mit päbstlichen Bullen hervorrükten, und die gänzliche Abschaffung des Namens foderten. Nun da Se. Maj. der Kaiser den Orden in seinen Erblanden bestätiget, verändern sie ihre Meinung. Werfen Sie also ia Niemanden künftig vor, daß er zu voreilig urteile. Allein sie können denn doch nicht unterlassen, eine Frage einzuschieben. Oder dekt vieleicht, fragen sie, ein Schleier des undurchdringlichen Geheimnisses auch vor Josephs Antliz die Greuel dieses Ordens? Ueber den einschleichenden Katolizismus bitte ich die Herren Monatsschriftsteller doch ia mit Bedacht den Augustmonat der Berlinischen Monatsschrift zu lesen.

Im achten Hefte finde ich wieder eine Kurfürstlich-Trierische Verordnung kommentirt, und ich wiederhole immer, was ich schon oft bei Mitteilung und Kommenti-

rung fremder Urkunden gesagt habe, nämlich auch andern Schriftstellern nicht zu weren, Mainzische Urkunden mitzuteilen und zu kommentiren.

Ueber die mitgeteilte Beschreibung der Fronleichnamsprozession können die Herren das Urteil des Herrn Nikolai im fünften oder sechsten Bande nachlesen.

Bei dem Reichshofrats Concl. in Sachen der Abtissin zu Burscheid finde ich zu errinnern, daß es doch allezeit für den Leser weit interessanter sein würde eine Aktenmäßige Geschichte mitzuteilen, als blos die Concluſa hinzusezzen, wodurch der Leser doch nicht recht in den Stand gesezt wird, selbst zu urteilen, welches doch wol die Absicht der Mitteilung sein dürfte, und sein muß.

Gleich in dem ersten Hefte traten die Monatsschriftsteller gegen den sogenanten lustigen Fr. Deo gratias auf, und schimpften auf Hrn. Goekingk, daß er sich unterstanden, zu glauben, daß man an eine Abschaffung der Wallthürer Wallfart in Mainz denke, und versicherten, daß es noch Niemanden beigefallen sei. Izt, da sich vermutlich auch etwas geändert hat, treten die Herren dem Fr. Deo gratias bei, nennen seine Fragen nicht zu verachtende Fragen, und wünschen ebenfals, daß alle Wallfarten, die über Nacht bleiben, abgeschaft werden mögen, salviren aber die Ordinariatsgerechtsame, wie das sich versteht. So geschwind ändern diese Herren und ..... ihre Meinung!!! Sie sezzen endlich hinzu, daß one den Rat der Monatsschriftsteller andere Bischöfe durchgehends

den Beispielen iener Bischöfe folgen werden, welche diesen Firlefanz schon abgeschaft haben, und wenn einige nicht minder wachsame Bischöfe dieses noch nicht getan, so sei das wieleicht die Ursache, weil sie diese Misbräuche noch nicht für die grösten in ihren Kirchsprengeln gehalten, auch nicht alle zugleich aufheben können. Das heißt in der Monatsschriftstellerischen Sprache: Ihr Regenten bekümmert euch nur nicht um Misbräuche, die Bischöfe werden schon wissen, wenn 's Zeit ist, sie aufzuheben; und ihr übrigen Journalisten habt nicht nötig, uns zu sagen, was Misbrauch ist, wir wollen es schon selbst tun, sobald wir finden, daß es für uns zuträglich ist.

S. 792 trit Herr Johann Kaspar Müller SS. Theologiae Doctor, Gymnasii maguntini Praefectus, et historiarum Professor mit einer epistola ὑπερασπιστρα an die editores annalium literariorum Helmstadiensium auf.

Warum der Herr Doctor lateinisch antwortet? — Die Monatsschriftsteller geben an seiner Statt Antwort. —

„Der Verfasser antwortet den Helmstädter Annalisten
„deswegen lateinisch, weil er wenigstens ienen Teil
„unsrer Leser, welche diese Sprache nicht verstehen,
„mit den Sottisen, die sich diese ungesittete Stu-
„bengelerten (a) wider ihn erlaubt haben, verschonen

(a) Die HH. Helmstädter Annalisten sind Professoren, also auch praktische Gelerten, wie Mainzer Professoren.

„wil. Grobheit wird izt eine Seuche unter ienen „Kunstrichtern, die nicht mit Gründen, sondern nur „mit Schimpfwörtern streiten können. Solche aber „hat schon der bessere Teil des Publikums durch „seine Stimme dieses so ehrwürdigen Amtes, das sie „so unbefugt usurpiren, entsezt, und blikt auf sie „mit Verachtung herab.“

Solte man glauben, daß Männer, die in iedem Hefte ihrer Monatsschrift die vortreflichsten Männer Deutschlands mit so unädlen Beinamen benennen, die ein eigenes Lexikon von bisher in der litterarischen Welt unbekanten Schimpfwörtern zu haben scheinen, die niemals mit Gründen fechten, so verwegen sein könten, so zu sprechen, vor einem Publikum so zu sprechen, das ihre Schimpfwörter gelesen hat. Wo ist Grobheit Mode? Wer streitet mit Schimpfwörtern statt Gründen? Wer anders, als die Herausgeber der Mainzer Monatsschrift. Seitdem ihre Monatsschrift erschienen ist, kent die gelerte Welt Schimpfwörter, von denen sie vorher nichts wußte. Antworten sie hierauf, ob sie die Schimpfworte, mit welchen sie den vortreflichen Schlözer, Goekingk u. s. w. belegt haben, für Erentitel halten? Haben sie diese Herren mit der Liebe, Freundschaft und Sanftmut behandelt, welche gegen Bekenner der Irtümer sogar, und in Verteidigungsschriften zu beobachten ihr erhabener Landesvater ihnen

---

Die Herausgeber sind also vieleicht Statsmänner, Geschäftsmänner, Richter, und der entscheidende Gerichtsstil spricht für diese Vermutung.

anbefol? — Nemen sie die Maske ab, meine Herren, wenn sie Mut haben, und sich dessen nicht schämen, was sie schrieben. Treten sie hervor aus ihrer Anonimität, damit das Ausland die bescheidenen, höflichen, freundschaftlichen, grundgelerten Mainzer Herren kennen lerne. Verteidigen sie mit ihrer Namen Unterschrift, was sie gegen grosse Männer Deutschlands gesagt haben. — Allein sie wollen nur ein gewisses Publikum täuschen, das die entgegengesezten Schriften nicht ließt; sie wollen diesem aufheften, daß iene geschimpft haben, sie wollen dasselbe desienigen vergessen machen, was sie in den ersten Heften sagten. Ju der Tat ich gerate in Versuchung, Jhnen die Maske wegzunemen, und das Publikum mit den höflichen Herrn in nähere Bekantschaft zu bringen!

Aus der überaus gelerten Epistel lernen wir nun soviel, daß der Herr Doktor zwischen Deist (Bekenner der reinen Vernunftreligion) und Freigeist keinen Unterschied zu machen weiß; und weil ihm nun die Herrn Helmstädter vorwerfen, er spreche wie der Blinde von der Farbe, er sei kein guter Historiker, kurz, weil sie ihn zurecht wießen, ihm freundschaftlich sagten, er solle sich bessern, und endlich von dem allerliebsten Spektakelgen ein Paar Worte sagten, das man auch im Zuschauer 5. Hefte beschrieben finden kan — so glaubt sich der Herr Doktor befugt — im ächtesten Monatsschriftstellerischen Tone — auf die Herrn Helmstädter zu schimpfen. Es ist natürlich, daß weil die Herrn Helmstädter gegen den Herrn Doktor eiferten, nun als Feinde der katolischen Religion angesehen werden müssen. Nicht doch! die Herren Helmstädter haß-

sen die katolische Religion nicht: sie wollen nur sie zurecht weisen, wo sie zu irren, ienen scheinen. Können sie das übel nemen? Allein gewisse Mainzer Herren, die mit den Monatsschriftstellern in Verbindung stehen, glauben, daß Niemand sie one Leidenschaft, one Haß, oder one von feindlichen Inländern dazu instigirt zu sein, tadeln könne. Heißt das etwas anderes, als sich für untrüglich halten? —

Herr D. Müller bestätigt nun aufs neue, was er schon gegen Hrn. Dr. Semler in Halle, gegen die A. D. Bibliothek, gegen den Minister Fr. von Zedlitz Exzellenz in Berlin u. s. w. ausgestoßen hat. Der gute Semler ist versutissimus homo u. s. w., von der Bibliotek wird behauptet, daß die Berliner ihn solitis suis armis, i. e. maledictis, seruo stabulario vix ignoscendis, aggressi sunt; die Rezension selbst heißt foetidissimum coenum Berolinensium; der gute Lessing, den doch die Herren Doctores lieber widerlegen solten, heißt pestilentissimus Scriptor u. s. w., dem Gießner, der von der Intoleranz des Herrn Doktors einige Nachricht gab, wird vorgeworfen, daß er der Gastfreiheit, und des guten Glas Reinweins, das er in Mainz genossen, vergessen habe, und der Herr Doktor beweißt endlich durch diese Epistel ganz unwiderlegbar, daß er ein zanksüchtiger, intoleranter Mann ist, dem es nur an Gelegenheit felt, seine intolerante Grundsäzze in Ausübung zu bringen. Er gehe nach Spanien, und löße den Dominikaner = Großinquisitor ab.

Ueberhaupt muß man bemerken, daß izt ein weit feinerer Grad von Intoleranz Statt finde, als sonst. Man eifert izt nicht geradezu gegen Protestanten, sondern gegen Deisten, und um doch nicht den alten Haß gegen iene auslöschen zu lassen; so behauptet man, der Uebergang von Protestantismus zum Deismus sei leicht. Was heißt das anders als Intoleranz gegen Protestanten predigen? Allein es liegt hier noch eine besondere Absicht zu Grunde. Man wil den ortodoxen gutmütigen Protestanten zeigen, daß ihr Sistem schwankend sei, und daß, wenn sie nicht bald in den Schooß der alleinseligmachenden katolischen Kirche zurükkeren, die protestantische Religion sich bald gänzlich in Deismus verwandeln werde. Dies ist eine von den neuen Jesuitermaximen, um die so senlichst gewünschte Religionsvereinigung desto eher zu bewirken. Diese Maxime hat nachteiligere Folgen gehabt, als man denken solte. Gutmütige Protestanten, welche den Glauben an gewisse Lervorschriften als die unbedingte Notwendigkeit der Seligkeit ansehen, haben sich geneigt finden lassen, auf Kosten ihrer so teuer erkauften Religionsfreiheit mit ienen in Verbindung zu treten. Leider! ist dieses Werk der Finsterniß schon ser weit gediehen. Die Leutgen, welche so ser gegen die Bekenner der Vernunftreligion eifern, beweisen dadurch, daß sie die ächten Grundsäzze, auf denen das Sistem von Duldung aller dem State unschädlichen Meinungen beruht, nicht kennen. Sie mögen sich durch die schon mermaken angefürte Apologie des Sokrates von H. Prof. Eberhard in Halle eines bessern beleren lassen!

Die Antwort auf die Schrift: Ueber die Prokurazionen der Kirchenvisitatoren, besonders im Mainzer

Erzstifte, ist noch nicht vollendet; ich kan also darüber noch nichts sagen. Nur das einzige finde ich nötig zu bemerken, daß die Herausgeber wesentliche Genugtuung fodern, fals der Verfasser nicht beweise, daß sie vom Korn u. s. w. eben so gesprochen haben, als der Rezensent in der Gothaischen Zeitung. Also wesentliche Genugtuung! Geben sie doch solche auch ienen Männern, auf die sie gegen die Vorschrift des gnädigsten Kurfürsten so ser geschimpft haben, deren moralischen Karakter sie one Beweis angetastet haben. Aber wie sol man diese Genugtuung von anonimen Herausgebern fodern? Das Heft selbst schließen sie S. 827 mit einer überaus höflichen Anzeige der im 61 Bande der A. D. Bibliothek erschienenen Rezensionen der Mainzer Schriften. Sie lautet wie folgt:

„Im 61 Bande der A. D. Bibl. debütirt ein After-
„rezensent (a) (vieleicht sind es merere) wider die bei
„Gelegenheit des Restaurationsfestes der hießigen
„Universität herausgekommenen akademischen Schrif-
„ten, besonders wider die teologischen, mit solchen
„Ungezogenheiten und Originalgrobheiten (b),
„daß man sich durch ihre Beantwortung fast entert.
„Obschon sie also nur die äußerste Verachtung ver-

(a) Weil die Rezensenten in Berlin nicht so denken, wie in Mainz, drum sind sie Afterrezensenten. Nur der ist ein guter Rezensent also, der ihren Meinungen seinen unbedingten Beifal gibt.

(b) Nennen sie doch die Ungezogenheiten und Originalgrobheiten.

„dienten; so wird man doch dadurch einen gewiß aus-
„nemenden Beweis der Herablassung (a) und Mäßi-
„gung geben, daß man sich würdigt, dieselben mit
„allem nur möglichen Phlegma (b) zu beleuchten.
„Man glaubt sich um ein gewisses lesendes Publi-
„kum, das sich durch dergleichen Renomisten-Sar-
„kasme nur gar zu gern täuschen läßt, verdient zu ma-
„chen, wenn man ihm den Flor vor den Augen weg-
„nimt. Der Berliner (c) Histrio (wenn es merere
„sind, so wollen wir ihnen die verdiente Ere nicht
„rauben) sol indessen Zeit haben, alle seine Meister-

(a) Wie der Despot spricht!!! Wer sind sie denn, meine Herren, daß sie von Herablaßung und würdigen sprechen. Und wären sie die gnädigsten Herren; so müssen sie vor dem Richterstule erscheinen, so bald sie Schriftsteller werden. Was ist nicht besonders von Katoliken über den Philosophen von Sans-Souci gesprochen worden! Können sie Tadel nicht vertragen; so bleiben sie mit ihren gelerten Produkten zu Hauße.

(b) Wir kennen schon das katolisch-patriotisch-monatsschriftstellerische Phlegma. Sie haben hinlängliche Beweise gegeben, mit welcher kalten und gesezten Vernunft sie ausländische Produkte beleuchten. Es ist in der Tat zum Lachen, wenn man so etwas von diesen Herrgen ließt.

(c) Sie merken hier an, daß derselbe vieleicht in der Nachbarschaft, vieleicht in Mainz selbst sei. Wieder der alte Kniff! Man solte doch den Männergen ihr Räsonnement verweisen, weil sie durch solche Beschuldigungen wirklich schaden.

„stükke von Impertinenz, mit der kritischen Pritsche „in der Hand umzumachen. Er sol bei Leuten, de„nen Skaramuzen Wiz behagt, wieherndes Lachen „erregen. Am Ende wollen wir sehen, was die kalte „und gesezte Vernunft dieser kritischen Bengelei ent„gegensezzen wird.“

Es ist zwar immer noch ein gutes Zeichen zur Besserung, daß die Herren die Angriffe noch fülen; allein nach dem zu urteilen, was sie so eben über die Berliner Rezensionen sagten, scheint es, daß es mit dieser erwünschlichen Besserung noch eine geraume Zeit Anstand haben dürfte. So lange sie noch behaupten, daß man in Berlin eben so denken müsse, als in Mainz, daß man dort alles aus eben dem Gesichtspunkte zu betrachten habe, als in Mainz; so lange sie noch glauben können, daß Niemand als nur aus Haß, Leidenschaft und Neid an ihnen etwas zu tadeln finden könne, so lange ist noch alle Hofnung einer für sie glüklichen Revoluzion ihrer Verstandeskräfte verloren. Wenn andere Schriftsteller getadelt werden: so benuzzen sie die gegebene Lere, und werden klüger; allein sie wissen weiter nichts zu sagen: als kritische Bengelei. Ist das das Monatsschriftstellerische Phlegma? die kalte, gesezte Vernunft? die Bescheidenheit, die Sanftmut, die Liebe, mit der sie ihre Gegner behandeln sollen? — Was würden sie nun erst antworten, wenn man in einer solchen Sprache ihnen antwortete, ihre Monatsschrift eine teologische Bengelei u. s. w. nente? — Ich weiß nicht, ob sie nicht alles in Bewegung sezzen würden, eine wesentliche Genugtuung zu erhalten. Niemand hat mit ih-

nen so gesprochen, und wenn man hie und da über gewisse Dinge in Mainz lachte; so geschah es, weil man sich des Lachens nicht enthalten konte, und weil man durch diesen Ton zu bessern glaubte. Sie haben sich aber selbst das Urteil gesprochen: Wer keine Gründe hat, der schimpft. — — —

So weit war mein Manuskript nebst dem nun zulezt gedrukten Schlusse in die Drukkerei abgegangen, als ich gegen das Ende des Augusts das neunte Heft ihrer Monatsschrift erhielt, worin sie auch meiner gedenken, und mir das im katolisch-patriotisch-monatsschriftstelerischen — — Rate über mich und meinen armen Zuschauer ergangene Urteil publiziren. Daß ich ihrem ortodoxen Mikroskop nicht entgehen würde, besonders nachdem ich die grose Sünde begangen hatte, einen Aufsaz unterm Titel: Ignoranz der Herausgabe der Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen im vierten Hefte des deutschen Zuschauers einzurükken; daß sie mich auch mit dem Titel Pasquillant begnadigen würden, konte ich vermuten; allein das hätte ich mir nicht vorgestelt, daß die hochwürdigen gnädigen Herren sich von ihren so wichtigen, großen, geistlichen Geschäften so bald eine Stunde abmüßigen und so weit herablaßen würden, um sich mit einem armen, zweimal entsprungenen (nun aber dispensirten, wie sie wol wußten, meine gnädige Herren) frechen Mönche zu unterhalten, der, da er den gedekten Klostertisch (man sieht doch immer die katolisch-geistliche Liebhaberei! Alles konzentrirt sich auf Essen und Trinken, als ob es sonst keinen Zwek in der Welt gäbe) nicht mer hat —

nicht mer haben wolte, alle Mühe und Sorgfalt anwendete, ihn nicht mer zu haben, hätten sie sagen sollen — nun blos gegen die Mainzer Monatsschriftsteller schreibt, ums liebe Brod zu gewinnen. In der Tat diese gnädige Herablassung, diese frühzeitige Würdigung macht mir zu viel Ere, als daß ich mich nicht für verbunden halten solte, Ihnen — Hochwürdiger! Erwürdige grund- und tiefgelerte gnädige Herren! — den treugehorsamsten Dank öffentlich abzustatten. Ich habe im deutschen Zuschauer Heft 6. dieses versprochen, in den freimütigen Bemerkungen zu tun; ich eilte also mein beinah schon ganz abgedruktes Manuskript aus der Drukkerei zurükzufodern, und meine Gedanken, die Gedanken eines Privatmannes, über das neunte Heft ienen Bemerkungen noch beizufügen.

Das erste, was mir in diesem Hefte auffält, ist der auf dem Umschlage befindliche Auszug von einem ungewissen Autor aus Seneka's Schriften. Sie nennen diese Excerpta philosophische Trostsprüche. Da nun ein Teolog blos in der Bibel, im Glauben, in der Gnade u. s. w. seinen Trost findet, da sie überdies die Philosophie verachten, und als ächte katolische Männer, als renomirte Ortodoxen doch ni ht bei einem Heiden Trost suchen werden; so können sie wol nicht diese Trostsprüche von sich verstanden haben wollen. Sie scheinen mir vielmer ihre Todsünden, welche sie gegen die Herren Schlözer, Nikolai, Goekingk, die A. D. Bibliothek, die Helmstädter Annalisten u. s. w. begangen haben, nach ernstlicher Gewissenserforschung zu erkennen. Sie bereuen ihre Sünden, und weil sie nach katolischen Grundsäzzen sich nicht eher

zum Altare des Herrn zu gehen getrauen, bevor sie die geraubte Ere den beleidigten Herren wieder ersezt haben; auf der andern Seite aber zu stolz sind, als ihre Todsünde öffentlich anzuerkennen; so scheinen folgende von ihnen angefürte philosophische Trostgründe:

Male de te loquuntur homines. Sed *mali*. Mouerer, si de me M. Cato, si Laelius sapiens, si alter Cato, si duo Scipiones ista loquerentur. *Nunc malis displicere, laudari est.* Non potest vllam auctoritatem habere, vbi, *qui damnandus est, damnat.* Male de te loquuntur. Mouerer, si *iudicio* hoc facerent, nunc *morbo* faciunt. Non de me loquuntur, sed de se. — *Bene* nescium loqui; faciunt non quod mereor, sed quod solent, quibusdam enim canibus innatum est, ut *non pro feritate*, sed pro *consuetudine* latrent.

Ich sage, diese Trostgründe scheinen nach jener Vorausseszung folgendermaßen richtig übersezt zu sein:

„Man spricht von euch, unsre Herren, in Göttingen, „Berlin, u. s. w. in Mainz ser übel, macht euch zu Pas„quillanten, zu Verläumdern u. s. w., aber das tun nur „die bösen, nur die Mainzer Monatsschriftsteller und ihre „Helfershelfer, die Anzeiger tun das. Ihr köntet euch „darüber grämen, wenn die Mainzer Katone und Sci„pione von euch so dächten und sprächen. Allein diese lie„ben euch, und es gereicht euch daher zum großen Lobe, „daß ihr jenen gallsüchtigen Männern misfallet. Denn

„die Machtsprüche dieser bösartigen Verdammer haben „kein Gewicht. Sie fallen euch an. Ihr köntet darüber „stuzzen, wenn sie es mit Vernunft täten, allein so tun „sie es in einem Anfalle von übler Laune, oder in einer „Art von Wansinn. Bittet daher für eure Verfolger und „betet: Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was „sie tun. Sie machen nicht euch, sondern sich selbst ver„ächtlich und lächerlich. Sie behandlen euch nicht nach „euren Verdiensten, sondern nach ihrer Laune und ihrer „Gewonheit, und es geht ihnen wie gewissen Hunden, „denen es zur Natur geworden ist, nicht aus Ursachen, „sondern aus Gewonheit zu bellen. — Ihr weise, gute „Männer! ihr kent diese Sprache, ihr seht hier unsre „Reue, vergebt uns, aber zwingt uns doch ia nicht, laut „zu sagen: peccauimus.“

Diese Uebersezzung ist meines Erachtens so treu, daß sie in einer allenfalsigen Replik die Richtigkeit derselben anerkennen werden, welches ihnen gewiß bei dem deutschen Publikum zu nicht geringem Lobe gereichen wird. Denn wer solte den reuigen Sünder nicht lieben?

Der Kurfürstlichen Mainzischen Verordnung, die Entfernung der Pfarrer und Kapläne von ihren Pfarreien betreffend, schikken sie eine grundgelerte Abhandlung vorher, worin sie durch Konzilien und s. w. beweisen, daß die Pfarrer von ihrer Herde sich nicht entfernen sollen. Recht gut! Aber bei den Bischöfen, im Grunde Oberpfarr, Oberprediger u. s. w., meinen sie, sei das etwas anders. Warum denn? — Weil hier noch andere Gründe-

eintreten. Was für Gründe? — So könte also auch wol ein Pfarrer merere Pfarreien haben, und sie durch Kapläne versehen lassen. Wegen der Pfarrer wollen sie S. 832 bei der tridentinischen Verordnung auf den Kern, nicht auf die Schale des Gebots gesehen wissen, warum sol denn aber das bei Bischöfen nicht eben so wol Statt finden? Uebrigens muß es den Pfarrern ser lieb sein, daß von ihnen als interpretatoribus legum natis das im Befele befindliche *non per momentum quidem abesse* S. 834 authentice für einen figürlichen Ausdruk erklärt wird, weil ihnen dadurch die Mühe gespart wird, sich bei dem Gesezgeber, der anderstwo einzig Gesezze authentice interpretiren kan, Rats zu erholen.

Gegen den neu in München aufzustellenden päbstlichen Nunzius eifern sie, nicht weil sie es für Eingrif in die Rechte des Fürsten ansehen, daß ein auswärtiger Gesande in einem fremden State Rechte ausübt; sondern blos, weil sie es für nachteilig den Erzbischöfen und Bischöfen glauben. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet dürfte es dem Landesherrn wol gleichgültig sein, ob Titius oder Caius oder Sempronius die geistlichen Rechte ausüben. Was kan dem Bairischen Hofe daran gelegen sein, ob ein römischer Nunzius oder ein im bairischen State sich nicht befindender andre deutsche Bischof, die geistlichen Gerechtsamen ausübt? Wenn eine fremde Macht einmal in einem State notwendig sein sol und muß; so tut der Stat am beßten, er wält dieienige, die am nachgiebigsten ist. Wenn der Stat einmal gezwungen ist, fremde Truppen einzuquartiren, so handelt er am weisesten, wenn er solche einquartirt, die sich am ruhigsten verhalten.

Nachdem sie nun die erzbischöflichen und bischöflichen Rechte gegen den Pabst salvirt haben; so wollen sie auch solche gegen die Vorkerungen der weltlichen Macht retten. Sie wollen durchaus festsezzen, daß zwei unabhängige Mächte in einem State bestehen müssen. Und da sie meinen, daß die wegen Parteilichkeit verdächtige Stimme der Teologen und Kanonisten gegen die heutigen Philosophen nichts vermöge, deren Meinungen, ihrer Sage zu Folge, öfters in iene Stellen eindringen, wo sie geradehin in Ausübung gebracht werden; so glauben sie, daß es hohe Zeit sei, die ächtphilosophischen Grundsäzze der hierarchischen Gewalt aufzustellen. In der Tat schon der Titel ist gauz neu. Bisher hieß es blos: man solle blos glauben, die hierarchische Gewalt sei institutionis diuinae, sei blos in katolischen Staten de necessitate u. s. w. dagegen eiferten nun protestantische Teologen und Kanonisten; allein um auch diese nicht nur zum Schweigen zu bringen, sondern auch zu gewinnen, und ihnen die Notwendigkeit der hierarchischen Gewalt auch in protestantischen Staten darzutun; so werden nun in Mainz ächtphilosophische Grundsäzze der hierarchischen Gewalt aufgestelt. Und von wem? — Von Teologen, die sich bisher gegen Philosophie erklärten. Dafür fodern auch die Herrn von den geistlichen Staten besondern Dank; sie tun es nicht aus Patriotism, sondern sie wollen auch bezalt sein. Sie sprechen nicht für Warheit als Warheitsfreunde, umsonst, sondern die Interessenten sollen es auch fülen, daß sie den Herausgebern der Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen die Erhaltung ihrer hierarchischen Rechte zu verdanken haben. Werden die Monatsschriftsteller bei so be-

wandten Umständen einem Manne es verdenken können, der aus Patriotism, aus Fürsten- und Statsliebe, one Dank zu fodern, oder zu erwarten, zeigt und beweißt, daß es keine philosophischen Grundsäzze für die hierarchische Gewalt gebe? Sie haben eine Sache, die bisher blos Gegenstand des Glaubens, nach katolischen Grundsäzzen, war, zum Gegenstande der philosophischen Untersuchung gemacht, und sie müssen sich daher iede philosophische Gegenerrinnerung gefallen lassen. Vieleicht haben sie nicht bedacht, welchen Gefaren sie dadurch die hierarchische Gewalt blosstelten. Da ich meine Grundsäzze hierüber schon geäußert; so darf ich nun um so mer erwarten, daß sie mich nicht zum bischöflichen Statsverbrecher machen; ich darf erwarten, daß sie iene Grundsäzze mit kaltem Blute überschauen, überdenken, prüfen, und einräumen oder widerlegen. Bei Gegenständen, die von katolischen Teologen selbst zu Gegenständen der philosophischen Untersuchung geeigenschaftet werden, muß es auch iedem Privatkatoliken freistehen, seine philosophischen Grundsäzze freimütig zu sagen, besonders wenn er sonst, wie ich, nichts zum Zwekke hat, als die Warheit mer an Tag zu bringen, und fals er irrt, belert zu werden. —

Meine onehin durch verschiedene nicht blos litterarische Arbeiten so ser beschränkte Zeit erlaubt mir izt nicht, da ich diese freimütige Bemerkungen gern bald gedrukt haben möchte, die Falschheit und Unrichtigkeit ihrer aufgestelten Grundsäzze zu zeigen. Ich behalte mir vor, dieses im Zuschauer selbst zu tun. Ich bitte indessen dasienige, was

ich bereits über diesen Punkt gesagt habe, mit diesen Grundsäzzen zu vergleichen, hauptsächlich aber auf den Zwek der bürgerlichen Geselschaften genauen Bedacht zu nemen. Sie nemen so gerade, one allen Beweis, an, der Zwek sei kein andrer, als das zeitliche Wol zu befördern. Dies müssen ste erst erweisen, ehe es ihnen der Philosoph zugiebt. Dieser meint und zeigt, daß die Beförderung der ganzen Glükseligkeit des Menschen der Zwek der Zusammentretung der Menschen in die Geselschaft gewesen, und, was wol zu merken, habe sein müssen. Der Mensch konte nichts verschenken, und zu allem, was er tat, mußte er sitliches Vermögen haben. Es ist durchaus nötig, diese Begriffe genau auseinander zu sezzen, ehe man weiter geht. Ich bitte daher, bis zu fernerer Erörterung dieser allerdings wichtigen Frage, das zu vergleichen, was ich bereits oben gesagt habe. Nur das darf ich auch erwarten, daß man die von mir aufgestelten Grundsäzze nicht als Beantwortung dieser ansehe. Ich werde die Materie noch einmal genau durchdenken, und die hier vorgetragenen Einwendungen widerlegen.

Der Leser wird sich übrigens entsinnen, daß die Monatsschriftsteller an mereren Orten sagen, daß ein Privatschriftsteller nicht ermächtigt sei, über die Handlungen der Regenten und Privatpersonen zu urteilen. Hier urteilen sie aber über die Handlungen des höchsten Reichsoberhaupts selbst, und sind bemüht zu zeigen, daß er zu diesem und jenem nicht befugt sei. Sie müssen also hier wieder gestehen, daß sie inkonsequent handeln, oder daß ihre Grundsäzze Slatsgrundsäzze sind. Sie dürfen es also einer an-

dern Privatperson nicht verweren, wenn sie auch über die Vorschritte der Bischöfe und ihrer Vikariate sich ein änliches erlaubt. Ist die Frage: ob der Kaiser das Recht habe; neue Diözeseneinteilungen vorzunemen, zur Untersuchung für eine Privatperson qualifizirt, so muß es auch auf der andern Seite einer andern Privatperson erlaubt sein, zu untersuchen: ob die Bischöfe das Recht haben, sich der neuen Diözeseneinteilung des Kaisers zu widersezzen. Der Gegenstand ist ganz gleich, und sie werden sich also weder darüber beschweren, noch iene verkezzern und verunglimpfen dürfen, die diese Untersuchung anstellen.

Bei Gelegenheit der Anzeigen der Kremerschen Dissertazion de lapsu Adami et sequelis, welche Speiße die Herrn Helmstädter so wenig als ich verdauen konten, eifern die Monatsschriftsteller, die natürlich Herrn Kremer loben, noch einmal gegen die Herrn Henke und Bruns in Helmstädt. Sie können diese beiden Feinde gar nicht vergessen, und es scheint beinah, als ob diese den rechten Punkt getroffen hätten. Die Wiener Kirchenzeitung, dessen Verfasser ehemals von den Monatsschriftstellern gelobt, und lieber Kollege genant wurde, weil er etwas aus Mainz gelobt hatte, bekömt nun auch seine Abfertigung. Daß aber auch der böse Mann in Wien kein Gegenkompliment machte. Spricht da, das Schreiben der Mainzer Monatsschriftsteller an die Helmstädter Annalisten sei gegen die Wolanständigkeit; tadelt, daß sie sich rümen, daß ihre Monatsschrift so weit fliege, und von Fürsten gelesen werde. Das war zu arg von dem lieben

Kollegen, von dem sie glaubten, daß er ihre Monatsschrift verschlinge. Sie sagen ihm also, daß es nicht gegen die Wolanständigkeit sei, bei einer so ungezogenen Rezension als der Helmstädter eine untreue, gehässigmachende (a) Uebersezzung malam fidem, eine falsch aufgebürdete Jansenistenmacherei eine Calumniam, einen allenthalben sich verratenden bösartigen Gelbschnabel, einen imberbem iuuenem u. s. f. nenne. Auf das andere antworten sie, daß sie, wenns ihnen darum sei, und sie die Erlaubnis haben, so wollen sie die Fürsten und großen Gelerten nennen, die ihre Monatsschrift lesen. — Warum Erlaubnis? Die Fürsten und großen Herren werden sich doch nicht schämen zu gestehen, daß sie ihre Schrift durchblättern, oder wie sie sich ausdrükken, — ein wenig käuen: Aber ist es denn auch ein so großer Vorzug, wenn ein Fürst in einem Buche — blättert? Es könte ia sein, daß Fürsten aus guten Gründen, um dem Gange gewisser praktischen Begriffe nachzuspüren, ihre Monatsschrift läsen, oder von Patrioten lesen ließen! Was das erste betrift, so haben sie doch die Güte uns zu sagen, welches natürliche, bürgerliche, oder kristliche Gebot ihnen erlaubt wieder zu schimpfen, wenn auch iemand sie geschimpft hätte. Nennen sie uns doch ia dieses Gesez. — Allein auch dieser Tadel rürt nicht von dem Wiener selbst her, sondern blos ein angesiedelter Prophet bei Mainz. Nennen sie doch nur einmal ihre Mainzer Feinde, damit ein auswärtiger Journalist sich vor diesen Leidenschaftsvollen Männern in

---

(a) Das Wort ist mir in dem Sinne neu.

Acht nemen könne. Sie erzeigen dadurch den auswärtigen Journalisten eine Gefälligkeit. —

Der Leser wird sich entsinnen, daß die Monatsschriftsteller in ihrer Ankündigung sagten, der geistliche und weltliche Mainzer Stat neme an ihren Grundsäzzen keinen Teil; nun vergleiche das Publikum diese Sprache mit folgenden S. 975 deutlich abgedrukten Worten:

„Da nun die Verfasser der Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen, sagen sie zu dem Herausgeber der Wiener Kirchenzeitung, ganz nach den Gesinnungen dieses ersten Oberhirten von Deutschland arbeiten, ganz dem Geiste seiner erzbischöflichen Verordnungen folgen, an selben allen möglichen Anteil nemen, ia wir könnens dem unerfarnen Zeitungsschreiber im Vertrauen sagen, vieleicht auch gutächtlich haben; ꝛc. ꝛc. so ist nicht zu begreifen, wie eben dieser Herausgeber sagen könne u. s. w.“

Da sie dieses in Mainz drukken dürfen, so muß es war sein. Man vergleiche aber nun iene Schlußkauteln damit, und die Monatsschriftsteller, die in einer Anmerkung sagen, daß es ihnen doch wol erlaubt sei, darüber zu schmunzeln, mögen uns erklären, ob sie nicht dem Publikum zuerst eine Unwarheit hinterbrachten.

S. 976 sagen sie: „doch wolten wir sie, die Mainzer „Einsender, wolmeinend gewarnet haben, wenigstens so „viel Patriotismus und Achtung für ihr Vaterland zu ha-

„ben, daß sie das Land des ersten Kurfürsten in Deutsch=
„land nicht verächtlich und hönisch (ist das erwiesen?) in
„fremden Zeitungen ein gutes Ländchen nennten, wie
„a. a. O. geschieht. Das ist für einen Mainzer Aufsaz=
„macher ein wenig verwägen, und dürfte wol eine Andung
„verdienen. Selbst der Wiener Herausgeber hätte ein
„billiges Bedenken haben sollen, solchen Ausdruk seiner
„Zeitung einzuverleiben.“

Sprechen Sie! Wie können sie über solche Ausdrükke in der Wiener Zeitung sich mokiren, da sie in Mainz die woltägige Reformazion des Kaisers Josephs eine Kaiser=liche Operazion nennen, stäts von Oesterreichischen Vor=schritten schwazzen, und nun zeigen wollen, daß der Kai=ser kein Recht habe, neue Diözeseneinteilung vorzunemen. Ist Operazion und Vorschritte nicht noch weit mer als gutes Ländchen gesagt? Wollen sie sich in Mainz alles erlauben, und sol einem andern gar nichts erlaubt sein?

Sonderbar bei allem dem ist, daß sie izt die ser be=kante Wiener Kirchenzeitung so herunter machen, da sie dieselbe doch, ehe der Verfasser gegen sie auftrat, monat=lich plünderten, und sich etwas darauf zu gute taten, daß dieser nun so verschriene, saubere Geselle, wie sie ihn nennen, ihre Monatsschrift las. Müssen sie nicht selbst gestehen, daß nur der ihr Freund ist, der sie lobt, hinge=gen ieden, der sich untersteht, sie zu tadeln, als einen Feind von Kurmainz aufstellen, und zur Andung em=pfelen.

S. 980. muß ich denn auch nebst meinem armen Zuschauer ihre gewönliche Kritik paßiren. Es ist in der Tat zu viel Ere für mich, daß sie mir die Beinamen geben, welche sie dem würdigen Schlözer und Göckingk beilegten. Ich wünschte, daß mein Zuschauer jenen Grad der Volkommenheit schon hätte, den die Statsanzeigen und das Journal von und für Deutschland haben, und den ich ihm, fals mich die deutschen Freunde der Publizität unterstüzzen, gewiß geben werde. Lassen sie uns nun mit kaltem Blute, gewiß mit kälterem, als sie jemals ihre Gegner behandelten, ihre Kritik durchgehen. Sie sagen S. 980. „kleine „unbedeutende, von andern hergeflossene gleichher nachher „berichtigte Versehen (da doch in den beßten Journalen „ungleich wichtigere so häufig sind, und meistens nicht be„richtigt werden, (a)) müßten vielen Mann in mehreren flie„genden Blättern und Wischen einnehmen, mit Hohnpre„chen dargestelt, und in ganz fälschem Lichte gezeigt wer„den, um die Welt zu betrügen, und die Verfasser dieser „Monatsschrift bei Unkundigen herabzusezzen. Zu dieser Stelle machen sie nun folgende mich betreffende Anmerkung: „So ist nun ein neuer Charlatan und öffentlicher „Pasquillant auf dem Teater erschienen, der alle

---

(a) Wie gewönlich wieder Machtsprüche! Nennen sie doch die Journale! doch nicht die Statsanzeigen, das Journal von und für Deutschland? — Berichtigten diese nicht vielmer zu genau? — Und wer wil denn die Welt betrügen? — Man sagt dem Publikum, was sie schreiben, und läßt dieses urteilen.

„Liebhaber einladet, ihre Misgeburten, welche Un=
„zufriedenheit, Rachsucht, Mutwillen, heimlich aus=
„hekket, ihm anzuvertrauen. Er verspricht, den Va=
„ter immer geheim zu halten, doch das Erzeugnis
„an das Licht zu bringen, um damit Gewerbe zu
„treiben, und das liebe Brod zu gewinnen. Er ist
„der Verfasser (a) des deutschen Zuschauers, wovon
„nun das 4te Heft erschienen ist. Darin macht er
„sich nun namhaft; doch hütet er sich fleißig den
„Drukort und Drukker anzugeben. Nicht one Ursache!
„Er ist H. Pet. Adolph Winkopp. —

Ob ich öffentlicher Pasquillant bin, das überlasse ich dem Publikum zu entscheiden, das meinen Zuschauer, wovon nun 6 Hefte erschienen sind, lesen, und urteilen kan. — Ich sol alle Liebhaber einladen, ihre Misgeburten, welche Unzufriedenheit, Rachsucht und Mutwillen aushekt, mir anzuvertrauen? — — Das Publikum urteile nach folgenden Stellen in dem Plane und der Einleitung zum deutschen Zuschauer, welche ich dem 1sten Hefte habe vordrukken lassen, und sage dann, ob nicht die Monatsschriftsteller zur Absicht zu haben scheinen, die Welt zu hintergehen, (sie sagten betrügen) und mich bei Unkundigen herabzusezzen.

„Da dieses Journal one eine ausgebreitete Korrespondenz nicht bestehen kan, heißt es S. 7, so habe ich zu der wirklichen Herausgabe mich nicht eher entschlos=

(a) Nicht doch Herausgeber, Samler.

sen, bis ich mir eine so hinlängliche Anzal von Freunden und Korrespondenten, unter denen sich die angesehensten Gelerten (und ich darf izt hinzusezzen, sehr angesehene Statsmänner) befinden, erworben hatte, daß ich völlig gesichert war, das alles leisten zu können, was ich verspreche. Allein da sich denn doch manchmal in Gegenden, wo ich noch keine tätige Freunde habe, etwas zutragen kan, welches einer öffentlichen Bekantmachung wert ist; so wünsche ich, daß sich noch merere Menschenfreunde entschliessen mögen, mir die in ihren Gegenden vorfallende despotische oder pfäffische (was ich darunter verstehe, habe ich schon an merern Orten errinnert, ich bitte noch einmal Pfaff mit Geistlich nicht zu verwechseln) Streiche, so wie schöne, große, ädle Handlungen, alte oder neue denkwürdige Aktenstükke, Befele u. s. w. zu berichten und mitzuteilen."

Wen lade ich also ein? — Menschenfreunde. Daß ich ieue Misgeburten nicht haben wil, wird der Leser gleich hören.

S. 10 in der nämlichen Einleitung heißt es: XII. „Ich „bitte schließlich alle meine Korrespondenten, fremde und „unbekante Einsender, alle bittere Anmerkungen und Aus„drükke ia wegzulassen, und sich lediglich auf Nachrich„ten von waren Factis einzuschränken, und bei allen An„zeigen iederzeit mit der Schonung zu sprechen, die man allen „Menschen überhaupt, besonders aber Großen und vor„züglich gekrönten Häuptern, schuldig ist. Nie sol dieses

„Journal dem misvergnügten Untertan dazu dienen, auf „seinen Landesherrn oder dessen geheiligte Diener zu schmä„hen. ꝛc.“

Ich kenne die Grundsäzze der Herausgeber der Mainzer Monatsschrift. Da sie alle iene, welche von Menschenliebe u. s. w. schwazzen, grobe Heuchler nennen; so werden sie vermutlich auch diese Worte die Maske nennen, unter welcher ich mich verborgen halte. Allein das Publikum höre weiter. S. 5 der Einleitung heißt es:

„Ich habe durch Erfarung bewärt gefunden, daß „Publizität das beßte Mittel sei, diese beide Quellen „des menschlichen Elends wenigstens in Etwas zu ver„stopfen; und ich glaube daher iene oben angefürte „Menschenpflicht für meine Sphäre am beßten zu „erfüllen, wenn ich allen gedrükten und unschuldig „leidenden oder waren Menschenfreunden ein Mittel „an die Hand gebe, wie sie ihre Klagen algemein er„tönen lassen, und wodurch sie ihren gerechten Lan„desvater auf ihre Leiden oder ihr Elend, welches „demselben vieleicht unbekant geblieben wäre, auf„merksam machen können.“

Und damit mich Niemand hintergehe, damit ieder sich fürchte, das Publikum vorsäzlich zu belügen; so sage ich S. 7. daß ich blos ware Facta aufneme, und daß ich nichts drukke, wenn sich mir der Einsender nicht nent. Die Namen ienes Einsender, welche mir ware Facta berichten,

verschweige ich, und nenne sie niemals; allein, heißt es daselbst:

III Fals über das erzälte Factum Beschwerden geführt würden; so vertrete ich den Einsender so lange, lasse mich so lange, als ob ich selbst Verfasser wäre, behandlen, bis es gerichtlich erwiesen ist, daß dieses Factum unwar gewesen. Dann muß der Einsender sich selbst vertreten, dann werde ich ihm alles Vorgefallene schreiben, von ihm einen öffentlichen Widerruf verlangen, und im Falle er hiezu sich nicht verstehen wolte, ihn als einen Pasquillanten behandlen; aber bei Gott dies nicht eher, als bis die Unwarheit des erzälten Facti gerichtlich erwiesen ist.

Wo verspreche ich also, den Vater immer geheim zu halten? Verspreche ich nicht vielmer, ihn zu nennen, fals erwiesen wird, daß er das Publikum und mich belogen hat? Und müssen Liebhaber dadurch nicht kopfscheu werden, mir die Misgeburten, die Unzufriedenheit, Rachsucht oder Mutwillen ausgehekt, mir anzuvertrauen? — Wer wird sich's getrauen, da ich ihn gewiß nenne, fals es erwiesen ist. Und überdies untersucht ieder erliche Journalist vorher, ob der Aufsaz nicht innere Widersprüche, Zeichen der Falschheit habe. In dem Falle wird er onehin nicht gedrukt. Sie selbst müssen nun fülen, daß sie nur ienen Teil des Publikums täuschen wolten, der mich nicht kent, der meinen Zuschauer nicht ließt, der sonst nichts, als ihre Monatsschrift und das Religionsiournal kent. Sie wolten one alle Gründe, und gegen die Warheit mich

bei diesem Teile des Publikums herabsezzen; denn daß ich bei dem andern dadurch nichts verliere, sondern vielmer gewinne, davon bin ich überzeugt, und würdige Freunde haben mir ihr Beileid über ihre Verunglimpfungen schriftlich bereits mitgeteilt. Sagen sie selbst, ist das erlich? ist das kristlich? etwas, was man besser wissen kan, geflissentlich zu verbrechen? Welcher Journalist hat das iemals getan? Sie müssen mir also zeigen, wo ich alle Liebhaber ꝛc. eingeladen habe, ihre Misgeburten u. s. w. mir anzuvertrauen; sie müssen mir zeigen, wo ich gesagt habe, den Einsender allezeit geheim zu halten; und wenn sie das nicht können; so müssen sie wiederrufen, oder ich bin befugt, sie insgesamt mit ihren Vor- und Zunamen öffentlich als Verläumder zu nennen. Oder wollen sie haben, daß man auch ware Facta nicht drukke, daß man auch den Einsender warer Factorum nennen müsse; so werfen sie nicht blos mit Machtsprüchen um, sondern beweisen, daß dieses Pflicht sei. Aber sie erkennen selbst, daß dieses nicht Pflicht sei, sonst würden sie ebenfals verbunden sein, ihre Einsender aus Pommern, München, Wien, Freiburg u. s. w. zu nennen. Es bleibt also nur der Fal übrig, wenn der beschuldigte Teil behauptet, es sei ein Falsum, der Einsender aber seinen Aufsaz beteuret. Lassen sie uns dieses en detail zeigen. Caius spricht, Sempronius ist ein Schurke. In diesem Falle ist Caius verbunden, dieses zu beweisen, oder Sempronius fodert Genugtuung. Nach dem Beweise des Caius hat Sempronius nichts zu fodern, es sei denn, daß er den Beweis entkräfte. Hingegen sagt Caius, Sempronius habe an diesem Tage hundert Taler aus dieser Kasse entwendet, beweißt dieses

durch angefürte Tatsachen. In diesem Falle muß Sempronius beweisen, daß er an diesem Tage die hundert Taler nicht gestolen habe. Dann wird Caius genent, fals es Sempronius fodert, und zur Bestrafung angezeigt. Allein so lange Sempronius nur im Algemeinen sagt, Caius hat gelogen, so lange halte ich mich nicht für verbunden, Caium zu nennen. Wenden sie dieses auf iedes im Zuschauer erzälte Factum an. Der angegriffene Teil hat nicht einmal nötig, mit mir deshalb zu rechten, er darf nur mir priuatim hinlängliche Beweise der Falschheit geben, und ich verfare so.

Allein die Herren Monatsschriftsteller möchten auf den Einfal geraten, zu sagen „sie haben die Einleitung nicht gelesen," um sich nur vor dem Vorwurfe der Verläumdung sicher zu stellen. Erstlich würden sie dadurch geradezu gestehen, daß sie in den Tag hineinschreiben, one zu bedenken, was sie sagen. Sie würden dadurch ihre Leidenschaften, ihren Wunsch, einen erlichen Mann bei dem Publikum durch Machtsprüche blos herabzusezzen, offenbar an den Tag legen. Aber 2) sie haben das 4te Heft des Zuschauers gelesen. In diesem Hefte steht S. 86. was ich auch gerichtlich vor der Bücherkommißion deponirte:

„Wird mir gezeigt — daß irgend ein unwares Factum
„eingerükt sei; so bin ich nicht nur erbötig den Ein-
„sender zu nennen, wil nicht nur wiederrufen, son-
„dern gewiß auch öffentlich den Einsender so behand-
„len, wie es Pasquillanten verdienen. Nur muß
„auch die Unwarheit der Factorum nicht blos durch

„eine sultanische Sentenz, sondern durch Gründe dar„getan sein. Meine Aktenstükke, fals sie die erfo„derliche Requisita haben, müssen so lange Fidem „haben, bis ebenfals durch Aktenstükke gezeigt wird, „daß die Sache falsch sei.“

Und S. 89. heißt es:

„Auf der einen Seite können meine Korrespondenten „sehen, daß ich alles tun werde, so lange sie mir „ware Facta einsenden; auf der andern Seite wolte „ich aber auch deutschen Fürsten zeigen, daß ich gern „erbötig bin, iene Einsender, die lügen, zu nennen. „Dieß muß alle abschrekken, mich zu hintergehen, da „ich hier noch einmal mein Wort wiederhole, sie zu „nennen, wenn sie mich belügen.“

Das nämliche sage ich noch an verschiedenen Orten. Ich bitte alle Korrespondenten mir nichts zu sagen, was falsch ist, und mich nicht zur Publikazion der Falsorum aufzufodern. Und wie behutsam ich zu Werke gehe, habe ich teils in diesen Fr. Bemerk. teils im 6. Hefte oft gesagt.

Das Publikum urteile hieraus selbst, ob die Monatsschriftsteller iene Warheitsfreunde sind, die, wie sie versprechen, nichts als Warheit schreiben. Wir wollen sehen, ob diese Herren nicht wenigstens, der Warheit zu Ehren, öffentlich gestehen werden, daß sie sich geirret haben.

Sie könten aber noch einwenden, daß ich zwar in der Anzeige dieses versprochen, im Zuschauer selbst aber nicht gehalten habe.

Sie treten also hervor, und zeigen mir mit ihrer Namen Unterschrift: welcher Aufsaz denn derienige sei, den Unzufriedenheit, Rachsucht, Mutwillen heimlich ausgehekt? Sie zeigen mir, wo ich gesagt habe, den Vater immer geheim zu halten. Ich werde antworten. Allein durch Stilschweigen, durch Machtsprüche, durch Schimpfen berechtigen sie mich, fals sie nicht wiederrufen, sie mit Vor- und Zunamen öffentlich als Verläumder zu nennen, und das Publikum wird sie dafür halten, weil sie geflissentlich, da der Zuschauer sie selbst eines bessern beleren konte, Unwarheiten von mir ins Publikum brachten. Sie würden auch doppelt schuldig erscheinen, da sie S. 982 Wiederruf versprechen, fals sie überzeugt seien. Ja! sie müssen meine Aeußerungen, wenn sie nicht parteiisch erscheinen wollen, wenigstens als Gegennachricht, als Widerspruch einrükken, um das Publikum in den Stand zu sezzen, darüber urteilen zu können.

Sie werfen mir vor, „daß ich iene Misgeburten deshalb aufneme, um damit Gewerbe zu treiben, und das liebe Brod zu gewinnen.“

Daß ich mir den Zuschauer, der mich gewiß zehnmal mer kostet, als ihre Monatsschrift kostet, bezalen lasse, wird doch hoffentlich eben so erlaubt sein, als daß sie sich ihre Monatsschrift bezalen lassen. Hätte ich so viel Ver-

mögen, als sie, meine bepfründete Herren, so würde ich den Zuschauer noch zweimal so wolfeil geben, würde dadurch zeigen, daß noch ganz andere Zwekke, als Gewinn, mich bewogen, dieses Journal herauszugeben. Haben Sie so viel Vermögen; so genießen Sie es in Ruhe; ich gönne es Ihnen von Herzen. Spricht mich mein Herz von Eigennuz frei, sehen iene, mit welchen ich in Verbindung zu stehen die Ehre habe, daß ich nicht eigennüzzig bin; so bin ich schon zufrieden. Ich habe weder von ihnen, noch von sonst iemand etwas begert; sondern arbeite, um mein Brod zu verdienen, und ruhig zu leben. Können sie one Arbeit ihr Brod essen; so sehen sie zu, wie sie das beim Schöpfer verantworten.

Daß ich den Drukort nicht nenne, geschieht, weil ich auf einer Reise seit dem Mai begriffen bin. Ich gehe durch das südliche Deutschland, die Schweiz, dann Italien, gehe warscheinlich nachher nach Wien, und lasse den Zuschauer bald da, bald dort drukken. Sobald ich einen festen Wonsiz wieder habe, lasse ich den Zuschauer an einem Orte drukken, und nenne diesen Drukort. Es wäre in der Tat schlimm für Deutschland, wenn man nicht den Zuschauer an einem Orte mit Erlaubnis drukken dürfte. Allein ich verstehe sie, was sie mit dem nicht one Ursache sagen wollen. Sie wollen auch meinen gnädigsten Landesvater gegen mich aufbringen.

Sind sie deutsche, unparteiische Männer, so geben sie meinem gnädigsten Landesvater die Vorrede zu meinem Zuschauer, und meinen Zuschauer selbst in die Hände,

Zeigen sie Ihm dann diese meine Verteidigung. Aber hüten sie sich, Ihm vorher mich geradezu Pasquillanten zu nennen, one es zu erweisen. Ja! ich darf Ihn selbst zum Schiedrichter zwischen ihnen und mir aufrufen. Er sol entscheiden, wer von uns beiden Verläumder war. Ich eile zu Ihm selbst hin, und gebe Rede und Antwort von dem, was ich schrieb. Ich wil Ihm zeigen, ob irgend ein Mensch in der Welt, wie vielweniger ein Großer, vom Zuschauer etwas zu fürchten habe, wil Ihm beweisen, daß, nach ienen Verheißungen, dieses Journal nie zum Pasquil usurpirt werden könne. Es ist keine Kunst einen erlichen Mann bei dem Fürsten verdächtig zu machen, wenn man blos im Allgemeinen spricht, nie detaillirt seine Angabe beweißt. Ich gebe Rede und Antwort über Alles, was ich gedrukt habe; ia ich bin erbötig diese Rede und Antwort selbst in Mainz zu geben. Können sie mer fodern? — Das Publikum kan hieraus ebenfals sehen, wie gewiß ich meiner Sache sein muß. Es solte mich freuen, wenn ich meinem Landesvater zeigen könte, daß gerade Sie, Sie unter allen Journalisten die einzigen sind, die blos durch Machtsprüche entscheiden. Andere Journalisten erzälen Facta und lassen das Publikum urteilen; sie verschweigen Facta, deklamiren blos, und urteilen one Beweis. Dies war der Fal bei den Hrn. Schlözer, Goekingk u. s. w. und izt bei mir. Sie faren fort:

„ein zweimal aus der Abtei zum H. Peter in Er„furt entflohener Benediktiner Mönch" —

Es ist war, ich habe zweimal dies Kloster verlassen. Das erstemal veranlaßt durch die Schikanen zweier Mönche, denen ich zum Opfer ihrer Zwietracht dienen

solte, veranlaßt durch eine von ihnen selbst so genante impertinente Mönchsstrafe, veranlaßt durch die gewisse Ueberzeugung, daß ich die Pflichten des Mönchsstands, den ich im 19ten Jare, one ihn zu kennen, nicht im 22sten, wie fälschlich und wider Wissen und Gewissen in der an Se. Kurfürstl. Gnaden erlassenen Bittschrift von der Erfurtischen Behörde angegeben ist, wälte, nicht erfüllen könte, veranlaßt durch gewisse angezettelte Schikanen. Ich hatte schon niermalen gesagt, daß ich, den mir intra quinquennium zustehenden Rechten zufolge, meine Vota annulliren wolle. In der festen Zuversicht, daß dieses ausserhalb des Klosters besser geschehen könne, ging ich, und suchte Dispensazion. Ich durfte nach der päbstlichen Erlaubnis iedes andre Kloster, ieden andern Orden wälen; damit war mir aber nicht gedient, da ich die Mönchspflichten nicht erfüllen konte. Ich kerte nun zurük, um die Annullazion coram iudice ordinario zu bewirken. Welche Hindernisse man mir in Weg legte, weiß man in Erfurt. Ich durfte den Prozeß coram iudice ordinario nicht anfangen; sondern mußte blos den Viam gratiae einschlagen, ongeachtet in meinem Klaglibell Gründe enthalten waren, die, wenn sie zu den Oren Sr. Kurfürstl. Gnaden gelangt wären, mir sogleich, wie ich glaube, die Annullazion bewirkt haben würden. Allein dieses Klaglibell kam nicht einmal ad protocollum, und die Erlaubnis in Rom Dispensazion zu suchen, erwartete ich vom 9ten September bis zum Februar vergeblich. Ich habe hier von verschiedenen Behörden Originalbriefe in Händen, die ich täglich zu meiner Legitimazion produziren kan. Diese Verzögerung, und das darauf in Erfurt entstandene

algemeine Gerücht, das ich durch Zeugen beschwören lassen kan, mußten in mir Mistrauen erwekken, und ich verließ das Kloster zum zweitenmale, ebenfals wieder um Dispensazion desto sicherer zu erhalten. Gerade am 6 Februar, da ich über ien entstandenes Gerüchte 14 Tage wenigstens vorher Erläuterungen mir ausbat, erhielt ich die Erlaubnis, in Rom die Dispensazion zu suchen. Einmal waren schon die Veranstaltungen zu meiner Flucht getroffen, die ich nicht mer ändern konte, und dann konte diese Erlaubnis, die erst, nachdem ich autentische Erläuterung über ien Gerücht 14 Tage lang umsonst mir erbeten hatte, mein Mistrauen nicht stillen. Ich ging also zum zweitenmale, suchte abermals meine Dispensazion und erhielt diese mit Kürfürstlicher gnädigster Erlaubnis von Sr. Heiligkeit zu Rom. Dies konten Sie in Mainz wissen; aber um mich verhaßt zu machen, ließen sie dieses geflissentlich hinweg. Ich weiß nicht, ob Ihnen dergleichen geflissentliche Auslassungen beim Publikum zur Ere gereichen werden. Und darum, damit auch das Publikum dieses wisse, lasse ich die Hauptsache aus meiner Dispensazionsurkunde hieher sezzen.

„Nos Joannes Georgius Josephus ab Eckart Dei gratia ac Sedis Apostolicae autoritate Episcopus Joppensis, Suffraganeus Erfordiensis &c.

Omnibus has literas inspecturis Salutem ac omne bonum. Posteaquam Fr. Maurus (dies war der Klostername) Wincopp O. S. B. in Monasterio SS. Petri et Pauli hic Erfordiae professus ac ex dicto Monasterio bis profugus mediantibus Nobis apud Sanctam sedem

Apoſtolicam humillime ſupplicauerit, quatenus Sanctitas ſua ob detectas ſubin in vita clauſtrali difficultates ſecundum animi ſui diſpoſitionem vix ſuperabiles, *aliâque motiua* in literis ſupplicibus latius adducta in Votis ſolemnibus diſpenſare clementiſſime dignetur; ac Sanctitas ſua facultatem nobis benigne conceſſerit &c. &c.

Hinc *obſeruatis* praeuie *omnibus* a Sancta ſede Apoſtolica *praeſcriptis* ſaepe memoratum Oratorem ab omnibus cenſuris et poenis eccleſiaſticis, quomodolibet incurſis *pro vtroque foro abſolutum*, ac modo ſupra recenſito *in vim Conceſſionis Apoſtolicae pro vtroque itidem foro diſpenſatum* eſſe vigore praeſentium declaramus ac manifeſtum facimus. In cuius fidem praeſentes literas propria manu ſcripſimus ac ſubſcripſimus, ac conſueto noſtro Sigillo muniri fecimus. Dabamus Erfordiae d. 29 Junii 1784.

(L. S.) Georgius Joſephus
Epiſcopus Joppenſis, Suffraganeus Erfordienſis.“

Mein nummer aber durch dieſe Diſpenſazion getilgtes Verbrechen beſtand darin, daß ich die Diſpenſazion auſſerhalb des Kloſters ſuchte. Oder, da ich die Mönchspflichten nicht erfüllen konte, war es beſſer, ich blieb im Kloſter, ward Heuchler, ſtellte mich als Mönch, und war ein — Schurke? — Antworten ſie hierauf! — Ich weiß, daß es an manchen Orten ſolche Heuchler giebt. Meine Sache war es nicht, wird es nie ſein können, ich rede und ſchreibe, wie ich denke.

„Verfaſſer mererer berüchtigten Pieçen“ ſagen Sie. Die Welt möchte denken, ich hätte wider Stat, Religion

und gute Sitten geschrieben. Hier ist mein Verzeichnis: 1) Von dem Einflusse des Mönchswesens auf Stat und Religion. 2) Ueber die bürgerliche und geistliche Verbesserung des Mönchswesens. 3) Hartungus. 4) Serafine. 5) Adelheid und Theodor, oder Briefe über die Erziehung, aus dem Französischen der Gräfin Genlis; drei Teile. 6) Briefe eines reisenden Franzosen über den gegenwärtigen Zustand der Oesterreichischen Niederlande, aus dem Französischen; drei Teile. 7) Bibliothek für Denker, zwei Bände. 8) Der deutsche Zuschauer, wovon nun 6 Hefte erschienen sind, und den ich fortsezze. Nun lese das Publikum, und urteile, ob das so berüchtigte Pieçen sind? Noch muß ich errinnern, daß die vier ersten Schriften vor erhaltener Dispensazion geschrieben wurden. — Allein die Mainzer Herren haben vieleicht nicht einmal diese Pieçen gesehen, und sprechen blos durch Machtsprüche, um mich verhaßt zu machen, und bei Leuten herabzusezzen, die meine Schriften nie lasen. Ist das erlich? ist das kristlich? Sie werden nach ihrer Gewonheit ausrufen — Was, so ein Gelbschnabel, so ein elender Schlukker wil uns Moral leren, uns S. Theologiae Doctores? — Behüte mich der Himmel, so überaus gelerte Herren etwas leren zu wollen. Ich zeige dem Publikum ihre Handlungen und das entscheide.

Was sie wider die Warheit von Herrn von Kranz und Wolf sagen, hoffe ich, werden Sie als erliche Männer nach Empfang des VI. Hefts des deutschen Zuschauers sogleich wiederrufen. Sie scheinen von Pflichten gar keine Begriffe zu haben, wenn sie sagen: „was tut man nicht

„ums Brod, wenn man den gedekten Klostertisch nicht „mer findet.“ Ich wolte ia diesen gedekten Klostertisch nicht haben, und es hat mich Mühe genug gekostet, von ihm loszukommen. Hätte ich bei dem Zuschauer keine andere Zwekke, als das liebe Brod; so wäre ich in der Tat ein großer Tor, mich so vielen Verdrüßlichkeiten und Arbeiten auszusezzen. Gesezt auch, daß Schriftstellerei meine einzige Resource wäre; so würde ich weit mer verdienen, wenn ich blos übersezte. Gott sei Dank; ich kan Sprachen, und sie wissen, daß in Frankreich, Italien und Engelland immer noch gute Bücher erscheinen. Allein so glaube ich durch den Zuschauer zu nüzzen, und darum gebe ich lieber dieses Journal, als etwas anderes, heraus. Ueberzeugen Sie mich, daß mein Zuschauer nichts nüzt; und daß es besser wäre, ich schrieb Labrische Betisen oder Müllersche Dissertazionen; nu! so schreibe ich eine Legende der Heiligen oder eine Dissertationem à la Müller.

Die Apologie der Publizität können Sie in gegenwärtiger Schrift lesen; solte ihre Neugierde noch nicht gestilt sein; so warte noch einmal, und wenn Sie wollen, in Ihrer Monatsschrift selbst, auf, da können Sie gleich Ihre Anmerkungen beifügen. Ich elender Schlukker sol mit Mariåborn um mich werfen. Gott behüte mich, daß ich Ihnen so etwas wünschte. Nein! meinem ärgsten Feinde nicht. Allein sie sagten nicht undeutlich in Ihrer Monatsschrift, daß Herrn Kanzleidirektor Goekingk Spandau bevorstehe, wenn er seine Einsender nicht nenne. Sie beleidigten nun in Ihrer Monatsschrift den Königlichen Preussischen Hof dadurch, da es nicht war ist. Ich meinte da-

her, wenn dieser Hof sich beschwerte, und sie wolten Ihren Einsender nicht nennen, und das Mariäborn träte statt Spandau ein; so würden wir andere über Sie nicht lachen, nicht spotten — wie Sie; sondern wir würden trauren, über den Verlust deutscher Preßfreiheit. Es geschah also blos, um Ihnen recht fülbar zu machen, wie schändlich es sei, über vermeinte Feinde zu triumfiren. Indessen wenn Sie so fortfaren von Kaiserlichen Operazionen zu schwazzen; so könte denn doch einmal bei Ihnen auch eine Nachfrage geschehen. Allein freilich sind fürstliche und bischöfliche Grundsäzze himmelweit von einander unterschieden. Wir dürften gewiß über den Mainzer Hof nicht die Hälfte von dem sagen, was Sie über den Kaiserlichen Hof und dessen Regierungen schreiben; one von demselben angehalten zu werden, unsre Einsender zu nennen. Man vergleiche das Goekingkische Journal mit diesem Mainzer, und urteile.

Sie reden von Arrest, und von Anekdoten.

Zwingen Sie mich nicht, laut zu sprechen. Diesmal schweige ich aus Schonung gegen einen Mann, der selbst hintergangen wurde, der bei meiner Anwesenheit in Erfurt dies selbst sagte, und der eben, weil er mich Unschuldigen one seine Schuld beschimpfte, durch erzeigte Gefälligkeiten mich dieser unschuldigen Schmach vergessen machen wolte. Bei dem erkundigen Sie Sich, ehe Sie sprechen. Sprechen Sie aber; so lasse ich Akten und Originalbriefe drukken, gebe meine Zeugen an, lasse diese auf meine Kosten gerichtlich abhören, lasse diese Zeugen-

verhöre, die Herzoglich-Sachsen-Weimarische Reskripte, kurz, alles drukken. Aber dann seien Sie Minister oder Exzellenz, Hochwürden Gnaden oder Reuerentia; so werde ich Genugtuung fodern. Der erlichste Mann kan eine Unwarheit in der Welt verbreiten, er kan hintergangen sein; aber nur ein Bube, ein Bösewicht kan Unwarheiten, die er besser wissen kan, und weiß, der Welt für Warheit verkaufen. Ich ward algemein eines Verbrechens beschuldigt, ward drei Tage nach meiner Entweichung aus dem Kloster in einem drei (*) Meilen von Erfurt gelegenen Weimarischen Städtchen auf Ansuchen der geistlichen Macht arretirt. Man verlangte meine Auslieferung. Die Herzogl. Weimarische Regierung verlangt die Acta, um zu sehen, ob ich Verbrechen begangen, oder ob man mich blos der Entweichung aus dem Kloster halber zurük verlange. Bin ich Verbrecher; so wil man mich ausliefern. Man gibt die Acta nicht her, man zeigt die Verbrechen nicht an, spricht nur im Algemeinen, man versagt mir das rechtliche Gehör, das ich foderte. Man bietet mir saluum conductum an, wenn ich nur zurükkomme. — Die Herzogliche Regierung schreibt zurük, daß, wenn man keine Verbrechen angeben könne und wolle, man zu glauben befugt sei, daß blos meine Entweichung aus dem Kloster der Grund zur Zurükfoderung sei, und daß man mich also auf freien Fuß stellen werde, wenn iener nicht erfolge. Man antwortet nicht, ich werde frei gelassen. Zwei Jare darauf

---

(*) So nah hält sich doch wol kein Verbrecher drei Tage lang auf, und schreibt Briefe nach Erfurt.

komme ich one *Saluus Conductus* nach Erfurt, und wil mich dispensiren lassen. Meine erste Frage ist: Was hatt' ich verbrochen? — „Es war ein Irtum.“ — Ich wandle frei in Erfurt herum. Ich gehe in das Kloster, in welchem ich Profeß getan; frage den H. Prälaten nach meinem vorgeblichen Verbrechen. — „Der Irtum hat „sich gefunden, sein Sie still.“ — Ich glaube mich durch die erhaltene Dispensazion, und durch das achttägige freie Sein in Erfurt gerechtfertigt, schweige aus Dankbarkeit für erhaltene Dispensazion, weil onehin ganz Erfurt mich unschuldig erklärt, und gehe. Nun trit nach einem Jare ein Mainzer Herr auf, und spricht so mystisch von der Sache. Nein, iunger Herr! Ich provozire auf die *Acta*. Noch weiß ich mein Verbrechen nicht. Aber meiner vollen Unschuld bewußt, provozire ich auf die kompleten Akten. Ich bin meiner Bitten ongeachtet niemals gehört worden. Dessen ongeachtet publiziren Sie die Akten aber treu und vollständig, und wollen Sie erlich sein, so teilen Sie mir solche vor der Publikazion zur Verteidigung mit. Ich wil Ihnen alle Originalbriefe auch mitteilen, wil Ihnen, fals Zeugen vonnöten, auch Zeugen angeben, denn alle meine Handlungen sind vor Zeugen geschehen. Kurz, der Proceß sol so iuristisch, als möglich, instruirt werden, und dann sei der gnädigste Kurfürst, oder das Publikum Schiedrichter. Nur das bedenken Sie allezeit, daß ich niemals gehört worden, und daß, ehe die Akten volständig werden, ich auch gehört werden müsse. Dann erlaube ich gern ienen Herren zu repliziren. Ja! noch mer, wir wollen die Akten förmlich instruiren lassen, und auf eine Ihnen selbst

beliebige Fakultät senden, und das Urteil, oder fals einer appellirt hätte, alle Urteile samt den rationibus decidendi publiziren, fals die Publikazion der gesamten Actorum zu weitläufig scheinen dürfte. — Noch weiß ich nicht, was man mir Schuld gab, aber meiner Unschuld bewußt fürchte ich den bübischen Verläumder nicht, und hoffe Mittel in Händen zu haben, iede Verläumdung zu entkräften. Es ist mir in der Tat leid, daß ich so heftig sprechen muß, allein bei einer so mystischen Sprache, wer mag da gleichgültig sein? — — Für dieses mal hiervon genug, das Publikum kan indessen urteilen. Ich wil auch billig sein, und vermuten, daß der Mainzer Verfasser hintergangen sein kan; gesteht er das; so ist — der Prozeß gehoben. —

Sie wollen von mir Anekdoten publiziren? Gut! Ich gestehe, daß ich nicht allezeit so handelte, wie ich wol izt handelte. Die Jesuiten erzogen mich, uud von ihnen erhielt ich keine moralische Grundsäzze. Die Klostererziehung kennen Sie. Also daß ich izt besser handle als ehemals, hab ich Ferguson, Garve, Feder, Moses Mendelsohn und solchen treflichen Moralisten zu verdanken. Publiziren Sie also Anekdoten, ich werde mir die Freiheit nemen, auch von Ihnen, meine Herren, das Publikum zu unterhalten. Ich kenne wenigstens einige von Ihnen von Ihrer Geburt an, durch — Privatkorrespondenz, wodurch Sie mich doch auch nur kennen. — — —

Die Unwarheiten, die sie hätten wiederrufen sollen, habe ich in diesen Bemerkungen angezeigt. Also sie be-

haupten noch einmal, Hrn. Kanzleidirektor Goekingk sei bei Spandau anbefolen worden, den Mainzer Einsender zu nennen, Herrn Hofrat Schlözer sei bei *Cassation* reskribirt worden, odiosa aus den Statsanzeigen wegzulassen. Sie haben das, wie Sie sagen, aus Privatkorrespondenz, und wollen wiederrufen, wenn Sie überzeugt werden. Was Hn. Kanzleidirektor Goekingk betrift; so liegt das Königl. Preußische Reskript da; wenn Sie einem von Ministern unterschriebenen Reskripte nicht mer trauen, was wollen Sie noch für Beweis? Herr Hofr. Schlözer wird hoffentlich das an ihn ergangene Reskript publiziren. Im ersten Falle hätten Sie schon wiederrufen müssen, im zweiten Falle müssen Sie es noch tun. — Und dann ist die Sache nach Ihrer Meinung entschieden, und wieder gut gemacht. Also wir erhalten von Mainz durch Privatkorrespondenz Nachrichten von dasigen lebenden Gelerten, und Vikariatsherren — bedenken Sie Königl. Preußischer Kanzleidirektor, und Kurhannöverischer Hofrat sind die Herren, von denen Sie so sprachen — die für dieselben beleidigend sind. Wir publiziren Sie. Die Sache ist falsch. Wir wiederrufen und alles ist nach Ihrem Geständnisse gut gemacht. Aber wir sind noch pünktlicher und genauer. Um von der Falschheit hinlänglich überzeugt zu sein, rükken wir iede Gegennachricht ein, um das Publikum in den Stand zu sezzen, ein volständiges Urteil zu fällen, wiederrufen, wenn wir überzeugt sind, und nennen den Einsender, wenn er vorsäzlich uns ein *Falsum* eingesendet hat. Freilich ist ihr Weg der kürzeste. Sie rükken die Gegennachrichten nicht ein, und sprechen, um sich auch eines Wiederrufs zu entledigen: wir

sind noch nicht hinlänglich überzeugt. Sagen Sie ums Himmels willen, wie können Sie in Betref Hrn. Goekingks besser als durch ein Königlich Preußisches Ministerialreskript überzeugt werden? Allein der oder die Herausgeber sind auch niemals Richter. Sie teilen Acta mit, und, je volständiger diese sind, desto besser und richtiger kan das Publikum urteilen. Da nun alle Journalisten weit genauer, als Sie, verfaren; so dürfen Sie auch gar nicht darüber sprechen, wenn ein andrer über Mainz etwas publizirt. Sie können ihn widerlegen, und in diesem Falle wird er Ihre Widerlegung einrükken; aber weiter dürfen Sie künftig Nichts fodern, one sich in den Augen des ganzen unparteiischen Publikums ein Dementi zu geben.

Was die Ihnen Schuld gegebene Ignoranz betrift; so müssen Sie gestehen, daß Sie gar nicht wußten, wo das Fürstentum Schwarzburg-Sondershaußen lag, und das ist doch wol Ignoranz? — oder daß Sie etwas in den Tag hineinschrieben, one es zu überdenken, da Sondershaußen zwischen Erfurt und Heiligenstadt liegt, dort herum gar Nichts katolisch ist, und Sie folglich durch inkompetente Reformatoren, ihre eigne geistliche Herren hätten meinen müssen. Und es bleibt dabei, man macht nicht eher eine solche Anmerkung, bis man die Sache versteht. Ich habe mich schon in diesen freimütigen Bemerkungen darüber erklärt. — Wiederrufen haben Sie aber auch diese Nachricht nicht; sondern nur gesagt, daß Sie es auf katolischen Gottesdienst gemeint hätten. Ja, Sie sagen nicht: wir haben geirrt; sondern suchen sich durch wenigstens ehemaligen Privatgottesdienst zu entschuldigen, meinen doch nicht so recht gefelt zu haben.

Um den Leser Ihrer Monatsschrift noch recht irre zu füren, und zu täuschen, um ihn zu überzeugen, daß man an Ihrer Monatsschrift gar nichts tadeln könne, hängen Sie ser bedächtlich an:

„Merken Sie dann nicht, daß es nur gesuchte „Krakele sind?“

Das unparteiische Publikum urteile; ob alles, was man an der Mainzer Monatsschrift ausgesezt hat, gesuchte Krakele waren. Es urteile, ob icht eben diese Herren durch solche und dergleichen Ausrufungen sich verdächtig machen, daß sie keine andre Absicht haben, als ein gewisses Publikum, das sonst nichts als ihre Monatsschrift und ien so verschreites Religionsiournal ließt, irre zu füren.

Daß sich übrigens nach Ihrer Versicherung alle Ihre Mitarbeiter mit mir in Absicht der Gelersamkeit, der hohen Einsichten u. s. w. wenigstens messen, wie sie demütig hinzusezzen, ia, ich gestehe Ihnen, mich hundertmal übertreffen, läugne ich gar nicht. Ich bin izt 26 Jare alt, durfte drei Jare in den Schulen der wolerwürdigen PP. Societatis Jesu nichts lernen — das bekenne ich gern, obschon ich zweimal primum ex argumento praemium bekam, und im dritten Jare wurden keine ausgeteilt — mußte drei Jare im Kloster die heilige Aszesin, philosophiam Boehmianam, & Theologiam Schrammianam und Goldhagen Scripturisticam etc. meinem Gedächtnisse inokuliren — sagen Sie nun selbst, wo ich da etwas

hätte lernen sollen, oder wie viel Zeit mir übrig blieb, etwas zu lernen.

Nun seitdem mich die heilige Kutte nicht mer hindert, ein gutes Buch zu lesen, studire ich freilich, und mein Sprüchwort ist:

Lerne täglich mer, werde weiser und tugendhafter.

Dieses ist, lieber Leser, die von Gießen, Frankfurt, Banz, Mainz und den Verfassern selbst so gepriesene Monatsschrift. Nicht wie Se. Kurfürstlichen Gnaden in Ihrer Rede sagen: das Werk des Gottesgelerten, der die moralischen und kristlichen Tugenden in einem ausgezeichnet hohen Grade besizt und ausübt, nicht des Rechtsbeflissenen, der der gerechteste und billigste Mann ist, nicht Beurteilung mit anständiger Höflichkeit, nach den ächten Regeln der Kritik, und one Bitterkeit, wo vordringende Liebe zur Warheit die Feder in die Hand giebt. — Die Verfasser schreiben nicht nach Grundsäzzen, sondern aus Absichten; sie sprechen iedem Hyn, der ihre Absichten nicht befördern wil, geben alle Augenblikke Sr. Maj. dem Kaiser zu verstehen, daß es nicht recht sei, gegen ihre Gesinnungen zu handeln, hönen den Pabst, die Fürsten, die hohe Geistlichkeit, u. s. w. Sie ermuntern stäts die geistliche Macht wider die weltliche zu Felde zu ziehen, und rufen stäts wir wir wir E. M. G. Monatsschriftsteller tun kund und zu wissen, gleich, als ob sie Diktatoren und Vertreter der gesamten geistlichen Macht wären.

Sie beschweren sich über das Auskommen Landesherrl. Verordnungen, und publiziren selbst in iedem Hefte einige, ia selbst Gerichtsprotokolle u. s. w.

Sie beklagen sich über das Kommentiren dieser Verordnungen, und kommentiren in iedem Hefte inn- und ausländische Befele u. s. w. Sie beklagen sich über das Schimpfen anderer Journalisten, und sind bis izt noch die einzigen, die iederman, der nicht wie sie spricht, wie ein leo rugiens anfallen, und zu verschlingen drohen, und ein eignes Schimpfwörterbuch gefunden zu haben, und ediren zu wollen scheinen. Das gelerte Verdienst der Monatsschriftsteller ist übrigens gar gering. Schale Gelersamkeit, Bruchstükke aus Kollegiumsheften vor die Verordnungen hingeschrieben, auswärtige Zeitungen ausgeschrieben, oder nachgedrukt, und dies alles mit dem Eigendünkel eines, wenn ich mich recht ausdrükken sol, païsan parvenu kommentirt, ist alles, was, meines Erachtens, die Monatsschrift enthält. — Doch hat auch sie so wie iede Drukschrift ihr Gutes: Sie enthält einige sonst vieleicht nicht bekant gewordene Urkunden, und lert bei allen ihren Mängeln, was man nicht tun, wie man nicht schreiben sol. Immer Verdienst genug!

Ich kan nicht umhin diese Schrift mit einer Fabel zu beschließen, die meines Erachtens einige gute Leren und Aufschlüsse enthält. Sie ist nach Alberti von Meisner

Der Spiegel.

„Der Stolze sah sein Bild im Spiegel, hielt es für „eine fremde Person, und nam es übel, daß sich solche

„nicht vor ihm beuge. Seine zornige Mine gieng natür-
„lich auch auf das Bild über. Eine neue Beleidigung
„für ihn, und er nam ein verächtliches Lächeln an. Auch
„dieses vergalt ihm der Spiegel. Aber länger konte de-
„Stolze seinen Zorn nicht mäßigen, er erhob den Stok,
„und zerschlug den Spiegel. Aber dann erst hatte er Ur-
„sache sich selbst Vorwürfe zu machen; denn statt des
„einen, der bisher über ihn gelacht hatte, sah und hört'
„er nun das Gelächter von vielen.

B S B
MÜNCHEN

Verbesserungen.

S. 44. Z. 5. solte statt sollen
S. 49. Z. 12. Vorschriften hatten statt Vorschrift hatte.
S. 78. Z. 12. des nämlichen statt das nämliche
S. 80. Z. 4. sieht das statt sucht
— — Z. 5. Merkur statt Journal
S. 82. Z. 16. schwerlich wird ein Menschenalter
S. 85. Z. 12. in iedem State statt in ieden Staten
S. 92. Z. 9 von unten, Boie statt Boin. Dieses kömt mermals vor.
S. 94. Z. 9. energische statt enargische
S. 107. Z. 14. Berichtgeber statt Bericht geben
S. 117. Z. 6 von unten, sich gegen den statt sich den
S. 141. in der Anmerkung d) wir statt wie
— — in der Anmerkung e) er statt es

März 1998

85370
Tel.: 0

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Winkopp, Peter Adolph,

P. A. Winkopp's Freimütige Bemerkungen über die Mainzer Monatschrift von geistlichen Sachen hauptsächlich Apologie der Publizität und Rechtfertigung deutscher Journalisten ; nebst einer Analyse der zu Regensburg sine die et consule ausgestreuten ... Bemerkungen, wie sich

Frankfurt u.a. 1785

Th.u. 400
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10786471-4
VD18 14773112-001